S
873
-2

Theodor.

Von

August Lafontaine.

Zweyter Theil.

Frankfurt und Leipzig,

1800.

Theodor.

Zweyter Theil.

Der junge Senk trat bei seiner Rückkehr ernst zu seinen Verwandten in das Zimmer. Niemand fragte ihn; alle aber drückten ihm zärtlicher, als gewöhnlich, die Hand, als wollten sie so Theodors Händedruck mit ihm theilen. „Ich weiß nicht," hob Lindner lang einem langen düstren Schweigen auf einmal an, „ob nicht der alte Philosoph Recht hatte, der sagte, man sollte lachen, sich freuen, und ein Fest geben, wenn man einen Menschen begrübe, der einem lieb gewesen wäre. Auch Sokrates hielt den Tod für eine Genesung von der schweren Krankheit des Lebens. Gut! ein Mensch, welcher stirbt, fällt in Gottes Hände; und wenn da jemand — Vater, Mutter oder Pflegevater, gleichviel wer — am Sterbebette eines Sohnes voll Glaubens an Gott lächelte (ich könnte es nicht, das weiß ich; denn dazu gehören Augen, wie der heilige Stephanus sie hatte): so möchte er das thun. Aber wenn ein Mensch, den ich so liebte, wie den Theodor — wenn der von uns geht,

nicht in Gottes Hände, sondern in die Hände der Menschen . . ." —

Ach, die oft so hart anfassen! seufzte Sabine.

„Ja wohl! was soll man dann machen? Denn seht, wenn man mich so von euch weg unter fremde Menschen schicken wollte, so möchte man mich eben so gut auf den Saturn schicken. Wo der Mensch geliebt wird, da ist seine Heimath. Und also, Kinder, will ich nur gerade heraus sagen: dies ist der betrübteste Tag, den ich erlebt habe, und das Schlagen der Uhren ist mir heute schon ein Paarmal wie Grabgeläute vorgekommen. Und daß ich so gut ein Philosophus cathedrarius bin, wie Seneca sagt, als du Sabine, und Senk, die ihr euer Lebtage nichts von der Philosophie gehört habt: das gesteh' ich frei heraus, und Gott wird es mir vergeben. Seht, ich habe mich ordentlich auf den heutigen Tag präparirt. Ich las, ich studierte in Walchs Philosophie das Kapitel von den Affekten. Aber was hilft es mir? Nichts. Man soll seinen Affekt ableiten — wie einen Sumpf durch Gräben und Kanäle. Lieber Gott! ich leite meinen Schmerz ja ab; denn seht, mir laufen die Augen über." — Sabine verhüllte das Gesicht in ihr Schnupftuch.

„Und es wäre noch die Frage," fuhr Lindner

fort, „ob der Mensch jeden Schmerz ableiten sollte, wenn er auch könnte. Sollten wir lieben, so mußten wir uns auch grämen können. Mich dünkt, Walch ist bei dem ganzen Kapitel noch etwas Schlimmeres gewesen, als ein Cathedrarius. Ich möchte heute nicht vergnügt seyn; ja, ich mag es nicht eher wieder werden, als bis ich unsern Theodorn wieder habe. Seinen Schmerz ableiten! Nein, das will ich nicht."

Was ist denn das, ein Cathedrarius? fragte Senk.

„Ein Philosoph, lieber Schwager, ein Held, ein König auf dem Katheder und bei seinen Büchern, aber im Leben, und wenn es gelten soll, wie heute bei uns, ein armer Sünder, der weder aus noch ein weiß, wie ich in dieser traurigen Stunde. Es hat überhaupt wenige wahre Philosophen gegeben: etwa ein halbes Dutzend ausgenommen, könnte man sie alle, ohne ihnen großes Unrecht zu thun, Cathedrarios nennen." — Der gute Lindner merkte nicht, daß er eben jetzt damit beschäftigt war, seinen Schmerz abzuleiten. Er wiederholte seinem Schwager und Sabinen das ganze Kapitel von den Affekten, erwies, daß der Schmerz nicht abgeleitet werden könne, wie Wasser von einem Felde, und leitete ihn dabei glücklich ab. Hm! hm! sagte Senk wohl zehnmal, und konnte keinen Uebergang finden, um auf seine Maschine

zu kommen, womit er Wasser von den Aeckern ableiten wollte. Recht, Schwager! brachte er endlich hervor: Thränen lassen sich nicht so ableiten, wie das Wasser von unsrer Wiesenbreite. Ja, wenn Gobel ein andrer Mann wäre, so sollten Sie sehen, in vier Wochen müßte die Breite trocken seyn.

Sabine war die einzige, die gar nichts gegen ihre Traurigkeit that, und die fortweinte, ob sie sich gleich von ihrem Manne die Maschine, und von ihrem Bruder die Mittel, Affekten zu mäßigen, beschreiben ließ. Senk hatte mit dem Vortrage über seine Maschine noch nie so weit kommen können, wie jetzt. Er holte das Modell, und erklärte das Getriebe. — Und warum, sagte Sabine, die, so oft sie irgend einen Schmerz fühlte, noch gütiger, nachgebender und besser war, als gewöhnlich — und warum versuchst du es nicht einmal mit Gobeln? — (Gobel hatte den benachbarten Acker, und mußte einen Graben hindurch ziehen, wenn Lindners Breite trocken werden sollte.) Senk sah ihr in die Augen, ob das ihr Ernst sey; dann betrachtete er seine Maschine darauf, ob sie den Zweck wohl erfüllen werde, und endlich sagte er: ja, August soll auf der Stelle zu ihm; ich will euch zeigen, daß ich das Wasser abzuleiten verstehe.

„Und den Gram um Theodors Abreise dazu,“

sagte Lindner, und schüttelte dem Schwager die Hand, der sein Modell noch immer mit funkelnden Augen betrachtete. August wurde gerufen, und ging sogleich zu Gobeln. Die Sache war mit diesem bald abgemacht; denn Lindner wollte die Gräben auf seine Kosten ziehen, und den Verlust, den Gobel an Boden erleiden mußte, ersezzen. So gewann Gobel selbst dabei. Doch war noch ein Punkt zu erörtern; denn der Mann konnte nie irgend eine Gefälligkeit erzeigen, ohne eine dagegen zu verlangen. Er hob so eben mit gefaltenen Händen an, Herrn Lindners Güte eine Lobrede zu halten, als ihn das Rasseln eines Wagens unterbrach, der vor dem Hause hielt. Meine Tochter, Herr von Senk! sagte Gobel, und ging hinaus, sie zu empfangen. August trat an das Fenster, und sah eine Figur auf einem Leiterwagen. Er konnte weiter nichts erkennen, als halb und halb ihr Gesicht; denn die ganze Gestalt war eingehüllt.

Gobels Tochter stieg vom Wagen, und trat an ihres Vaters Hand in das Zimmer. August erstaunte über das schöne, fromme Gesicht des Mädchens, das blöde und mit niedergeschlagenen Augen da stand. Gott sey gelobt und gepriesen! sagte Gobel; er gebe meiner seligen Schwester die ewige Ruhe! Ihr Vermögen ist, Gott sey Dank! in gute Hände gefallen. Ich freue mich, daß ich nun übrig habe, zu geben den Armen: zwar

nur ein Scherflein, aber aus gutem Herzen. Nun Marie, mein gutes Kind, weine nicht! Es soll dir hier nichts abgehen. Der Segen Gottes ruhet auf diesem Hause, und ich hoffe, du wirst ihn nicht von mir nehmen.

„O gewiß nicht, lieber Vater!" sagte Marie ganz leise. — „Gott segne meinen Eingang hier!" sagte sie dann ein wenig lauter, und, wie es schien, von ihrer Empfindung überwältigt. Sie fiel jetzt schluchzend ihrem Vater um den Hals. Recht, sagte Gobel; bete und arbeite! Ich habe es mir sauer werden lassen in der Welt, um dir einmal etwas nachzulassen, liebes Kind! Meine Schwester — Gott segne sie! — dachte nicht so, ob sie dich gleich an Kindesstatt angenommen hatte, und also hätte für dich sorgen sollen. — „O Vater," sagte Marie schmerzlich; das hat sie gethan, mehr als mütterlich. Ich werde nie anders als mit Segen an sie denken." — Das thue ich auch, ob ich gleich die Erbschaft noch einmal so hoch taxirte, als ich sie am Ende gefunden habe. Weine aber nur nicht, Marie. Ich weiß, wie das geht. Da gabt ihr jedem, der euch ansprach. Ich habe es ja wohl gesehen!

„Sollte denn die gute, selige Tante das nicht, lieber Vater?"

Ja doch; aber dem Heuchler, dem Faulen —

dem nur nicht, Marie. Darf denn der Mensch in Gottes Arm greifen? darf er seine Strafen abwehren? Und ist nicht Armuth die Strafe der Faulheit?

„Vater, wir sollen nicht richten!“

Ganz recht! Darum gebe ich nur dem, von dem ich genau weiß, daß er es verdient.

Hier mischte August sich in das Gespräch. Lieber Herr Amtsverwalter, verdienen wir denn alles, was Gott giebt?

Nichts, gar nichts, Herr von Senk. Wir sind unwürdige Knechte; aber man kann's doch auch übertreiben: den Armen geben, und die Seinigen Hunger leiden lassen. Sehen Sie, meine selige Schwester hat dem grossen, reichen Arbeitshause, in das nur schlechte Leute, Landstreicher gebracht werden, tausend Thaler vermacht.

„Ach!“ seufzte Marie; „die Tante glaubte, eben diesen schlechten Leute wären die rechten Unglücklichen.“

Ei was! sagte Gobel hitziger; mit schlechten Leuten muß man sich gar nicht einlassen, und wer . . .

Der beste aller Menschen, unterbrach ihn Senk, aß ja selbst mit Sündern.

Hm! hm! erwiederte Gobel verlegen: essen! davon rede ich nicht; das thue ich auch, wenn es Gelegenheit dazu giebt. Aber es steht in der Schrift: die Rache ist mein; ich will vergelten! Soll nun der Mensch, wenn Gott vergilt, den Bösen, den Sünder aus seiner Hand retten wollen?

Mitleidig lächelnd, dachte Senk an das, was Schall einmal gesagt hatte, als er das Sprichwort: „den Reinen ist alles rein," erklärte. „Man muß wahrhaftig den Menschen lieben, wenn man ihn nicht hassen will. Wer ihn nicht liebt, berufe sich ja nicht auf seine tugendhaften Grundsätze; er ist in Gefahr, ihn aus Grundsätzen zu hassen. Dem Unreinen ist alles unrein: er würde selbst auf dem Throne der ewigen Liebe die Schutzwehr für seine Unthaten finden. Mit der Bibel in der Hand wird er morden, und mit Gebeten auf den Lippen verfolgen." — O, fiel Senk jetzt lebhaft ein — o, Liebe zu den Menschen ist die einzige Tugend, und wahrhaftig auch der einzige Commentar der Bibel! — Gutes Kind, (so wendete er sich zu Marien) Sie haben gewiß jedes Wort in der Bibel verstanden.

„Ich hoffe es," antwortete Marie; „und

wenn ich manches nicht verstehe, so wird es mir Gott vergeben. Ich habe nicht gegrübelt; aber, was ich verstand, that ich in Demuth." Bei diesen Worten überzog eine hohe Röthe ihr Gesicht, weil sie sich selbst gelobt hatte; dabei schlug sie aber in stiller Inbrunst und mit kindlichem Vertrauen die Blicke gen Himmel, als sollte er ihr bezeugen, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Gobel ging jetzt hinaus, um nach den Sachen zu sehen, die Marie mitgebracht hatte, und der junge Senk ließ sich unterdessen von ihr erzählen, daß sie von der frühesten Jugend auf bei ihrer Tante, der frömmsten Christin, erzogen sey, und daß sie jetzt, nach dem Tode derselben, und als ihre Erbin, zu ihrem Vater zurückkehre. Das schöne Mädchen sprach sehr gut, und mit einer Innigkeit, die zu Herzen ging, aber dabei dennoch mit einer so holden jungfräulichen Zurückhaltung, daß Senk mit wahrem Vergnügen ihre sanft funkelnden Blicken betrachtete, so wie ihre pathetischen Töne hörte. Aus den Reflexionen, die Marie in diesem Gespräche über Menschen, Menschenglück, Ruhe und Zufriedenheit anbrachte, schloß er, daß sie vorzügliche Cultur haben müsse. Allein er irrte sich gänzlich: sie besaß nicht ein einziges von den so genannten Talenten, ausgenommen eine sehr schöne und reine Stimme zum Singen. Sie hatte sonst nichts gelesen, als die Bibel und geistliche Bücher, und hielt, wie ihre Tante, alle Ta-

lente und den Anbau des Verstandes durch Kenntnisse für blosse Eitelkeit. Die Reflexionen, welche sie machte, und wodurch der junge Senk sich in seinem Urtheile über sie irre führen ließ, waren Folgen ihrer Beschäftigung mit sich selbst und ihrem Innern. Ihre Tante, eine fromme Schwärmerin, eine Pietistin, hatte ihr die Erziehung gegeben, die für die Tochter eines Mannes von ganz geringem Stande (denn dazu gehörten Gobel und seine Schwester, ehe eine Erbschaft sie wohlhabend machte) angemessen ist. Die religiöse Schwärmerei hat aber fast immer das Gute, daß sie den Menschen, der ihr anhängt, zum Nachdenken leitet. Der Pietist betrachtet, wenn nicht die Welt um sich her, doch sich selbst, sein Herz, seine Empfindungen. Auch der Pöbel unter den Frommen im Lande erhält auf diese Art eine bessere Bildung, als der gemeine Mann ohne diese Schwärmerei, die sich nur mit seinem Gewerbe beschäftigt, und nie einen Blick über den engen Kreis seiner Tagearbeit hinaus thut. Einen verächtlichen Charakter macht die Schwärmerei noch verächtlicher; einen guten Menschen veredelt sie, wie alles, was dem Geiste Nahrung giebt, und das Herz mit bessern Empfindungen füllt, als es der Eigennuz — das Einzige, was den gemeinen Mann gewöhnlich leitet — zu thun im Stande ist.

Man hat den Pietismus verdammt, weil der

Böſewicht ſich und ſeine Laſter ſo leicht hinter ihm verſtecken, und weil der Hochmuth herrſchſüchtiger Prieſter, und die Wuth eines blinden racheſchnaubenden Zeloten ihn ſo leicht für ſich, gegen die Vernunft, bewaffnen kann. Aber ſteht nicht der gemeine Haufen mit ſeiner Rohheit, mit ſeiner wüthenden Sinnlichkeit, noch um viele Stufen niedriger, als der religiöſe Schwärmer? — Wenigſtens Marien, Gobels Tochter, muß der Leſer von dem Verdammungsurtheile ausnehmen. Der Pietismus ihrer Tante hatte in ihrem Geiſte nur die Kraft zu denken entwickelt, und ihr Herz veredelt, nichts weiter. Dadurch gewann ſie aber in den Augen des jungen Senk ſehr viel. Die frommen, entzückten, flammenden Blicke, die ſie ſo langſam gen Himmel hob; das Begeiſterte in ihrer Stimme und in ihren Bewegungen; die glühende Röthe auf den vollen Wangen, wenn ſie von etwas Religiöſem, oder von ihrer Tante ſprach; ſelbſt die Wendungen in ihrem Geſpräche, die ihren feſten, kindlichen, hohen Glauben an Gott und an ihr Glück ſo feurig bezeichneten: das alles drang mit ſtiller, aber unwiderſtehlicher Gewalt in das Herz des jungen Senk. Er konnte ſich kaum von ſeinem Erſtaunen über den Grad ihrer Bildung erholen. In dieſem erſten Geſpräche fand er die größte Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Schall, obgleich die Quelle, aus welcher Beider Begeiſterung floß, unendlich verſchieden war.

Senk warf wehmüthige Blicke auf das fromme Mädchen, das von jetzt an mit dem ausgemachtesten Bösewicht und Heuchler (denn dafür hielt er Gobeln) leben sollte. Mariens Begeisterung ging auf ihn über. Noch nie war er so warm, so lebendig gewesen, als in der halben Stunde, die Gobel draussen blieb, um die von seiner Tochter mitgebrachten Koffer auszupacken. Marie, die von ihrer Tante die Warnung bekommen hatte, sich vor den Weltkindern, den jungen Mannsleuten, zu hüten, weil fast alle, besonders die Vornehmen, Religionsspötter wären, erstaunte nicht wenig, sogleich in dem ersten, der ihr vorkam, einen so frommen Jüngling zu finden, in dessen Augen ganz etwas Anderes, als die Frechheit des Lasters, funkelte.

Senk und Marie trennten sich, Beide mit einander wohl zufrieden. Aber wie erschrack Marie, als bald nachher ihr Vater anfing, die Einwohner von Lobenstein zu schildern, und endlich auf das Lindnerische Haus kam. Sieh, Marie, Gott erbarme sich! Weltkinder, gottlose Weltkinder sind es: von dem alten Lindner an, bis auf die Knechte und Mägde. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Recht! ganz recht! Ein schönes Stück Land haben sie mit unfruchtbarem Gesträuch bepflanzt. Den Segen Gottes so zu zerstören! Der Huren nehmen sie sich an. Ein Hurkind haben sie groß gezogen, wie einen Sohn ihres Lei-

des. Und was das Schlimmste ist, ihr einziger Freund ist ein alter Gotteslängner (Schall heißt er), der mir das liebe Brod vor dem Munde weggenommen hat, der die jungen Leute verführt mit schönen Worten, und dabei nie in das Haus des Herrn kommt. Verführt haben sie das Fräulein von Raubahn. Eine schöne Wirthschaft! Des Nachts ist das Fräulein zu Lindners geschlichen. O Marie, Marie! Gott hat dir eine hübsche Bildung gegeben. Hüte dich vor diesen giftigen Schlangen! — Marie dachte zitternd: er sah doch so fromm aus. O Gott! kann ein Mensch so heucheln!

Indeß trotz ihrem Abscheu mußte Marie den jungen Senk oft wiedersehen; denn an die Verhandlung über den Graben schloß sich eine andere, zwei Aecker auszutauschen, die sich, weil Gobel dabei recht viel gewinnen wollte, in die Länge zog, und die der junge Senk ganz und gar nicht schnell betrieb. Marie hatte von dem Prediger, dem einzigen Menschen, mit welchem Gobel Umgang hielt, ihres Vaters Urtheil über Lindners und Schall bestätigen hören, und betrachtete nun den jungen Menschen, der, verführt von seinen Eltern, in das Verderben ging, mit schönem Mitleiden. Sie merkte bald, daß ihres Vaters Frömmigkeit nicht die rechte war; dabei überzeugte sie sich aber, daß er über Schall und Lindner ganz richtig urtheile: denn aus des Erstern Munde hörte sie zuweilen Be-

hauptungen, vor denen sie schauderte. Schall und die Lindnerische Familie waren einmal mit ihr und Gobeln bei dem Prediger; der junge Senk hatte nemlich, seit Mariens Ankunft in Lobenstein, das Haus seines Oheims geselliger zu machen verstanden, und auf sein Betreiben sah Lindner jetzt den Prediger, und sogar Herrn Gobel, zuweilen bei sich. Daß die schöne Marie die geheime Triebfeder von dem allen war, wußte August selbst nicht. Nach einigen Unterredungen mit ihr, konnte er die Meinung, sie sey gebildet, nicht länger behalten, so gern er auch wollte. Allein der erste Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, blieb dennoch in seiner Phantasie ungeschwächt. Er sah sie, wo sich nur eine schickliche Gelegenheit dazu finden ließ; und so knüpfte er unvermerkt kleine Verbindungen zwischen Gobeln, dem Prediger und seiner Familie an.

Bei dem Prediger fiel das Gespräch sehr bald auf die allgemeine Irreligiosität der Menschen: Anfangs nur zwischen ihm und Gobeln: doch bald stimmte auch Sabine mit ein, und dann Senk. Lindner schüttelte zweifelnd den Kopf, und führte zehn Stellen aus alten Dichtern an, die eben das geklagt hätten. Ei, sagte der Prediger; was gehen uns die Klagen der Heiden an, Herr Lindner! Die Gottlosigkeit der Heiden war ein Mittel, zur wahren Frömmigkeit zu gelangen, wie denn das auch die Geschichte unsrer heiligen Religion zeigt. — Lind-

— Lindner stand schon im Begriff zu sagen, die jetzige Gottlosigkeit sey vielleicht nichts Anderes; er that es aber nicht, weil er Niemanden geradezu widersprechen konnte. „Ich weiß nicht,“ sagte er nur, „ob es sich wirklich so verhält. Was meinen Sie dazu, lieber Schall?“ — Schall, sein Orakel in allen zweifelhaften Fällen, wollte sich nicht hinein mischen; der Prediger aber, der ihn nicht wohl leiden konnte, drang in ihn. Im Ganzen genommen, sagte Schall endlich, bin ich überzeugt, daß die Religiosität der Menschen zugenommen hat. — Diese Behauptung war so paradox, daß selbst Lindner den Kopf schüttelte. Der Prediger sagte mit triumphirendem Hohn: ich bin doch auf den Witz begierig, mit dem Sie diesen Satz, der gegen alle Erfahrung streitet, beweisen werden! — Marie seufzte tief, und hörte nicht mehr auf August, der ihr von Theodor erzählte.

„Witz?“ sagte Schall. „Mit nichten, Herr Prediger! Aber lassen Sie uns eine Untersuchung vermeiden, welche für die Freude der Gesellschaft zu ernst ist.“

Sie fühlen vermuthlich, daß es schwer seyn würde, diesen paradoxen Satz zu vertheidigen! sagte der Prediger lächelnd.

„Abermals mit nichten. Ich fühle, wenn

ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, daß mein Beweis Sie empfindlich machen könnte."

Ganz und gar nicht, Herr Schall. Wir Geistlichen sind es jetzt schon gewohnt, daß man die Wahrheit nicht sehen will, um eine Schutzwehr für seinen Leichtsinn zu haben. Fangen Sie nur immer an den Beweis zu führen. — Auch Lindner bat darum.

„Zu welcher Zeit," fragte Schall, „ist denn der Mensch, nach Ihrer Meinung, religiöser gewesen, als jetzt? Oder welches Jahrhundert war denn gesitteter, und hatte mehr gute, wohlthätige, gebildete, welches vernünftigere Menschen, als das jetzige?" —

Diese Frage setzte den Prediger in Verlegenheit. Da es ihm nicht an Kenntnissen fehlte, so sah er sogleich, wohin sie führen würde. Er antwortete unbestimmt: noch als ich mein Amt hier antrat, herrschte nicht der allgemeine Unglaube, wie jetzt.

„Und worin bestand damals der Glaube? Oder, da man den Glauben an seinen Früchten kennen muß — waren die Menschen bei dem Anfange Ihres Amtes hier fleißiger, gutthätiger, freundschaftlicher, weniger roh, weniger sinnlich, weniger neidisch, weniger rachsüchtig, als jetzt?"

Und wenn sie das auch nicht gewesen wären, Herr Schall, so war man doch damals religiöser.

„Das heißt? wenn es nicht besser, gesitteter, tugendhafter heißt?"

Das heißt, sagte der Prediger etwas verlegen: man hielt mehr auf Gott, auf Gottes Wort.

„Und das heißt?"

Sie fragen sonderbar! —

Gobel fiel eifrig ein: man ging Sonntags zweimal in die Kirche, sang zu Hause vor dem Essen ein Lied, fand sich bei dem Tische des Herrn ein, gab an Kirchen, und —

„Recht!" sagte Schall. „Wenn Sie das religiös nennen, so ist man gleichgültiger gegen die Religion geworden. Ich nenne das aber nur die Form der Religion."

Die bleibt aber, sagte der Prediger leise zu Schall, daß Gobel es nicht hören sollte — die bleibt aber bei dem gemeinen Manne so lange die Hauptsache . . .

„Gott bewahre!" rief Schall. „Doch," setzte er sanfter hinzu, „wie lange?"

Bis er die Materie selbst einsehen lernt.

„Und dann würde und müßte die Form ihm gleichgültiger werden?"

Wer weiß das!

„Wie aber," sagte Schall etwas leise, „wenn das der Fall jetzt wäre? Wenn das Wesen der Religion mit der Aufklärung, die freilich dem Mißbrauche eben so unterworfen ist, wie alles Gute der Erde, sich wenigstens in den mittleren Ständen vieler Herzen bemächtigt hätte? . . . — Ist es wahr, fuhr er lauter fort, daß die Menschen jetzt angefangen haben, Wohlthätigkeit als eine allgemeine Pflicht anzuerkennen, wenn sie dieselbe auch noch nicht ausüben; ist es wahr, daß das allgemeine Gute, wenn auch noch nicht viele thätige Theilnehmer, doch schon theilnehmende Wünsche findet, und sollten auch die Familien-Verbindungen darüber ein wenig lockerer geworden seyn: so . . . Ja, der Mensch ist wärmer für das allgemeine Wohl geworden; sonst war er nur warm für Familienwohl. Jetzt scheint er mehr Egoist; sonst war er es mehr. Die Laster, die Vergehungen der Menschen fallen jetzt stärker in die Augen, weil er überall jetzt mehr auf einem größeren Theater handelt. Die Tugenden sind schwerer geworden, als sonst. In dem ehemaligen engen Familienleben war die Tugend, die Liebe,

die Aufopferung leichter, wie die Schiffahrt auf einem ruhigen Meere."

Das behaupten Sie? fragte der Prediger mit Eifer.

„Ich, und mit mir der Stifter unsrer Religion in den Worten: „wenn ihr liebt, die euch lieben; welchen Lohn werdet ihr haben? thun die Sünder nicht das auch?" . . . Sogar die Sprache beweiset für mich. Meine Freunde, hiessen sonst meine Verwandten' jetzt heissen Menschen so, deren Neigung ich mir durch Liebe, durch Wohlthun, durch Aufopferungen erwerben muß. Und wenn es sich so verhält; wenn diese Menschenliebe, die in dem Conflikt mit Eigennutz, Leidenschaft und Verhältniß so viel schwerer ist, als Verwandtenliebe, — wenn die anfängt in der Menschen Herzen Raum zu gewinnen: so hat ihre Religiosität gewonnen, und nicht verloren. Nur der äussere Cultus der Religion findet gleichgültigere Herzen, und muß sie finden."

Was nennen Sie äussern Cultus? fragte der Prediger ein wenig hämisch. Doch wohl nicht die Gottesverehrung? (Er sah Gobeln an.)

„Behüte mich mein Genius davor! Gottesverehrung, Gebet, womit der arme Mensch die Strahlen der Ewigkeit auf dies dunkle Leben herabziehen

kann; die letzten Quellen, die lautersten, reichsten Quellen himmlischer Hoffnung, wenn alle irdische dahin ist, sind mir heilig. Und wenn ich ein Gottesläugner wäre, so würde der Anblick eines Menschen, der voll Glaubens Augen in Thränen und wundgerungene Hände von der hülflosen Erde zum Himmel erhöbe, mein Herz mit mächtigem Glauben erfüllen. Ich würde dem Menschen in die Arme sinken, und rufen: bete! ich bete mit dir!"

Was aber denken Sie Sich denn bei dem äussern Cultus der Religion? Sie werden doch nicht läugnen, daß man kälter in der öffentlichen Gottesverehrung geworden ist?

„In der öffentlichen, ja, das ist man geworden; das mußte man auch werden, seitdem sich der wohlthätige Glaube verbreitete, daß Kirchengehen nicht die Religion selbst sey. Das haben Sie noch heute selbst gelehrt, Herr Prediger. In der That," — er lächelte ein wenig — „begreife ich den Widerspruch nicht, worin ein grosser Theil der Geistlichen mit sich selbst verfällt. Sie predigen, das Reich Gottes bestehe nicht im Aeussern, sondern in Gesinnung und Kraft, und verlangen dennoch, das Volk solle das nicht merken. Unsre Vorfahren waren wenigstens consequenter."

Sie erklären also das Kirchengehen für unnütz?

„Das thue ich nicht; ich lasse es nur nicht für Christenthum gelten. Die Sonntagsfeier halte ich für eine Schule des gemeinen Mannes. Es wäre ein unersetzlicher Verlust, wenn sie abgeschafft werden sollte, und es ist Pflicht jedes Menschen, dieser Feier Heiligkeit und Würde, aber auch noch mehr als das, Nutzen zu geben. Lassen Sie den Kirchenunterricht sich natürlich an den Schulunterricht (beide sollten aber einfach und verständlich seyn) anschliessen. Ziehen Sie in der Schule Zuhörer für die Kanzel, und die Kirchen werden nicht immer leer bleiben."

Der Prediger brach mit Kopfschütteln ab. Er hatte noch mancherlei auf dem Herzen, womit er die Irreligiosität des Zeitalters erweisen wollte, z. B. die Gleichgültigkeit gegen die Geistlichen selbst; Schall war aber der Mann nicht, dem man so etwas sagen konnte.

Marie, die das Kirchengehen in einem ganz andern Geiste betrachtete als Schall, gerieth in eine seltsame Bewegung. Wenn sie seine Worte nicht verstanden hätte, so würde er ihr ein Engel geschienen haben. Die Innigkeit, mit der er sprach, die Wärme, die Fülle seines Tons drang in ihr Herz; doch seine Aeusserungen, denen sie überall

ihre Vorurtheile unterschob, erregten bei ihr Entsetzen. Schon einem Prediger zu widersprechen, schien ihr eine Gottlosigkeit, und es kostete ihr Mühe bei Schalls Worten: „wäre ich ein Gottesläugner!" ihn nicht in den Verdacht zu ziehen, er sey wirklich einer. Aber wie wurde ihr, als Lindner, der bisher ganz still gesessen hatte, auf einmal anhob: „Am Ende sitzt doch alle Religion hier in der linken Brust. Denn daran, daß man ein redlicher Mensch seyn müsse, hat noch keine Religion gezweifelt." — (Auch der Atheist nicht, sagte Schall.) — „Das Uebrige, ob ich die Hände so oder so halten, ob ich den Sonntag, den Sonnabend oder den Freitag feiern soll, das, denk' ich, haben Menschen dazu gethan. In Spanien verbrennen, in der Türkei spiessen sie, wenn man es ihnen nicht zu Danke macht; und hätten die Juden noch ein Land, so würden sie einen vielleicht dafür steinigen. Und sieht ein Dominikaner ganz ruhig einen Scheiterhaufen an: warum sollte ein Mufti nicht eben so ruhig seyn, wenn ein Mensch auf einem Spieße steckt? Es ist nur ein Glück, daß Gott mehr Langmuth hat, als die Menschen, und jeden glauben läßt, was er kann und für wahr hält. Doch wirkliche Ketzereien leidet auch er nicht; denn begeht einer einen Schurkenstreich, so hat das Gewissen Scheiterhaufen, Spieße und Steine bereit." — Der Prediger zuckte die Achseln; Gobel brummte etwas von Heiden. Marien schauderte. Sie warf einen Blick

auf den jungen Senk, und sah, daß er mit einer wehmüthigen, nachsinnenden Miene da stand. Diese Wehmuth erklärte sie sich als eine halbe Reue, als das erwachende Gewissen, als eine Warnung seines innern Richters, keinen Theil an solchen Gottlosigkeiten zu nehmen. Er hatte aber nur den Abscheu gesehen, der sich bei diesem Gespräch in Mariens Gesichte äußerte, und es that ihm weh, daß sie so üble Begriffe von dem edlen Schall und dem guten Lindner haben sollte.

Man trennte sich. Marie ging mit dem Gefühle des Mitleidens gegen Alle, besonders aber gegen den jungen Senk, zu Hause, und konnte den Gedanken nicht los werden, ob nicht wenigstens dieser Jüngling von dem Verderben zu retten wäre. Sie betete, ehe sie sich niederlegte, mit Inbrunst für ihn, und legte sich dann etwas beruhigter nieder. Ihre Seele war zu bewegt, als daß sie sogleich alle ihre Vorstellungen hätte verlieren können. In einem lebhaften Traume sah sie den Jüngling wieder. Sie war mit ihm in einer Kirche, ohne zu wissen, ob noch auf der Erde, oder schon in einer andern Welt. Dort zog sie den Jüngling vor einem Altar auf die Kniee nieder; und nun öffnete sich das Gewölbe der Kirche. Sie schwebte mit dem Jüngling empor, und eine Stimme rief ihr aus dem leuchtenden Himmel entgegen: du bist sein Engel! du hast ihn gerettet! In diesem Augenblick erwachte sie,

und ein Zufall setzte die Täuschung des Traumes fort. So eben trat der Vollmond hinter einer dunkeln Wolke hervor, blitzte hellstrahlend durch das Fenster, und verbarg sich dann wieder. Marie richtete sich, von diesem Schimmer geblendet, auf: sie vermischte die Wirklichkeit mit dem Traume, das Mondenlicht mit dem Glanze des göttlichen Thrones, den ihr der Traum gezeigt hatte. Ihre Sinne waren betäubt; ihre Phantasie arbeitete mächtig fort: nie hatte sie so lebendig geträumt. Es war, als ob erst bei ihrem Erwachen der Engel des Traums mit leuchtendem Glanze ihr Lager verlassen hätte. Sie konnte nicht wieder einschlafen. Immer stand der Traum vor ihr; immer hörte sie die Stimme: „du bist sein Engel! du hast ihn gerettet!" Was war für die Schwärmerin natürlicher, als daß sie sich von Gott berufen glaubte, wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung zu machen, da nicht nur ihr Traum, sondern auch der Jüngling selbst sie zu diesem Versuche einlud! Denn, dachte sie, warum sucht er meine Gesellschaft? warum mag er so gern bei mir seyn? Ist das nicht die Hand des Himmels, die ihn mir zuführt?

Das unschuldige Mädchen, das so rasch den Entschluß gefaßt hatte, den jungen Senk zu bekehren, stieß bei der Uebersicht eines Plans dazu auf tausend Schwierigkeiten. In ihrem jungfräulichen Herzen erhob sich eine Stimme, die den

Traum der Lüge beschuldigte. Bei aller Religiosität war Marie doch nicht frömmer, als es ihr Mädchengefühl gut heissen konnte. Sie sah den jungen Senk wieder, und sprach ihn allein; aber dennoch hob sie ihr Geschäft nicht an, und der Traum that weiter nichts, als daß er unvermerkt das erste Band zwischen Beider Herzen knüpfte — ein ganz anderes, als Marie sich dachte. So oft sie ihn sah, fiel ihr ein, wie sie an seiner Hand zu dem Himmel emporgeschwebt war. Aus diesem lebendigen Bilde entwickelte ihre Phantasie mancherlei irdische Gefühle, die sie aber wegen ihrer geistigen Natur für nichts Anderes, als für religiöse, hielt.

Da Senk das Mädchen nie schöner fand, als wenn sie über religiöse Dinge redete, so war er, troz seinem von Schall erlernten Grundsatze, nie die Glaubensform eines andern Menschen zu dem Gegenstande eines Gespräches zu machen, immer schon in der fünften Minute bei religiösen Angelegenheiten. Was konnte das in Mariens Augen anders seyn, als eine Fügung des Himmels? Mit scheuer Vorsicht, die ihr der Instinkt gab, versuchte sie die ersten Schritte des Weges, den sie für so verdienstlich hielt, und mit hoher Freude fand sie, daß der Weg gar nicht so beschwerlich war, wie sie vorher glaubte. August hatte von Schall gelernt, daß man die Religionsmeinungen jedes guten Menschen ehren müsse; und im Grun-

de war er ja über die Resultate der Religion völlig eins mit Marien. Sie schwebte behutsam, gleichsam unsichtbar, mit ihm in die überirdischen Gefilde der Wunder, um ihn nicht gleich Anfangs scheu zu machen; aber wie erstaunte sie, als August mit einer Begeisterung, die der ihrigen nichts nachgab, in der ganzen Schöpfung, der sichtbaren und der unsichtbaren, Wunder erblickte! Meine Liebe, sagte er bewegt; es ist das größte Wunder von allen, daß der Mensch nur in einem Momente seines Lebens vergessen kann, wie viele Wunder der Allmacht und Liebe Gottes ihn rings umgeben; vergessen kann, daß diese sichtbare, sinnliche Welt, eine unsichtbare, geistige voraussetzt, die in seinem Innern ist, die sein Herz mit Hoffnung, Glauben und Liebe füllt. — Nun breitete er sich über die Wunder der Natur aus, und immer mit Anwendung auf die Liebe des höchsten Wesens. Marie erstaunte, als sie sich durch dieses Gespräch auf einmal in einer Welt voll Wunder sah, an die sie noch niemals gedacht hatte. Beide wechselten jetzt ihre Rollen. Marie wollte das nicht für Wunder erkennen, was sie immer sah; August aber faßte ihre Hand, und sagte: es wäre kein Wunder, daß jener Feuerball, der dem Weltall Leben und Gedeihen giebt, ewig glüht? Es wäre kein Wunder, daß die verzehrende Schmarotzerpflanze ihr tödtendes Gewinde nur um unfruchtbare Bäume legt, und nie um einen fruchtbaren Baum? es wäre darum kein Wunder der

Liebe und der Allmacht, weil sie es immer thut? Es wäre kein Wunder, daß die Tugend eines Menschen, wie eine geistige Sonne, ein fremdes Herz erwärmt, belebt, und fruchtbar macht? kein Wunder, daß Ihre Güte, Ihre Unschuld, Ihre Frömmigkeit, mein Herz mit dem sympathetischen Wunsche, eben so gut, eben so fromm zu seyn, erfüllen?

Marie wußte nach dieser ersten Unterredung nicht, wer am frömmsten war, sie oder August. Er hatte sie zu den Wundern der Natur bekehrt, und sie war sich deutlich bewußt, daß sie nie einen so lebendigen, so klaren Begriff von der Güte Gottes gehabt hatte, als eben heute bei Augusts Erzählungen von den Kräften der Natur. Ihr Glaube an Gott war immer mit einer Art von Furcht verknüpft gewesen; und diese Furcht hatte sie an August nicht bemerkt. Sie sah indeß bald die Täuschung, in die sie gerathen war, und August konnte ihre Wunder sehr wohl abläugnen, vielleicht eben darum abläugnen, weil er die Wunder in der Natur annahm. Jetzt hoffte sie sehnlich auf eine neue Gelegenheit, sich mit ihm zu unterreden. Beide sprachen einander oft; denn Gobeln verlangte eben so sehr nach den Besuchen des Jünglings, als Marien: er hatte immer eine Bitte, und August schlug ihm nie etwas ab. Die theologischen Unterredungen wurden fortgesetzt. Senk behandelte Mariens eigenen Glauben mit

zarter Schonung; in seinen Antworten umging er ihre Fragen, läugnete nichts geradezu, und schien sogar ihre Meinungen anzunehmen. Er riß sie mit sich fort, wenn er so warm über Tugend, über die Hoffnungen der Ewigkeit, über die Güte Gottes redete. Hinterher aber sah Marie wohl, daß er ihren Fragen nur ausgewichen war; und da sie den Glauben an ihre Meinungen als die Bedingungen des ewiges Glückes ansah, so wurde sie von Herzen traurig, daß es ihr so wenig zu gelingen schien, den Jüngling vom Verderben zu retten. Zugleich fühlte sie aber, daß das Verlangen, ihn zu retten, in ihrem Herzen äusserst groß geworden war; und diese Sehnsucht hielt sie für einen Wink des Himmels, ihre Bemühungen eifrig fortzusetzen. Ihr Herz pochte in frohen Schlägen, wenn er kam; und eine süsse Wehmuth bemächtigte sich ihrer, wenn er neben ihr saß. Sie blickte fromm gen Himmel, und dankte ihm für die freudige Wehmuth. Die gute Marie ahnete nicht, daß die Liebe in ihrer Brust so froh klopfte, daß die Liebe wehmüthige Schauer über ihr Herz goß.

Endlich, nach langem Besinnen, und nach den heissesten Gebeten, faßte sie den Entschluß, ihm alles zu sagen, was sie von ihm besorgte, ihn zu erschüttern, und die Rinde seines Unglaubens mit Gewalt von seinem Herzen wegzureissen. Dazu mußte sie aber mit ihm ganz allein seyn. Sie

wählte einen Tag, an welchem ihr Vater nach der Stadt gereist, und sie von den Haltungsgeschäften frei war. Schon vorher hatte sie dem jungen Senk unbemerkt einen Wink gegeben, wenn er kommen sollte, und ihr Instinkt sagte ihr, daß er sie verstanden habe.

O Natur, wie unbegreiflich bist du! Marie kleidete sich zu diesem frommen Sturme reitzender als jemals an, und erwartete mit Herzpochen, mit Empfindungen der Sehnsucht den Augenblick, da er kommen würde. Er kam. Sogleich fiel ihm der reitzende Anzug des schönen Mädchens in die Augen, und seine Brust hob sich in sanfteren Schlägen voll zärtlicherer Liebe.

Anfangs wußte Marie keine Worte zu finden; sie stand in einer lieblichen Verwirrung da, und erröthete einmal über das andere, wobei ein sanftes Feuer durch ihre Adern lief, und eine wehmüthige Sehnsucht sich ihrer bemächtigte. Doch endlich sammelte sie sich, und faßte wieder Muth. Sie hob an, begeisterte sich, und drang mit dem ganzen Strome einer leidenschaftlichen Beredtsamkeit, eines vollen Herzens, und mit heissen Thränen auf ihn ein. August wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte Gefühle, denen er keinen Nahmen zu geben wußte; eine stille Gluth entzündete sich in seiner Brust an Mariens flammenden Augen. Er weinte mit ihr, und verstand kaum,

was sie sagte; aber es war ihm, als redete ein Engel vom Himmel Worte des Lebens, Worte ewiger Wahrheit.

Sie stand dicht vor ihm, und hatte in dem Feuer ihrer Begeisterung seine Hände gefaßt. Er hätte seine zitternden Arme um sie schlagen und rufen mögen; ja, ich will thun, was du forderst! Und das würde er gesagt haben, wenn sie ihn nur einmal gefragt hätte. Das that sie aber nicht; sie bat ihn nur, sie beschwor ihn, auf den rechten Weg zurückzukehren. Endlich, als sie ihn erweicht sah, als in ihrer Brust ein Gefühl mächtig wurde, als sollte sie sich in seine Arme werfen, da ließ sie seine Hände los, und sagte wehmüthiger, was sie ihm hatte verschweigen wollen: „ich thue, was ich thue, nicht von mir selbst. Auch Sie glauben ja an die Nähe guter Geister. Nun, ein Engel hat es mir eingehaucht. Ganz gewiß, es ist etwas Unerklärbares dabei. Ich träume sonst nur selten. O, ich bitte Sie, hören Sie mich aufmerksam an." Jetzt erzählte sie ihren Traum, und fragte dann zum ersten Male: was sagen Sie dazu? — Mit dieser Frage gab sie dem Jünglinge Leben. Er faßte ihre Hand, hielt sie auf die schlagende Brust, und antwortete entzückt: o Marie! ich sage, daß Alles wahr ist, was Sie sagen; daß der Himmel Sie belehrt hat. Ja, Sie sind der Genius, der Schutzengel meines Lebens! Sie werden den Segen des Himmels

auf

auf mein Herz träufeln. Ich liebe Sie unendlich, und alle Engel, alle Geister des Himmels segnen die Verbindung unsrer Herzen. Marie, ewig theure Marie! hier schwöre ich Ihnen ewige Treue, ewige Liebe, ewige Tugend. O, lassen Sie mich von Ihren Lippen hören, daß auch Sie mich lieben. Er zog sie an sich, und sie sank, von dem Allen betäubt, an seine Brust. Unter seinen flammenden Küssen bekam sie die Besinnung wieder; sie flog bleich und bebend von seiner Brust zurück, und taumelte auf einen Stuhl, und verbarg das Gesicht in beide Hände.

Was sie so erschreckte, war nicht ihre zertrümmerte Hoffnung: denn daran dachte sie in diesem Augenblicke nicht; sondern das Wort, das einzige Wort **Liebe**. Sie sah in Senk nicht den liebenden Jüngling, sondern nur einen rohen Wollüstigen, der sie unglücklich machen wollte; und für diesen abscheulichen Menschen empfand sie dennoch eine Art von Neigung in ihrem Herzen. Es war ihr unbegreiflich, daß sie mit einem Gefühle der Erhebung in seinen Armen, an seinen Lippen gehangen, und sich nicht mit Abscheu von ihm losgerissen hatte. Von der **Liebe** hatte ja ihre Tante ihr die fürchterlichsten Beschreibungen gemacht; sie hielt jeden Menschen für ewig verloren, von dem sie hörte, daß er liebe: denn sie dachte bei dem Worte an „die Fleischeslust,“ welche die Bibel so hoch verpönt hat.

August erschrack, als er die Miene des Abscheues sah, mit welcher Marie sich auf den Stuhl warf. Er war einen Augenblick verlegen; dann aber trat er ihr näher, und sagte mit einer rührenden Betrübniß in der Stimme: Sie erschrekken, liebe Marie? O, vergeben Sie mir die kühne, aber tugendhafte Hoffnung auf ihre Liebe. Ihre Theilnahme an mir, liebste Marie, die Bewegung, worin ich Sie sah, diese schöne Bewegung der Freundschaft — ach! ich wagte es, sie für Liebe zu halten. O Marie! und noch jetzt kann ich mich des heiligen Gedankens nicht erwehren, daß Ihr Herz mir geneigt ist. — „Nein, nein!" rief Marie jetzt weinend: „so nicht, so nicht, wie Sie glauben."

So nicht? so nicht? sagte August sanft, wie vor sich. Ich verstehe Sie, Marie. Guter Gott! wie unglücklich bin ich! wie unglücklich werde ich seyn, so lange ich lebe! O Marie! wenn ich in den glücklichsten Stunden meines Lebens dachte, daß Sie mir einst liebend ihre Hand geben könnten; wenn ich dachte, daß Sie meine theure geliebte Gattin wären — wie dann jeder Tag für mich ein Himmel voll Glücks, voll der reinsten Tugend seyn sollte; o, wenn ich in meinen besonnensten Stunden dachte, was Ihnen ein Engel im Traum zeigte, daß ich mich an Ihrer Hand der Erde entschwingen, und in Ihren Armen zu der höchsten Seligkeit, die dem Menschen verlie-

hen ist, erheben würde: — — o, daß es nur ein Traum, ein unnützer Traum seyn soll!

Marie warf verstohlen einen Blick auf den seltsamen Menschen, der so fremdartige Dinge; als Liebe und Tugend, mit einander vermischen, und in einem so frommen Tone davon sprechen konnte. Sie sah Thränen über seine Wangen rollen, sah die zärtlichen Blicke, die er auf sie heftete, fühlte sich wunderbar gerührt, und brach in lautes Weinen aus.

August faßte ihre Hand, und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Aus ihren trüben Augen schien ihm zuweilen ein Blick der Zärtlichkeit hervor zu schimmern. Jetzt bestürmte er mit zärtlichen Klagen ihr schwaches Herz immer mehr. Er mahlte ihr das Glück der Liebe mit den schönsten Zügen, entflammte dadurch ihre Phantasie, und machte ihr Herz immer schwächer. O, das einzige Wort Liebe, Marie! das einzige Wort fehlt meinem Glücke! Sprechen Sie es aus! O, darf ich diese Blicke, dieses Pochen Ihres Herzens, diese Thränen für mich deuten?

Ein schwerer Seufzer arbeitete sich aus Mariens geängsteter Brust hervor. Sie sah nun wohl, daß er sie nicht verführen wollte; aber — mit ihr vom Heirathen zu sprechen, schien ihr wieder so unschicklich. Sie stand auf, und sagte

abgebrochen: ich bitte, lassen Sie mich! Ich kann das nicht hören, ich darf das nicht hören.

O Marie, nur die einzige Frage: darf ich mit Ihrem Vater sprechen? darf ich ihn um Ihre Hand bitten? O, machen Sie mich zu dem glücklichsten Menschen auf der Erde! Marie wußte wieder nicht, was sie sagen sollte. Senk ergriff aufs neue ihre Hand, umfaßte sie mit einem Arm, und bat sie mit den zärtlichsten Tönen. Ihr eignes Herz bestürmte sie mächtig, die Liebe brach gewaltig darin hervor; wie ausser sich, merkte sie nicht, daß sie aufs neue in des Jünglings Armen lag, und daß ihre brennenden Lippen jetzt seine Küsse wiedergaben. Nun durchloderte sie schnell das Feuer der Liebe. Sie drückte ihn an ihr Herz, hing dann mit vergehenden Sinnen in seinen Armen, und lispelte leise die schweren Worte: ich liebe Sie.

August jauchzte: die Wonne der Liebe flammte aus seinen Blicken; er umschloß sie fester, und nannte sie: meine Geliebte! meine Marie! meine Einzige! Vergebens bemühete sie sich, dem hinreissenden Strom ihrer Empfindung Einhalt zu zu thun; sie umschlang ihn fester: aus der Heiligen, die ihn bekehren wollte, war eine Liebende geworden, die ihn umarmte.

Marie dankte dem Himmel, als die gellende

Stimme ihres Vaters sich hören ließ, und sie von der frohen Angst über den Zwiespalt in ihrer Seele befreite. Da kommt Ihr Vater, Marie! sagte August mit freudiger Hast, und wollte ihm entgegen. „O, ich bitte Sie!" sagte Marie schmerzlich, und hielt ihn zurück. Senk las in ihrer Miene, daß sie wünschte, er möchte noch nichts sagen. O, meine angebete Marie, sagte er: ich schweige, bis sie mich reden heissen. Er ging zu Gobeln hinaus, damit Marie Zeit hätte, sich zu sammeln und zu fassen.

Das arme Mädchen war nun allein, und fühlte sich so ganz anders, so völlig verwandelt. Sie mochte thun, was sie wollte — es war ihr nicht möglich, sich aus dieser doppelten, entgegengesetzten Bewegung ihrer Seele herauszufinden. Wie zwei stürmende Meere tobte es in ihrer Brust gegen einander. Die Empfindungen, welche sie für Sünde hielt, waren die mächtigsten; und dennoch gelang es ihr, sie mit einer Gewalt, deren nur der gute, der edle Mensch fähig ist, zu unterdrücken. Jetzt fand sie auf einmal, was sie, bei der unschuldigen Stille ihrer Seele, ihrer Tante nie hatte glauben wollen, wie mächtig die Welt, wie mächtig das Fleisch ist, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrückte. Sie bebte vor dem wilden Zustand ihres Innern; denn in eben dem Augenblicke, da sie die stürmende Brust beruhigt hatte (und das konnte sie nur mit gewaltsamer

Anstrengung aller ihrer bessern Kräfte), in eben diesem Augenblick riß die Heftigkeit der Empfindung sie wieder hin: sie mußte aufs neue, und mit angestrengten Kräften, streiten.

Zwar kämpfte sie gegen ein Luftgebilde, das ihre Erziehung geschaffen hatte; doch dadurch verliert ihr edler Muth seinen Werth nicht. Sie mußte bald auf den Gedanken kommen, das Böse bei dem Vorfalle zu untersuchen; und hier entstanden Zweifel gegen ihre alten Vorstellungen. Sie sah wohl ein, daß Eheleute einander innig lieben müssen; das Wesen dieser Liebe setzte sie indeß in Vertrauen, in heitre, stille Zufriedenheit mit einander. Der Aufruhr, den sie in ihrem Innern gefühlt hatte, der tobende Sturm in ihrer Brust brachte zum Zittern. Dieses heftige Umfassen eines Geschöpfes, diese wilde Sehnsucht nach einem vergänglichen Wesen, schien ihr eine Sünde; so heftig durfte kein Mensch für den andern fühlen!

Marie fand Stärke genug zu diesem erhabnen Kampf in ihrer Seele. Ehe sie sich niederlegte, beschloß sie, den geliebten Jüngling nicht wieder zu sehen, wenigstens ihn nie allein zu sehen. Gäbe ihr Vater ihm ihre Hand (bei diesem Gedanken fing ihr Herz wieder an zu pochen), so wollte sie den Willen der Vorsehung darin erkennen. Aber nie sollte wieder ein solcher heftiger Sturm ihre

Seele entheiligen. Das beschloß Marie; und bald deckte ein sanfter Schlaf ihre thränenvollen Augen. Bei dem Erwachen kostete es ihr Mühe, die feurigen Bilder von gestern aus ihrer Morgenandacht zu vertreiben, und nun fand sie, wie schwer der Sieg ihr werden mußte. An diesem ganzen Tage vereitelte sie Senks Bemühungen, sie zu sehen, troß der Sehnsucht, die ihre eigne Brust mit schmerzlicher Wehmuth füllte. Sie erhielt den Sieg in dem schweren Kampfe, der mit jedem Augenblick aufs neue wieder anhob.

Senks Bemühungen, sie allein zu sprechen, waren vergeblich; und sah er sie einmal in Gesellschaft, die er sehr künstlich zu Stande brachte, so war das kein Trost für ihn: denn Marie vermied ihn sichtlich. Er würde alle Hoffnung verloren haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß sie zuweilen mit einer Thräne rang, die sie seinen scharfen Augen nicht ganz verbergen konnte. Senk rieth hin und her, was die Ursache dieses Betragens seyn möchte: er kannte aber ihre Art zu denken viel zu wenig, um die richtige zu treffen; und nun rieth er auf das Unglücklichste von Allem: daß ihr Vater die Verbindung mit ihm nicht zugeben wolle. Diese Vorstellung mußte auf einen Jüngling von Senks Charakter den tiefsten Eindruck machen. Er überließ sich einer stillen Schwermuth, er gab seine Hoffnungen beinahe

gänzlich auf; und nun wurde seine Liebe eine stille Gluth, die nach und nach sein Inneres verzehrte. Eines entscheidenden Entschlusses war der sanfte Jüngling nicht fähig; er konnte sich weder gewaltsam losreissen, noch Mariens Herz erstürmen. Auch gab ihm seine Phantasie kein Gegengewicht gegen die verderbliche Leidenschaft, weder in dem durch Mariens Kälte beleidigten Stolze, noch in immer neuen Hoffnungen. Er fühlte nichts, als daß er liebte, und daß seine Liebe hoffnungslos war. Endlich hörte er auf, Marien zu suchen, und blieb in der Einsamkeit; sein Schmerz war nur eine sanfte Melancholie, ein stilles Träumen, das kaum ein Mensch bemerkte. Traf er Marien jetzt zufälliger Weise einmal an, so warf er nur schmachtende, nicht verlangende Blicke auf sie.

Durch eben dieses stille, geduldige Schmachten wurde aber Mariens Sieg über ihr Herz zweifelhafter, als je. Die trauernden Blicke, die er von Zeit zu Zeit auf sie warf, drangen tiefer in ihre Seele, als die ungeduldigen, verlangenden, mit denen er sie sonst verfolgte. Ihre Sehnsucht, ihre Liebe, ihr Schmerz wurden noch stärker, als die seinigen; sie fand aber in ihrer Pflicht das Gegengewicht dagegen. Sie hob sich unter dem Leiden; er sank nach und nach darunter zu Boden. Die weichen Herzen haben mehr Gewalt, den Schmerz zu verbergen; die stärkern wollen ihn nicht verbergen, und tragen ihn leichter. August

war still, gelassen, freundlich; man hätte ihn mit seiner sanften, freundlichen Miene für glücklich halten können, und niemand merkte, daß sein Herz unter dem wehmüthigen Lächeln langsam verblutete. Bei Theodr hatte jeder gesehen, daß er unglücklich war; Senk hingegen gab sich, wie ehemals seine Mutter, dem Schmerze geduldig hin. Seine Phantasie verlangte nur eine Thräne des Mitleidens, doch nicht eher, als bis er todt wäre. Niemand in seines Oheims Hause fragte ihn: was fehlt dir? So blieb er ohne Hülfe. Gobel bemerkte die Thränen seiner Tochter, fragte: was ist dir? und beruhigte sich, wenn sie antwortete: nichts, lieber Vater! Schall, der des Jünglings Schmerz wohl gesehen haben würde, war nicht da, und man erwartete ihn erst nach einigen Monaten von einer Reise zurück. Die beiden Herzen blieben also nur sich und der Natur überlassen.

Seitwärts von der Anhöhe, welche die schöne Aussicht gab, mitten im Walde, standen verfallene Ruinen, die von hohen Buchen beschattet wurden, und die Schall zu einem sehr romantischen Aufenthalte hatte umschaffen lassen. Wilder Wein und die Kriechrose zogen sich an ihnen hinauf, und bildeten eine hohe, dunkle, wilde Laube. Hieher ging August jeden Augenblick, den er übrig hatte; hier lag er versteckt hinter Rosengebüschen, die in Brombeerranken empor blüheten, und phantasierte mit seinem Schmerze. Eben da-

hin führte der Zufall Marien an einem Sommertage, als sie einem sehr lästigen Besuche des jungen Barons von Raubahn entgehen wollte. Es war heiß. Sie suchte Schatten in der Laube; und als sie um die Rosenhecken bog, lag August, die finstre Stirn in die Hand stützend, vor ihren Füssen. Sie erschrak sehr heftig, und wäre gern zurückgegangen, wenn das nicht wie Furcht oder Haß ausgesehen hätte. Im Vorübergehen grüßte sie ihn, und setzte stammelnd hinzu, daß es hier in der Laube noch heisser sey, als im Freien.

August richtete sich nur auf, und sah Marien nach, wie sie in das Dunkel der Laube hinein ging, und hinter dem Vorhange von wildem Wein verschwand. Mehr zu thun, fehlte es ihm an Muth. Er starrte in die finstre Laube, ging ihr aber nicht nach. Marie glaubte bei jedem Gesäusel eines Blatter schon seinen Fußtritt hinter sich zu hören, und setzte sich, mehr aus Furcht, furchtsam zu scheinen, als mit dem Gedanken, ihn muthig zu erwarten. Sie besann sich schon, was sie ihm sagen wollte; doch er kam nicht. Sie streckte den Fuß, den sie schon, weil sie aufstehen wollte, unter sich gezogen hatte, wieder aus, um doch zu sehen, ob er denn gar nicht kommen würde; er kam nicht. Sie blieb mit verhaltnem Athem ein Paar Minuten länger sitzen, als sie Anfangs wollte und als sie noch jetzt wollte (die fromme Marie war doch hierzu Mädchen genug); aber er kam

nicht. Jetzt fuhr der Gedanke, der schon durch sein Wegbleiben bei ihr rege geworden war, daß er ein Betrieger sey, wieder lebendig durch ihre Seele. Denn — warum hatte er noch immer nicht mit ihrem Vater gesprochen? Sie blieb noch einen Augenblick sitzen; dann stand sie rasch auf, kam mit einem stolzen Gange aus dem Dunkel hervor, und ging noch stolzer auf ihn zu.

Dieses Betragen gab dem Jünglinge Muth zu reden. Marie, sagte er sanft und traurig, als sie sich näherte: ich werde bald, bald im Dunkel des Grabes seyn. O, warum mußten Sie, Sie mich tödten! Aber dennoch werde ich Sie lieben! Diese Worte fielen wie Todesschauer über Mariens Seele, und sie wollte entfliehen. O Marie! rief er ihr nach; ich bitte Sie, sagen Sie mir nur Lebewohl! Sie blickte ängstlich nach ihm zurück, und sah, wie er ihr die Arme nachstreckte. Ach, sie entfloh, um nicht mit Liebe, vergehend, in die offnen Arme zu stürzen. Als sie hinter den Hecken verschwunden war, ließ der Jüngling die gehobne Arme langsam und sanft wieder sinken, wie sein Schmerz wieder auf sein Herz sank.

Die fromme Marie machte sich zum ersten Male Vorwürfe wegen ihrer Härte. Alle ihre Vorstellungen, auch die frömmsten, konnten die jammernden Töne des Geliebten nicht wieder aus ihrer Seele verdrängen. Sie fühlte, daß sie liebte; sie

fühlte zum ersten Male, daß unschuldige Liebe nicht strafbar ist. Der bleiche Gram des Jünglings hatte ihr frommes Herz mit den Gefühlen der Natur ausgesöhnt. Sie liebte ihn, und war entschlossen, es ihm zu gestehen, wenn es seyn müßte. Am folgenden Tage ging sie, aber freilich wieder unentschlossener, auf die Laube zu. Ihr Fuß schwankte, wie ihr Auge; ihr Blick verirrte sich, wie ihre Seele. Träumend erreichte sie die Anhöhe; aber sie fand ihn nicht. Sie setzte sich auf eben die Stelle, wo er gelegen hatte; und hier, wo seine Thränen um sie geflossen waren, hier öffnete sich ihr ganzes Herz der Liebe, der Natur, der Menschlichkeit. Hier schlug sie zum ersten Male die Augen, voll von den Thränen der heissesten Liebe für einen Mann, dreist zu dem Himmel auf. Hier fühlte sie zum ersten Male, daß ihre Thränen, daß das Pochen in ihrer Brust die Gottheit nicht beleidigen könne. Des Jünglings Schmerz hatte ihre Liebe geheiligt; sie fühlte mit Erstaunen, daß sie in seinen Armen frömmer; unschuldiger, kindlicher, menschlicher seyn würde. Die **Freude der Liebe** konnte ihre Seele nicht locken; der **Schmerz der Liebe** that es, ein fremder Schmerz, nicht ihr eigener. Des Jünglings Huldigungen gewannen das demüthige Mädchen nicht; seine bleiche Gestalt, sein Gram, sein Lebewohl thaten es.

Doch es war zu spät. Der junge Senk hob

sich, als sie verschwunden war, langsam vom Boden auf. Ihren stolzen Gang hatte er wohl bemerkt; es kam aber kein rauhes Wort aus seinen Lippen, kein harter Gedanke in seine Seele. Er lächelte nur, mit Thränen in den Augen, und ging auf Abwegen langsam nach Hause. Ich habe sie zum letzten Male gesehen, dachte er, mit dem festen Entschlusse, sein Wort zu halten. Er ging nirgends hin, als in das Gärtchen am Hause. Bald glaubte er, sich auch den Stolz der schönen Marie erklären zu können. Er hörte, daß der Baron von Raubahn jetzt alle Tage Gobeln besuche; und dabei wurden bittre Nebenanmerkungen über seine schöne Tochter gemacht. Zwar schüttelte er den Kopf; aber dennoch vertheidigte er Marien gegen seine Mutter.

Das Gerücht von Raubahn und Gobeln hatte Grund, und mehr als die Einwohner von Lobenstein dachten. Der Baron war nicht ohne Talente; auch fehlte es ihm nicht an Kenntnissen und an Gutmüthigkeit. Er hatte indeß die Grundsätze seiner Mutter angenommen, die sich daher von ihm auch weit mehr Hoffnungen machte, als von ihrer Tochter. Des jungen Menschen Ehrgeiz war von ihr selbst geweckt worden; und nun ließ sie diese rastlose Leidenschaft unbefriedigt. Der Baron hatte keine andren Geschäfte, als die ihm seine Mutter überließ. Es waren ihrer freilich auch für den thätigsten Mann genug; allein er

konnte nicht ein einziges nach seinem Willen treiben. Wie jeder Andre, mußte auch er eine todte Maschine in der Hand seiner Mutter seyn. Diese meinte, er würde das nie merken; er fühlte es aber, und äusserte sich darüber mit grossem Unwillen — nicht gegen seine Mutter, in deren Beiseyn er noch immer der gehorsamste Sohn war, sondern gegen seine Bedienten. Unter denen hatte er besonders einen Jäger, einen muthigen, raschen, eiteln Burschen, zu dem Vertrauten seiner Unzufriedenheit gemacht. Dieser Mensch vergrösserte den Unmuth seines jungen Herrn noch mehr, und schärfte bei ihm das bittre Gefühl seiner Abhängigkeit. Er selbst war von der Baronin beleidigt; denn ihn, als den Liebling ihres Sohnes, ließ sie ihre Gewalt am meisten fühlen. Gegen ihn prahlte der Baron nicht selten mit seinem Vorsatze, sich der Herrschaft seiner Mutter zu entziehen. Der unbesonnene Jäger, dem es mit der Ausführung zu lange dauerte, wollte die Gelegenheit dazu erzwingen; er komplottirte daher mit den übrigen Domestiken, und äusserte: der junge Herr sey bald mündig; dann solle eine andre Wirthschaft werden. Die Augendiener der gnädigen Frau würden dann unfehlbar weggeschafft.

Da man im ganzen Hause den Unmuth des jungen Barons kannte, so fing man an dem Jäger zu glauben; und Kassirer, Sekretaire, Verwalter und Domestiken begegneten jetzt dem Baron

eben so ehrerbietig, wie seiner Mutter. Das Gefühl seiner Wichtigkeit war dem bis dahin völlig unbedeutenden jungen Manne so angenehm, daß er sich sogar in kleine Cabalen gegen seine Mutter einließ. Er befahl jetzt zuweilen das Gegentheil von dem, was sie befohlen hatte, und sie bemerkte auf einmal, daß sie auf dem Wege war, ihre Herrschaft zu verlieren. Ganz in der Stille beobachtete sie den Gang dieser kleinlichen Cabale; und als sie die Fäden, die alles leiteten, zu kennen glaubte, brach sie los. Sie gab dem Jäger ihres Sohnes oft die seltsamsten Befehle, um ihn einmal zu einer Widersetzlichkeit zu reitzen. Das gelang ihr. Der Jäger berief sich trotzig auf seinen Herrn, der ihm noch heute seinen Schutz versprochen hatte. Die Baronin sagte kalt: Ihr verlaßt diesen Abend mein Haus. — „Wenn mein Herr es mir besiehlt!" gab ihr der Bursche zur Antwort.

Sie ließ auf der Stelle ihren Sohn rufen. „Mein Sohn," sagte sie stolz, „der Domestik da hat die Achtung vergessen, die er mir schuldig ist. Ich habe ihm gesagt, er soll noch heute das Haus verlassen; er beruft sich aber auf dich. Endige die Sache!" — Was hat er denn . . .? hob der Baron an. Die Mutter warf einen kalten, stolzen Blick auf ihn. „Willst du mich verhören, mein Sohn? Es ist nur die Frage: soll der Mensch im Hause bleiben?" — Nach einigem Zögern

mußte er den Jäger ablohnen, der nun, auf die Feigherzigkeit des Barons fluchend, das Schloß verließ. Alle Leute im Hause erstarrten. Der Baron fuhr wie ein gedemüthigter Knabe aus; denn seine Mutter ließ auch jetzt den einen Sekretair, und den zweiten Verwalter kommen. Beide waren in einer Stunde abgedankt und fortgeschafft. Niemand im Hause wagte es wieder, sich dem Willen der gnädigen Frau zu wiedersetzen.

Der Baron verbarg seinen Unmuth; er war gegen seine Mutter ehrerbietiger, und sie gegen ihn freundlicher und zärtlicher als jemals. Indeß suchte er sich dadurch zu rächen, daß er die Geschäfte, die er bisher besorgt hatte, vernachlässigte; und so versank er allmählich in gänzlichen Müßiggang, aus dem ihn von Zeit zu Zeit nur die Jagd und seine Liebhaberei an Pferden rissen. Zum Ankauf schöner Pferde gebrauchte er Gobeln, weil der ihm zuweilen Geld vorschiessen konnte; und so entdeckte er an diesem Manne zwei Eigenschaften, die ihn sehr belustigten: den niedrigsten Geitz und die kleinlichste Frömmigkeit — wenn man anders für die Art von Religiosität, welche Gobel wirklich hatte, dies Wort gebrauchen darf. Ein Heuchler, wofür alle Menschen ihn hielten, war er nehmlich nicht; er zitterte ohne Unterlaß vor Gott und vor der Hölle. Diesen Geiz nun und diese Bigotterie benutzte der

junge Raubahn zu manchem komischen Auftritt. Er spielte gegen Gobeln den entschiedensten Freigeist, und brachte ihn jeden Augenblick durch eine Spötterei zu der Furcht, daß die Erde sich aufthun möchte, den Lästerer zu verschlingen, und ihn selbst nebenher mit; dann aber zog er ihn wieder mit der Hoffnung eines Gewinnes an sich.

Gobel machte, so oft der Baron kam, drei Kreuze, um den Teufel von sich abzuhalten; und jeden Handel mit diesem ruchlosen Sünder schloß er zitternd. Es ist wahr, sagte er dann hinterher, daß er mir immer doppelt den Werth bezahlen muß, und er nennt das Betriegen; aber mein Gott und Herr weiß ja, was ich dabei wage. Kann ich nicht mit gutem Gewissen die Gefahr, daß der Teufel in der Nähe ist, so oft ich mit dem jungen Herrn handle, in Anschlag bringen? Bei einem frommen Christen bin ich billig; aber wollte der Gott sey bei uns mit mir handeln, — nun, so müßte er tüchtig bezahlen, oder wegbleiben. — Raubahn sagte dagegen: Wahrhaftig, das Geld, das er von mir bekommt, brennt ihm in den Händen, als ob der Teufel selbst es ihm gegeben hätte. Ich kann meinen Spaß nicht wohlfeiler haben, als mit diesem heuchlerischen Schurken.

Als Marie angekommen war, befürchtete Gobel Vorwürfe von ihr, weil er nicht umhin konnte,

ihre ungeheuchelte Tugend zu scheuen; daher ging er, so oft der Baron sich einfand, mit ihm bei Seite. Dieser aber bekam endlich die schöne Tochter des alten Gobels zu sehen, und ließ sich nun nicht mehr von ihm in den Garten oder in den Stall bringen, um da ein Geschäft abzumachen, sondern ging sogleich zu Marien. Gobel wunderte sich, daß der Freigeist in seiner Tochter Gegenwart nicht die Untugend hatte zu fluchen und zu schwören; und Marie floh ihn nicht, da sie nichts Böses von ihm wußte, sondern nahm sogar Theil an dem Gespräche, wenn ihr Vater oder der Baron sie hineinzog.

Gobel dachte: Gott sey Dank! Ja, meine Tochter ist frömmer als ich; denn sie versteht es, den Teufel zu bannen. Er ließ sich auf keine Weise wieder bereden, einen Handel anders als in ihrer Gegenwart zu schliessen. Sobald der Baron kam, schrie Gobel aus Leibeskräften nach Marien. Wenn sie auch in den nothwendigsten Haushaltungsgeschäften war, sie mußte dennoch herbei. Bis sie kam, hörte er nicht ein Wort von Raubahn an, sondern legte ihm wohl gar die Hand auf den Mund, und rief in Einem fort: meine Tochter soll kommen! Marie . . . Sie kommt schon!

Raubahn wußte nicht zu begreifen, warum der alte Gobel, der ihn erst mit Gewalt von sei-

ner schönen Tochter entfernt hatte, ihn jetzt mit Gewalt wieder zu ihr führte. Doch als endlich Marie oft sogar den Handel abschliessen und mit ihm durchschlagen mußte, fing der junge Müßiggänger an zu glauben, daß Gobel mit Hülfe seiner schönen Tochter, einen guten Handel machen wolle. O, der abscheuliche, alte Geitzhals! dachte er mit Verachtung. Dabei stieg aber in seiner Seele der Gedanke auf, daß dieses sehr schöne Mädchen wohl mehr werth sey, als einige hundert Thaler, um die ihn der Vater betriege.

Das nächste Mal betrachtete er Marien genauer als bisher; und bei den Blicken, die er auf das liebliche Gesicht, auf die schlanke Gestalt, auf die runden Arme des Mädchens heftete, stand in seiner Phantasie der Vater schon als Kuppler neben ihr, und bestimmte den Preis, für den sie zu haben sey. Nur dieser Gedanke machte seine Blicke zu Vergehungen. Unter andern Umständen wäre er vielleicht Jahre lang mit Marien umgegangen, ohne daß sie seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht hätte. Jetzt aber, da es einmal geschehen war, kamen der empörten Sinnlichkeit bei ihm auch die Grundsätze seiner Mutter zu Hülfe, die nur das Wohlseyn zum Ziele der menschlichen Betriebsamkeit machte. Wenn der Vater, dachte er, und wenn das Mädchen einwilligt, auf diese Art glücklich zu werden, und mich glücklich zu machen: wem habe ich dann noch Rechenschaft zu geben?

Er sah wohl, daß Mariens Einwilligung nicht leicht zu erhalten seyn würde, ob er gleich sehr geneigt war, ihre Frömmigkeit für nicht viel mehr zu halten, als ihres Vaters fromme Sprüche. Auch hatte er sogar Menschlichkeit genug, sich seiner Gedanken zu schämen, und die Mittel, die er zur Erfüllung seiner Wünsche anwenden mußte, nicht gut zu finden. Der Unterricht, den er von Lerchen und der Bonne in der Kindheit bekommen, war nicht ganz unfruchtbar geblieben, obschon seine Mutter mit ihrer Philosophie den Nutzen sehr vermindert hatte. Er würde in jeder andern Lage einen Plan aufgegeben haben, der seinem innern Bewußtseyn widerstand, und der so weit aussehend schien; aber der Müßiggang, worin er lebte, gab ihm zur Ausführung Zeit genug, und kleidete diese Angelegenheit in so reitzende Farben, daß er sie ergriff, um nur thätig, und auf diese Art glücklicher zu seyn. Genug, das Resultat aller seiner Betrachtungen, Wünsche, Zweifel, Hoffnungen und Vorwürfe war am Ende doch der feste Entschluß, sein Glück so weit zu treiben, als möglich; und dieser Entschluß fiel gerade in die Zeit, da Marien und August ein Mißverständniß trennte.

Schall hatte schon längst prophezeiet, was jetzt eintraf. Er sprach einmal mit der Baronin über den Müßiggang ihres Sohnes, und dessen Folgen. Müßiggang? fragte sie sehr verwundert. Sie sehen wohl nicht, lieber Onkel, wie sehr ich meinen

Sohn beschäftige! — „Mit gar nichts, was ihn interessiren könnte. Ein junger Mensch nimmt nur Theil an seiner eigenen Schöpfung, an seinen eigenen Planen, nicht an fremden, so schön sie auch seyn mögen. Ueberlaß deinem Sohn ein Gut, Amelie, damit er dort für sich selbst wirken kann. Unterstütze ihn mit deinem Rathe, verschone ihn aber mit deinen Befehlen. Us ist ein Unglück, daß die Reichen ihren Kindern keine Selbstständigkeit geben wollen, und sie lieber verderben lassen."

So müßten, sagte die Baronin lächelnd, die Kinder aller unbemittelten Leute verderben; denn die können ihre Kinder nicht unabhängig machen!

„Eben, weil ihre Kinder nicht unabhängig werden können, verderben sie nicht. Eine arme Familie giebt ihrem Sohne, was sie zu geben im Stande ist, gewöhnlich mehr als sie entbehren kann. Sie unterstützt ihn bei seinen Bemühungen, sich unabhängig zu machen, wozu jeden Menschen die Natur antreibt. Der junge Mensch hat zu thun; er interessirt sich für seine Geschäfte; seine Phantasie, sein Herz nehmt Theil daran: er ist nie müßig, er arbeitet immer auf sein Glück hin. Dein Sohn aber, Amelie, ist ein Müßiggänger. Alle seine Geschäfte sind nur Dienste, die er für dich verrichten muß. Nichts thut er für sich selbst. Er nimmt an nichts Theil, und an dir am wenigsten, weil eben du seinem Daseyn im Wege

stehst. Warum wird der Reiche, der so viele Wünsche seiner Kinder erfüllt, meistens so wenig von ihnen geliebt? Warum hangen die Familien der Armen so viel fester in Liebe zusammen, als die Reichen? Was der Sohn des Armen fodern kann, erhält er: Wünsche, Beistand, die thätigste Hülfe für seine Unabhängigkeit. Der Reiche hält seinen Sohn in einer ewigen Vormundschaft. Er tritt ihm nichts für die Art von Unabhängigkeit, welche der reiche Erbe sich wünschen muß. Darf man sich nun noch wundern, wenn das Wort **Erbschaft** das ist, woran er am öftesten denkt? Und wenn du selbst deines Sohnes Unabhängigkeit bis auf deinen Tod aussetzest — muß er dann nicht auf deinen Tod **hoffen**?" —

Die Baronin sah die Wahrheit dieser Vorstellungen ein; doch den Thron, auf dem sie befahl, zu verlassen, war ihr unmöglich. Sie verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen ihren Sohn; aber dennoch wurde sie nicht von ihm geliebt, was sie freilich nicht merkte. —

Schall hatte Recht. Bei dieser uninteressanten Thätigkeit faßte Raubahn den Entschluß, der auf Mariens Unglück abzweckte. Jetzt hatte er doch für etwas Interesse, Wärme und Kraft. Er konnte doch nun einmal etwas selbst wollen, etwas unternehmen; und mit jedem Tage wurde ihm diese Angelegenheit, die sein leeres Herz füllte,

wichtiger. Jetzt ging er täglich zu Gobeln, und gab ihm Gelegenheit zu vortheilhaften Geschäften. Bei Marien suchte er sich einzuschmeicheln; und das gelang ihm nicht übel, da er sie gut unterhalten konnte. Sie hatte, von ihrem Umgang mit dem jungen Senk her, Gefallen an mancherlei Kenntnissen. Untersuchungen über die Weisheit in der Natur und in der Geschichte der Menschen, machten grossen Eindruck auf sie. Zum Nachdenken über sich selbst war sie von Jugend auf gewöhnt; und jetzt verdoppelte sie ihr Daseyn, da ihr auch eine Welt ausser ihr zum Betrachten gegeben wurde.

Da Raubahn Mariens Vorstellungen nicht mit eben der Zartheit schonte, wie Senk es gethan hatte, indem er diese Wißbegierde nun für eine zwecklose Thätigkeit ihres lebendigen Geistes hielt, Senk aber wohl wußte, daß sie nach diesen Kenntnissen in keiner andern Absicht verlangte, als um ihre Ehrfurcht, ihren Gehorsam gegen Gott und gegen ihr Gewissen zu beståtken: so wurden des ersteren Gespräche sogar noch unterhaltender und vielseitiger für Marien, und sie war gern in seiner Gesellschaft. Indeß hielt sie das Gespräch mit fester Hand, und Raubahn war nie im Stande, es auf andre Gegenstände zu lenken, als gerade auf diese. Alles Uebrige, wofür er sie gern interessirt hätte, hörte sie mit Kälte oder gar nicht

an, und er blieb mit ihr unbeweglich auf demselben Punkte.

Daß er dem alten Gobel alles mögliche Böse in Betreff seiner Tochter zutraute, kam mit daher, daß sie gar nichts von der Rolle des Freigeistes wußte, die er bei ihrem Vater spielte. Er sah jetzt sehr wohl, daß sie, wenn ihr etwas davon zu Ohren käme, den Umgang mit ihm sogleich abbrechen würde. Warum hatte der Vater ihr das verschwiegen? Wahrscheinlich doch wohl, um ihn und Marien gegenseitig anzukörnen. — Bei dem alten Gobel spielte er seine Rolle fort, nur nicht mehr ganz in dem vorigen argen Tone. Es war ihm übrigens unbegreiflich, daß der Geizhals auch nicht einmal von weitem eine Anspielung auf sein Verhältniß mit Marien machte. Er hatte gehofft, Gobel selbst sollte ihm mit dem schändlichen Antrag entgegen kommen; aber vergebens. Also sah er sich gezwungen, den ersten Schritt zu thun; doch that er ihn vorsichtig, auf eine scherzhafte Weise.

Gobel hatte ein Erbstück von seinem Großvater, eine silberne Schaumünze, die er jedem vorzeigte, wenn er erzählte, wie Gott ihn gesegnet habe. Als mein Vater starb, pflegte er zu sagen, war diese Schaumünze, und der Rock, den ich trug, Alles, was ich hatte. Darum ist sie mir auch heilig, und ich werde sie, will's Gott, einmal meiner Tochter hinterlassen. So sagte er

auch zu Raubahn. „Heilig, alter Sünder?" erwiederte dieser. „Was wäre dir wohl heilig! Ich gebe dir einen Doppelten Louisd'or dafür." Er zog seine Geldbörse hervor, und legte das Goldstück auf den Tisch. „Gobel! Alter Schacherer! sieh! gerändert! Bleib doch weg mit den Possen! Heilig!"

Gobel konnte der Versuchung nicht widerstehen; er nahm den Louisd'or mit einem kleinen Erröthen, und sagte: nun, ein Handel ist kein Schelmstück, und man soll sein Herz nicht an eitle Dinge hängen.

„Bravo!! rief Raubahn, „Hören Sie, alter Freund, ich glaube, Sie verhandelten Ihre Seligkeit, wenn sich ein Käufer dazu fände."

Barmherziger Gott! wie können Sie so ruchlos sprechen! Schämen Sie Sich doch, Herr Baron! Sie werden sehen, das nimmt mit Ihnen kein gutes Ende. O Jugend! Jugend!

„Nun, in Ernst, alter Freund, Sie verhandelten doch auf meine Ehre Alles, was nagelfest und nicht nagelfest ist. Ich glaube, Ihre Tochter wäre nicht sicher. Sie verhandelten sie, wenn jemand eine tüchtige Summe bote.

Denken Sie von mir, was Sie wollen, Herr

Baron. Ich weiß, wie ich mit meinem Gott und mit meinem Gewissen stehe.

„Mit Ihrem Gewissen ohne Zweifel gut; denn das ist ein Geldsack. Aber mit Gott? — Doch in Ernst, alter Herr, wie viel nähmen Sie wohl für Ihre Tochter, wenn sich ein Käufer fände?"

Was schwatzen Sie doch, gnädiger Herr! Kann man denn Menschen verhandeln?

„Warum nicht? Ihre Tochter ist schön wie ein Engel. Setzen Sie den Fall, der Türkische Kaiser wollte sie Ihnen abkaufen."

Gott behüte mich, daß ich nicht sitze, wo die Spötter sitzen! An einen Türken! Pfui!

„Oder ein christlicher König. Ich glaube, Sie verkauften sie."

Herr Baron, nun hab' ich des Spasses genug. Meinen Sie, weil ich nicht so verschwende, wie Sie, ich würde meines Kindes Seligkeit verkaufen? Ich bin ein armer Mann, und muß sehen, wie ich durch die Welt komme. Aber, ich handle ehrlich und billig, Gott ist mein Zeuge!

„Ehrlich und billig! Ja, das weiß ich. Nun, was wäre es denn mehr! Es hat schon mancher

Vater seine Tochter verkauft." Raubahn sah den wahren Abscheu, der sich in Gobels Gesichte zeigte, und lenkte ein. „Alter Freund, Sie wollen also Ihre Tochter einmal reichlich ausstatten? Das hätte ich wahrhaftig nicht gedacht!"

Ausstatten? Ja, ein Bett, so sauer es mir auch werden wird. Ich kann mich nicht bloß geben.

„Ein Bett! Pfui Gobel! ein Mann, der sein Geld mit Scheffeln mißt! Pfui! . . . Ihre Tochter ist sehr schön. Es könnte sich einmal ein Mann von Stande finden, der sie liebte, und den sie leiden könnte. Aber es stiesse sich an der Aussteuer. Da müßten Sie doch wahrhaftig herausrücken."

Nicht einen Pfennig. Ich habe nichts, das weiß mein Gott!

„Sagt' ich es nicht? Nun, es sollte sich nur ein reicher Mann finden, der Ihnen so ein zehntausend Thaler böte; Sie gäben Ihre Einwilligung zu einer Gewissensheirath."

Zehntausend Thaler? — Was ist das, eine Gewissensheirath?

„Pocht Ihnen das Herz? Das ist eine Ehe,

bei der die Leute nicht getrauet werden, weil es die Umstände nicht zulassen; übrigens aber vor Gott geschlossen, und so gut wie jede andre."

Pfui! pfui! nicht für eine Welt! sagte Gobel mit verstärktem Abscheu.

Raubahn lachte. „Denken Sie zum Beispiel, ich liebte Ihre Tochter. und Ihre Tochter mich."

Ei was! ei was!

„Ich wäre entschlossen, sie zu heirathen. Sie sehen wohl ein, alter Freund, so lange meine Mutter lebte, ginge das nicht an. Ich verspräche aber, so bald meine Mutter todt wäre . . ."

So müßten Sie bis dahin warten. Anders nicht.

„Ich träte Ihnen für Marien das kleine Küchengut ab."

Nichts, nichts! und wenn Sie mir alle Ihre Güter abtreten wollten. Was denken Sie von mir!

„Und ich liesse mich heimlich mit ihr trauen; nur daß es meine Mutter nicht erführe."

Was? trauen? wirklich trauen? von unserm Herrn Prediger?

„Versteht sich."

Und das kleine Küchengut?

„Wäre Ihre!"

Allgütiger Gott! Sind Sie denn verliebt in Marien?

„Ich setze nur den Fall, alter Freund!"

Wie viel Hufen hat doch das Gütchen? Sandschellen, kalter Boden, schlechter Acker!

„Sind Sie toll, Gobel? Es ist ja das beste von allen, die ich habe."

Heimlich trauen? Sagen Sie mir nur, Herr Baron, da spassen Sie wohl wieder einmal.

„Wer weiß! Aber geschwiegen, alter Herr! Es ist freilich . . . Meine Güter verpachtete ich Ihnen dazu."

Wie? was? rief Gobel mit funkelnden Augen: verpachten? Aber die Zeiten sind schlecht. Der Pachtcontract müßte billig seyn. Es fiele

Ihnen ja doch einmal Alles wieder zu, was ich hätte, wenn Marie . . .

„Still, Alter! wir wollen ein andermal weiter davon reden."

Dieses Gespräch zeigte dem jungen Baron eine Möglichkeit, die schöne Marie zu besitzen; denn er hielt die Niederträchtigkeit ihres Vaters für noch grösser, als sie wirklich war. Gobel erlaubte sich viel, nur das nicht, was die zehn Gebote ausdrücklich untersagen. Er stahl nicht, er mordete nicht, er schwor nicht falsch, und würde seine Tochter nicht zu einer Mätresse hingegeben haben; doch das alles traute Raubahn ihm zu, und glaubte, seiner gewiß zu seyn.

Er betrachtete das liebliche Mädchen schon als seine sichre Beute; und eine solche Vorstellung würde vielleicht auch die reinste Phantasie zur Wollust entflammen. Nicht lange, so durchdrang die wilde, gewaltsame Leidenschaft ihn so gänzlich, daß er, als ihm Schwierigkeiten aufstiessen, nicht mehr Kraft genug hatte, zurückzutreten.

Er sah jetzt unerwartet bei Gobeln in diesem Punkte eine Festigkeit, die jeder Versuchung widerstand. Ohne eine heimliche Trauung, oder wenigstens ein geltendes schriftliches Versprechen

der Heirath, wollte er sich durchaus auf nichts einlassen; und Marien zu verführen, war noch weit schwerer, da ihre Frömmigkeit sie über die gewöhnlichen Versuchungen weit hinweg setzte. Doch diese Schwierigkeiten schärften des Barons Begierden nur, und seine Leidenschaft wurde am Ende so mächtig, daß er nicht mehr zurücktreten konnte, als er schon völlig überzeugt war, daß es unmöglich wäre, seinen Wunsch anders als auf dem rechtmäßigen Wege zu befriedigen. Seine Achtung vergrösserte sich dadurch, und seine Leidenschaft nahm einen reinern Charakter an: sie wurde Liebe, und war nun unüberwindlich. Jetzt aber trat das Bild seiner Mutter, an die er vorher immer nur leicht und sorglos gedacht hatte, vor seine Seele. Er kämpfte bald gegen ihr Ansehen, bald gegen seine Leidenschaft, doch gegen beides vergebens. Unmöglich konnte er glücklich werden; denn die tiefe Achtung, der Gehorsam, wozu ihn seine Mutter von Jugend auf gewöhnt hatte, war fast eben so stark, als seine Liebe zu Marien. Er machte endlich Gobeln zu dem Vertrauten seiner Gedanken. Hm! sagte der: in einem halben Jahre sind Sie mündig, Herr Baron; dann treten Sie Ihre Güter selbst an.

„Was hilft mir das? Meine Mutter bleibt."

Sie bleibt nicht, wenn Sie es darnach anfangen. Lassen Sie nur alle Ihre Leute kommen,

und sagen Sie denen: von heute an bin ich Herr! Dann thun Sie von Allem, was die gnädige Frau Mama will, das Gegentheil; und sie geht.

„Sind Sie toll, Gobel?"

Ich pachte die Güter, das Küchengut ist mein; und wer will es Ihnen dann wehren, Marien zu heirathen?

„Meine Mutter."

Sie sagen: ich will! und es geht wahrhaftig.

Gobel sprach so oft und so kräftig über die Angelegenheit, daß er nach und nach den Baron an die Vorstellung gewöhnte: er brauche seiner Mutter nur so viel zu gehorchen, als er selber wolle. Es war nur **Furcht**, was ihn zurückhielt, nicht **Liebe**; er wünschte sich nur den Muth, des alten Gobels Rath zu befolgen.

Gobel sah wohl, daß der Baron noch gar nicht entschlossen war, seiner Mutter die Spitze zu bieten; und der Baron sah eben so wohl, daß Alles, bis auf den ersehnten und doch gefürchteten Zeitpunkt seiner Mündigkeit, das tiefste Geheimniß bleiben mußte. Er suchte daher, selbst Marien seine Leidenschaft zu verbergen, und sie ging nach wie vor mit ihm um, als mit dem Freunde ihres Vaters, und als einem unterhal-

tenden jungen Manne. Der Baron begriff Mariens Kälte nicht. Daß sie schon liebte, konnte er nicht ahnen; denn sie hätte gern ihre Leidenschaft sich selbst verborgen. Da ihre stille Liebe gar keine Nahrung bekam, so konnten ihre alten Vorstellungen neue Stärke über die Leidenschaft erhalten. Doch ach! gerade in den Stunden des stillen Gebetes trat gewöhnlich das Bild des geliebten Jünglings vor ihre Seele, und die Sehnsucht nach ihm mischte sich so stark in ihre frommen Empfindungen, daß sie zuweilen kaum wußte, ob sie beten dürfe, oder nicht.

Aber weit mehr, als sie, litt der junge Senk mit seinem sanften, weichen Herzen. Er schwieg noch immer. Niemand bemerkte seine Liebe, ja nicht einmal sein Leiden. Doch die Folgen des stillen, verzehrenden Grames wurden endlich augenscheinlich. Die sanfte Blässe in seinem Gesichte, das so sehr Weiche in dem Tone seiner Stimme, das Matte in seinem Gange, die melancholischen Wendungen, die ihm zuweilen im Gespräch entschlüpften, erregten die Aufmerksamkeit seiner Mutter. Sie sah ihn, wenn er allein war, Thränen vergiessen, und suchte ihm mit der Gewalt der mütterlichen Liebe sein Geheimniß zu entreissen. Doch vergebens; er klagte nur über Kränklichkeit. Man rief den Arzt, der sich jetzt seit mehreren Jahren in Lobenstein befand, und den die Baronin besoldete. Er beobachtete den Kranken einige

Tage hindurch, und erklärte dann den Eltern: ihr Sohn habe eine Gemüthskrankheit, die schon jetzt nicht ohne Gefahr sey. Sie und Lindner hörten diesen Ausspruch mit grossem Schrecken. Sabine ging, die Hände ringend, zu ihrem Sohn, und sagte ihm, was sie von dem Arzte wußte. August versicherte aber: es habe mit seiner Krankheit nichts zu bedeuten; er befinde sich schon besser. Liebe zu seinen Eltern gab ihm acht Tage hindurch die Stärke, zu lächeln, zu scherzen, und seine gewöhnlichen Beschäftigungen zu treiben. Diese Anstrengung grub aber den Gram noch tiefer in sein wundes Herz; er sank nach acht Tagen wieder in die finsterste Schwermuth zurück, und war noch weit matter, als vorher.

Der Arzt wiederholte seine Erklärung noch bedenklicher, und Lindner las einige Tage hindurch mit wachsender Angst alles, was er über Gemüthskrankheiten in seiner Bibliothek hatte. Sabine hingegen betrachtete ihren Sohn mit den Falkenaugen eines Weibes und einer Mutter. Senk war trostlos, und erwartete, was Lindner oder seine Frau entdecken würden.

„Was ich herausbringe,“ sagte Lindner endlich, „ist, leider Gottes! wenig. Eine Begierde nach einem uns unbekannten Gute macht den armen Schelm so elend. Nun sind die Güter entweder bona absoluta, als Gesundheit, Wahrheit

und Tugend; oder relativa, als Ehre, Geld und Wollust. Was von den drei letzten ist es? Ehrgeitzig ist er sein Lebtage nicht gewesen; geldgeizzig auch nicht. Grosser Gott! was nun übrig bleibt, ist schlimmer als alles Andere: Wollust. Und doch sollte ich beinahe glauben . . ." —

Senk fuhr auf: das ist es nicht, Herr Bruder! Da thun Sie ihm Unrecht.

„Eins von den dreien muß es doch seyn, lieber Schwager. Lesen Sie selbst! Nun aber theilt sich, nach dem Walch, die Wollust ein in die bacchische, die delicate, die curiöse, die pharisäische, die Liebes, und die Freundschaftswollust." Senk stritt, und Lindner setzte ihm die verschiedenen Arten von Wollust weiter aus einander. Senk stritt noch heftiger, und Sabine sagte: in einem gewissen Betrachte, Bruder, kannst du Recht haben. Ich glaube, es ist die Liebe, die ihn so schwermüthig macht. Lindner las Walchs Beschreibung davon, machte dann stillschweigend das Buch zu, und sagte mit einem tiefen Seufzer: „nun, so erbarme sich Gott, wenn das wahr ist, Schwester!" — Wenn ich nur erst wüßte, sagte Sabine, wen er liebt! — „Wen? wen? Schwester, da lies, da lies, wenn's das ist, was Walch davon schreibt." Sabine las, und rief mit Abscheu: pfui! das meine ich nicht. Ich meine die Liebe, und nicht die Liederlichkeit. „Nun,

das ist ja die Liebe!" rief Lindner eifrig; „nichts anders!" Sabine fing an zu weinen: bist du ein Onkel? bist du ein Bruder? Grosser Gott! Hab' ich nicht meinen Mann geliebt? liebt nicht Theodor das Fräulein noch jetzt? und kannst du sagen, daß wir solche Geschöpfe gewesen sind?

„Gott vergebe mir die Sünde!" sagte Lindner, sich besinnend. „Du hast Recht. Also die Liebe, meinst du, Sabine? Sieh, ich habe so ziemlich von Allem in der Welt deutliche Begriffe; aber hätte ich sie doch auch von der Liebe! Wollust soll sie nicht seyn, und ich glaube dir auch, daß sie es nicht ist. Aber was denn? . . . Nun, sie mag seyn, was sie will, das hilft uns zu nichts. Also er liebt. Gut! Aber was? wen?"

Ja leider wissen wir das nicht, und der arme Junge ist stumm wie das Grab. — Sabine rieth jetzt auf alle Mädchen in Lobenstein umher; doch nirgends fand sie den Grund zu glauben, die oder die sey es. Endlich sprang Lindner vom Stuhle auf, und sagte triumphirend: das bring ich heraus, Sabine! Sieh, es gab einmal einen König, Nahmens Antiochus; von dem habe ich das Kunststück gelernt. Er hatte einen Sohn, der gleichfalls vor Liebe krank war. Wahrhaftig, ja! der Junge ist verliebt; es trifft alles auf ein Haar zu. Nun sieh, der Arzt setzte sich an das Bett des Kranken, und nahm seinen Puls unter die

Finger. Alle Damen mußten durch das Zimmer gehen. Als die rechte kam, da schlug der Puls wie ein Hammer. Es wurde Hochzeit, und der Kranke war gesund. In seine Stiefmutter hatte er sich verliebt. Nun seht, wir wollen es eben so machen. Ich fasse den Puls, und du, Sabine, erzählst von allen Mädchen, die August kennt. Kommt die rechte, so huste ich, und du fährst fort, bis wir Gewißheit haben." Senk schüttelte ungläubig den Kopf; Sabine aber, die sich ihres Herzpochens in der Jugend noch erinnerte, fand das nicht ganz ungereimt, besonders als ihr Bruder ihr die Geschichte aus dem Plutarch vorlas. „Ich bedaure bei dieser Gelegenheit," setzte Lindner hinzu, „daß die Ode der Sappho über die Kennzeichen der Liebe verloren gegangen ist; denn eben nach der richtete sich der Arzt."

Der Plan wurde verabredet, und der Nachmittag zur Ausführung bestimmt. Lindner, der im Pulsfühlen nicht geübt war, und Augusts Puls gern ohne dessen Wissen untersuchen wollte, faßte heute jedem, der zu ihm kam, an die Hand, um die Pulsschläge zu zählen. Er hielt seinen eigenen Puls fast den ganzen Morgen unter dem Finger; und wenn er ihn verlor, so dachte er: ja das ist auch meiner, und ich bin nicht verliebt! Aber Augusts Puls, der würde durch eine Elephantenhaut zu fühlen seyn. Der soll mir nicht entgehen!"

Nach Tische ließ das Inquisitions-Collegium den Kranken vor sich kommen. Lindner faßte Augusts Hand, und suchte heimlich den Puls, konnte ihn aber nicht finden, und mußte sich schon bequemen, dem Jünglinge offenherzig zu gestehen, daß es hier auf seinen Puls angesehen sey. Er bat ihn, die Hand recht still zu halten. Kaum hatte er den Puls, und hustete, so fing Sabine an, über mehrere junge Mädchen zu reden und von ihnen zu erzählen. Lindner saß und horchte; der Pulsschlag blieb aber unverändert. „Mein Söhnchen," sagte er; „es geschieht zu deinem Besten. Halt still! . . . Ich glaube," rief er dann endlich, „der Junge hat gar keinen Puls. Langsam, Sabine! Ich fühle nichts, gar nichts."

August sah seinen Oheim und seine Mutter verwundert an, und wußte nicht, was man von ihm wollte. „Nun, Gott Lob! rief Lindner; und Sabine fuhr fort: das hübscheste Mädchen in Lobenstein ist doch wohl Gobels Marie. Nicht wahr, August? — August veränderte die Farbe, und schwieg; eine zuckende Bewegung in seinen Händen machte aber, daß Lindner den Puls verlor. „Ei, so hält die Hände still, mein Söhnchen!" sagte er. Sabine hielt sich an die glühende Röthe in ihres Sohnes Gesichte. Sie fuhr fort, und sagte mit instinktartiger List: Marie ist Braut von dem Amtmann in Derenberg. Jetzt wurde August todtenblaß, und warf einen sterben-

den Blick auf seine Mutter. Braut? rief er dann schmerzlich, und sprang auf: Braut? — Lindner aber hielt ihn am Rockschooße, zog ihn auf den Stuhl zurück, und griff wieder nach seinem Pulse. „August," sagte er; „ich bitte dich, bleib ruhig sitzen. Will man solche Beobachtungen anstellen, wie ich jetzt, so darf der Andre nicht so ungestüm seyn. Du denkst wohl, ein Puls ist wie eine Stampfe in der Oehlmühle!" Gewiß ist es noch nicht, sagte Sabine; sie will nicht. Wir hatten einmal den Gedanken, daß du, lieber Sohn . . . — O Gott! Mutter! rief August. Er sprang wieder auf, und stürzte auf seine Mutter zu. „Da mag ein Andrer etwas herausbringen!" murrte Lindner. „Der Arzt des Königs Antiochus war ein Narr. Ich will eher fühlen, ob ein Ding roth oder schwarz ist, als bei dem da den Puls. Es geht nicht; wir bringen nichts heraus."

O, mein Sohn! sagte Sabine zärtlich; du liebst Marien. Warum warst du so mißtrauisch gegen deine Eltern? — „Wie?" fiel Lindner ein: „er liebte Marien? Schwester, du kannst mir glauben, ich habe nichts, gar nichts gefühlt." — Ja Mutter, stammelte August; ich liebe das theure Mädchen, und bin unglücklich! Lindner machte grosse Augen, als er dieses Geständniß hörte. „Habt ihr's heraus! Wie denn? Du liebst, August? Ist es wahr? Ich begreife nicht, wie ihr

es herausgebracht habt!" Und nun stellte er sich sehr fröhlich zu Sabinen hin, um zu horchen. Sie ließ sich erzählen. Ihre mütterliche Liebe fand da noch Hoffnung, wo August nur Verzweiflung sah, und es gelang ihr bald, sein erstarrtes Herz wieder zu beleben. Als August hinausgegangen war, fiel Senk mit der Bemerkung dazwischen: mein Sohn ist ein Edelmann, und die Verwandtschaft mit Gobeln würde mir sehr unangenehm seyn. — Doch gegen die Erinnerung, daß hier Augusts Leben auf dem Spiele stehe, hielt er nicht aus. Auch er gab seine Einwilligung, wie Lindner, und man besprach sich nun über die Mittel, den Wunsch des Sohnes so bald als möglich zu erfüllen.

Sabine bekam den Auftrag, zuerst den Jüngling zu vernehmen, wie weit er mit Marien wäre. Sie kam mit einem trübsinnigen Gesicht aus diesem Verhöre zurück, und brachte die Nachricht, daß auf des Mädchens Neigung nicht viel zu rechnen sey. Alle Dreie sahen jetzt einander finster an. Der Vater ist geitzig, meinte Sabine, und wir sind nicht arm. Wenn wir erklären, daß wir keine Aussteuer verlangen, so . . .

„Wenn nun das Mädchen nicht will? ob ich gleich nicht begreife, warum sie nicht gern wollen sollte. Aber, wie gesagt, ich verstehe von der Liebe nichts; und es ist doch wohl möglich, daß

sie nicht will." — Hm! hm! sagten Sabine und ihr Mann. Sie hatten das Herz nicht zu sagen: der Vater muß sie zwingen. — Das wird sich finden! meinte Sabine zuletzt, und Senk bekam den Auftrag mit dem alten Gobel zu sprechen.

Senk traf Gobeln auf dem Felde, und that ihm den Vorschlag. Dem alten Gobel kam dieser Antrag so höchst unerwartet, daß er sogleich hin und her sann, was ihn veranlaßt haben könnte. Ein Edelmann? dachte er; der Sohn eines Mannes, der mich immer so verächtlich behandelt hat, der will meine Tochter haben? Dahinter muß etwas stecken! Senk hat so viel an Maschinen und Uhren, und der alte Lindner so viel an Bücher, an Theodorn, und auf dessen Reise gewendet, daß sie um Marien anhalten, weil sie auf eine Aussteuer rechnen. — Hätte er aber das auch nicht gedacht, so war er doch jetzt mit dem jungen Raubahn in einer so festen Verbindung, und sein Vortheil, wenn Marie dessen Frau wurde, war so groß, so gesichert, daß er sich nicht einen Augenblick besinnen konnte, was er wählen müßte; denn der Pachtcontract über Raubahns Güter war unterschrieben und besiegelt; die Cession des Küchengutes war in bester Form geschehen, und der junge Baron, der jetzt Marien mit der heftigsten Leidenschaft liebte, hatte Gobeln bestimmt das Versprechen gegeben, seine Mutter ausser Thätigkeit zu setzen, so bald er es gesetzmäßig thun könne.

Kurz, alles war bis auf die geringsten Kleinigkeiten abgemacht. Gobel antwortete daher dem Herrn von Senk: ich bedaure, die Verbindung mit ihrem Sohne nicht annehmen zu können, da meine Tochter schon so gut wie verlobt ist.

Mit dieser traurigen Antwort kehrte Senk zurück. Sabine hatte vor Freude seinen Gang zu Gobeln ihrem Sohne entdeckt; August war also gegenwärtig, als sein Vater wiederkam. Vorsicht gehörte überhaupt eben nicht zu den Tugenden des Lindnerischen Hauses, und überdies hatte Senk ja schon an Theodor gesehen, daß ein Jüngling das Vereiteln einer solchen Hoffnung ertragen kann. Höre, mein Sohn, sagte er: schlag es dir aus dem Sinne. Es geht nicht; Gobels Tochter ist schon Braut. — August lächelte schmerzlich, wendete sich halb ab, und sagte lebhaft; o, habe ich es nicht gedacht? — In dieser Antwort war nichts Beunruhigendes; man bat daher, Senk möchte ausführlicher erzählen. Noch ehe er fertig war, ging August leise aus dem Zimmer, und am Abend lag er, in Thränen, mit einer glühenden Fieberhitze, auf seinem Bette.

Der Arzt, den man sogleich rufen ließ, schüttelte, als er den Kranken sah, bedenklich den Kopf. Man entdeckte ihm das Geheimniß, und er schüttelte den Kopf noch stärker. Da er grossen Theil an dem Lindnerischen Hause nahm (Schall, sein

Freund, hatte ihm viel Gutes von der Familie gesagt): so wünschte er, Alles recht umständlich zu wissen. August erzählte, wie er mit Marien bekannt geworden sey, wie er sie geliebt, und was die Verbindung zwischen ihnen zerrissen habe.

Während dieser Unterhandlung saß Lindner in seinem Cabinette, und studierte mit grossem Eifer, doch mit noch grössrer Angst, Platons Gastmahl. „Da richtet," dachte er, „die Liebe nun schon das dritte Unglück in meinem Hause an! Ich will doch endlich den Feind meiner Ruhe kennen lernen! Sabine lächelte, schwieg, und trug geduldig; Theodor sprach, tobte, und war stärker als vorher; und der nun, der lächelt und stirbt." Er las das Gastmahl vom Anfang bis zu Ende. Als er fertig war, warf er das Buch unmuthig auf den Tisch. „Daraus vernehme sich ein Andrer! Sie sprechen da Alle, weiß es Gott, wie wir studieren: zum Spaß. Hätte nur einer von ihnen einen Sohn gehabt, der an der Liebe auf den Tod krank gewesen wäre; der Dialog würde anders geworden seyn." Eine Stelle in Agathons Rede gefiel ihm: die, worin gesagt wird, daß Amor nur in den weichsten Herzen seinen Wohnsitz aufschlage. „Das mag wahr seyn," sagte er; „ob ich gleich auch kein Herz von Kiesel habe. Aber ja! warum tröstete sich Theodor, und entsagte Heloisen? warum August nicht? In dem weichen Herzen des armen Jungen hat Amor sich zu tief

eingenistet. Ich will meinen Kopf zum Pfande setzen, Theodor liebt nicht so stark wie August; und wären die Herren hier, die da so schwatzen über die Liebe: ich wollte sagen: ihr Herren versteht es nicht. Hier, der weiche August, der liebt wie Alceste. Er stirbt von Weichheit der Seele, wenn er von seiner Geliebten getrennt wird. Hier Theodor; der ist Orpheus, den ihr so herunter macht. Er ist zu stark, als daß er vor Liebe sterben könnte; aber was in seinen Kräften steht, das thut er: er sprengt die Pforten der Unterwelt, um seine Geliebte zu retten. Heißt das ein Zärtling seyn, wie Ihr sagt? Was bin ich denn nun klüger? Sabine weiß mehr von der Liebe, als ich mit allen meinen Büchern. Ich lasse dem Platon Gerechtigkeit wiederfahren; aber was da steht — pfui! Mein alter Rektor sagte immer: die Griechen! die erhabenen, unübertroffenen Griechen! Ganz recht! das sage ich auch. Aber ich wollte alle ihre Bildsäulen (von denen ich nie eine gesehen habe) und alle ihre Schriften darum geben, wenn man eben so richtig von ihnen sagen könnte: die Menschen! die erhabenen Menschen! Nun Gott weiß, wozu sie da gewesen sind. Und auch wir sind ja nicht ohne Fehler."

Lindner ging nun noch ängstlicher als vorher zu August, an dessen Bette der Arzt und die Eltern saßen.

Du mußt es dir aus dem Sinne schlagen, lieber Sohn, sagte Sabine.

„Er kann es nicht, Schwester.“

Sie müssen sich zerstreuen, lieber Herr von Senk, sagte der Arzt.

„Auch das kann er nicht, Herr Doktor. Er ist kein Orpheus, sage ich Ihnen; er kommt nicht eher in die Unterwelt, als bis er stirbt. Glauben Sie mir: eine wahre Alceste!“

Du mußt dir die Liebe nicht zu Kopfe wachsen lassen, August! sagte Senk.

„Amor geht, wie Ate, nicht auf den Köpfen, sondern auf den Herzen der Menschen, und zwar auf den weichsten. Da hilft nichts!“ Alle sahen Lindnern verwundert an. „Ich weiß, was ich weiß,“ fuhr er fort; „der wird die Liebe nicht so los, wie Theodor, den wir in die weite Welt schickten. (Gott gebe ihm heute einen bessern Tag, als **wir** haben!) Sey die Liebe, was sie will, — aus dem, was ich erlebt und gelesen habe, weiß ich doch, sie macht aus dem Menschen das Höchste, was aus ihm zu machen ist. Hat der Mensch ein weiches Herz: die Liebe macht es zu einer Thräne, wie Figura da zeigt. Ist der Mensch stolz, stark: die Liebe mach einen Gott aus

ihm, wie wir das an Theodorn gesehen haben."

Der Arzt rieth immer Zerstreuung an, und ging endlich mit einem vollen Herzen gerades Weges zu Marien, da des Jünglings Leiden ihn rührte, und da er die ganze Familie wegen ihrer so wahren Herzlichkeit lieb hatte. Er traf das Mädchen allein, wie er auch erwartete, und erkundigte sich (das war sein Vorwand) nach ihres Vaters Befinden, dem einige Tage vorher nicht wohl gewesen war. Dann scherzte er mit ihr über ihre blühende Gesundheit. „Aber," setzte er sogleich sehr ernst hinzu; „wir wollen nicht darauf trotzen. Das Alter greift der Tod mit Krankheiten an, und die Jugend mit Leidenschaften. Da komme ich eben von Lindners. Der junge Senk . . . — Marie wurde blaß; er that aber, als merkte er es nicht — „muß in Kurzem sterben, wenn nicht ein Wunder geschieht." Starr und bleich stand Marie da. „Sie erschrecken Mamsell Gobel; aber es ist so! Ein edler, tugendhafter junger Mensch wird seinen Eltern, der Erde, einem thätigen Leben, vielleicht tausend Menschen, deren Wohlthäter er hätte werden können, entrissen. Und warum? Weil eine unschuldige, edle, aber mächtige Leidenschaft in seinem Herzen ist." Hier brach er ab. Er glaubte, Marie sollte fragen: welche? Sie schwieg aber, und sah ihn nur mit sterbenden Blikken an. Endlich fuhr er fort: „er liebt, so viel

haben die unglücklichen Eltern herausgebracht; und er liebt hoffnungslos. Aber wen? das weiß nur er. Edelmüthig verschweigt er den Nahmen der Geliebten, wie das tiefe Leiden seines Herzens. Keine Ueberredung ist vermögend, ihm den Nahmen des Mädchens zu entreissen, das er so edel, so tugendhaft, so treu bis zum Tode, liebt. Wüßten wir, wer sie ist, so wäre er zu retten. Wenn sie ihn auch nicht liebte, oder wenn sie sogar die Verlobte eines Andern wäre, so würde doch ein Besuch, den sie dem armen Kranken machte, ein freundliches Wort, das sie ihm sagte, sein sterbendes Herz erschüttern; und dann erwachte er gewiß aus der verderbenden Dumpfheit, die ihn tödtet. Oder glauben Sie, Mamsell Gobel, ein Menschenleben wäre nicht werth, daß ein Mädchen sich um dessentwillen einmal üger die gewöhnliche Sitte wegsetzte?"

Marie antwortete nicht. Eine glühende Röthe wechselte mit einer Todtenblässe auf ihren Wangen. Sie bebte, sie schwankte, und hob die Hände auf, als wollte sie sich an dem Arzte halten. Er stirbt! rief sie dann auf einmal in einem schrecklichen Tone. Ich, ich bin's, für die er stirbt!

„O, so bitte ich Sie, retten Sie ihn!" hob der Arzt an; und Marie stürzte, ohne sich umzukleiden, neben ihm weg aus dem Zimmer, und nach Lindners Hause zu. Der Arzt folgte ihr,

weil er fürchtete, daß ihr unerwartetes Erscheinen eine zu heftige Wirkung thun könnte.

An dem Bette des Kranken saß noch Sabine, und gab ihm mit freundlich tröstenden Worten Hoffnungen, an die sie freilich selbst nicht glaubte, und die er nur mit geduldigem Kopfschütteln anhörte. Lindner saß am Fenster, philosophirte noch über die Liebe, behauptete, daß Walch sie so wenig als Platon gekannt habe, und setzte jedes Mal hinzu: „ich kenne sie eben so wenig.“ Jetzt öffnete sich die Thür, und Marie trat mit wilden Blicken in das Zimmer. Als sie das bleiche, duldende Gesicht des Jünglings sah, stieß sie ein Angstgeschrei hervor, und blieb starr, mit aufgehobenen Händen, wie eine Bildsäule des Schreckens, mitten im Zimmer stehen. Sabine und Lindner sprangen auf. In diesem Augenblicke fiel Marie am Bette — so erschöpft war sie — auf ein Knie, ohne reden zu können. Sie ergriff des Jünglings Hand, und benetzte sie mit Thränen, die heiß aus ihren Augen hervorströmten. August heftete die starren Blicke auf sie; Sabine rang die Hände; Lindner sah finster zu Boden.

O, wenn Sie stürben, hob Marie an: wenn Sie stürben — o, ist denn gar keine Hülfe? Allgütiger Gott! soll er darum sterben? o, so sterbe ich mit ihm! Ach, ich liebe ja auch! Ja, theurer Senk, ich liebe Sie. Mit Angst und Zittern liebe

liebe ich Sie schon lange. Kein Gebet hat mein Herz seit jenem Tage wieder beruhigt. Und als . . . sagte sie auf einmal mit umherfahrenden Blicken. Ach da ist er! Sie eilte dem Arzte, der eben herein trat, entgegen. Eine edle Liebe, eine tugendhafte Liebe, sagten Sie? O, dieses Herz hängt fest, ach! es hängt abgöttisch an ihm. Eine tugendhafte Liebe! Ich habe nichts gedacht, nichts empfunden, als ihn allein, und immer in Thränen die Augen geschlossen. In vielen Träumen, o in allen, sah ich ihn, liebt' ich ihn. Nicht Einmal habe ich beten können!

Dies alles brachte Marie fast wie eine Wahnsinnige hervor, und dabei warf sie wilde Blicke auf den Arzt, und drückte Senks Hände mit Heftigkeit an ihre Brust. Niemand begriff sie, ausser der junge Senk. Jetzt sah er, jetzt verstand er. Er richtete sich im Bette auf, und sagte: Marie, theure Marie! ich stehe vielleicht am Rande meines Grabes. Aber wenn es auch das letzte Wort seyn sollte, das meine Lippen in diesem Leben aussprächen, und wenn ich auch mit diesem Worte zu dem Urheber der Welt, zu Gott, der auch unsre Herzen schuf, zurückgehen müßte; ich würde dennoch sagen: die Liebe, die mein Herz für Sie empfindet, ist heilig; alle Engel, auch die reinsten, fühlen dasselbe, wenn sie ganz selig sind, wenn sie Welten segnen. Ja, Marie, diese Liebe ist der Lohn eines tugendhaften, from-

men Herzens. Bösewichter können nicht lieben. Marie, ich liebe Sie, weil ich gut bin, und weil Sie gut sind. Er legte die blassen Lippen auf die zitternde Hand des Mädchens. O, fuhr er fort, und hob die leuchtenden Augen mit vollem Entzücken zu ihr auf — o, Marie, wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben, so frageu Sie doch Ihr eignes Herz! Ist es härter, ist es kälter, ist es boshafter, ist es nur weniger gut geworden? Marie, wenn wir glücklich sind in dieser reinen Liebe: werden wir dann den Schöpfer unsers Glückes nicht noch kindlicher, noch zutraulicher lieben, als vorher?

Sie warf jetzt Blicke auf ihn, in denen alle Zweifel in Liebe zerrannen; denn (woran sie Anfangs nicht dachte) ihre Liebe wurde ja durch die Gegenwart der Eltern geheiligt. Jetzt floß wieder Ruhe in ihre Seele, und nun erröthete sie sanft, als August sie näher zu sich zog, als sie mit einem flüchtigen Berühren ihrer heissen Lippen an seine Wange hinsank, und dann der frohen Mutter in die zitternden Arme fiel. Der Arzt sagte lächelnd: Sie haben einem Sterbenden das Leben gerettet. Jetzt wurden Alle ruhiger; doch Marie fing an verlegen und schamroth zu werden, daß sie hier war, daß sie ihre geheime Liebe gestanden hatte.

Man erörterte nun den Gang der Begebenhet,

erklärte sich gegenseitig, hob auch Mariens letzte Zweifel, und legte, um sie ganz zu beruhigen, ihre und Augusts Hände in einander. Sie scheute das Wort, **Braut**: weniger, als das Wort: **Geliebte**.

Lindner triumphirte im Stillen, daß er auf das rechte Mittel gefallen war, von August den Nahmen der Geliebten zu erfahren. „Lieber Herr Doktor," sagte er, „Sie sind ein Arzt trotz dem Philippus. Aber Sie sollen mir doch ordentlich Unterricht im Pulsfühlen geben; denn ich fange an zu glauben, daß dies noch nicht die letzte Liebesgeschichte hier in meinem Hause seyn wird. Kommt mir so etwas noch einmal vor (und ich will die Augen aller Orten haben), so lasse ich den Puls nicht wieder los, bis ich meiner Sache gewiß bin. Es geht mir doch mit der Liebe ganz curios! Glauben Sie wohl, daß mir die Augen nicht trocken geworden sind, als die da hereinstürzte, und redete, als hätte sie einen Professor der Rhetorik in der Brust sitzen? Und der August auch! Er ist sonst still; aber heute hat er mir das Herz umgewendet."

Herr Lindner, die Liebe ist eben der rechte Professor der Rhetorik.

„Das merk' ich, das merk' ich; und ich wollte, der selige Doktor der heilgen Schrift, Johann

Georg Walch, wäre diesen Abend hier gewesen, und hätte das angesehen und angehört, wie der da liegt, und stillschweigend stirbt aus Liebe! — Und die da, die ist eine wahre Alceste, die mit ihm sterben will. Wenn ihm die Augen voll Thränen, und die Brust voll — wie soll ich das nennen? — voll Muths zu Allem gewesen wäre, wie mir in dem Augenblicke; dann hätten wir ihn gefragt: Ew. Hochwürden, sagen Sie doch, ist das nichts Grosses, Edles und Heiliges in der menschlichen Natur? Ich will wetten, er hätte ein eigenes Kapitel von der Liebe geschrieben. Mit seiner sechsfachen Eintheilung hat er mich diesen Morgen angst und bange genug gemacht. Er muß so etwas gar nicht erlebt haben; sonst dächte ich . . . Mit diesem Platon ist es nicht besser. Nun, ich glaube wahrhaftig, ich lerne noch auf meine alten Tage den Ovidius verstehen. Ich will ihn doch lesen!"

Endlich kam man auch auf Mariens Vater und auf seine Aeusserung, daß Marie Braut wäre, wovon sie selbst gar nichts wußte. Der Arzt meinte, man solle ganz still den Gang der Begebenheit abwarten, besonders da man nichts sähe, was die Liebenden beunruhigen könnte. Marie ging endlich, mit den seligsten Gefühlen in dem reinen Herzen. Die Benennung Tochter, womit Sabine sie entließ, hatte ihre Zweifel gehoben und ihre Entzückungen geheiligt. Selbst der Gedanke, daß

sie vielleicht von der Vorsehung dazu bestimmt sey, diese so gute Familie auf den Weg der wahren Gottseligkeit zu leiten, kleidete ihre Liebe in das Licht der Frömmigkeit; er gab ihrer Wonne einen höheren Ursprung und den Schutz des Himmels.

Auch Gobel, der das Küchengut und die vortheilhafte Pachtung der Raubahnischen Güter immer im Kopfe hatte, benutzte Senks Antrag, um seinem Zwecke näher zu kommen. Er sagte dem Baron sehr trocken: der Herr von Senk hat diesen Morgen um meine Tochter für seinen Sohn bei mir angehalten. (Raubahn sah ihn starr vor Schrecken an.) Ich habe mir, fuhr Gobel fort, Bedenkzeit genommen. Die Verbindung mit Ihnen ist noch in weitem Felde, und ich muß für Marien sorgen. Raubahn merkte wohl, daß der alte Gobel ihn treiben wollte; allein er hatte auch nicht vergessen, daß der junge Senk ehemals sehr oft Besuche bei Gobeln gemacht, und daß Marie zuweilen mit Leidenschaft von dem jungen Manne geredet, auch sich angelegentlich nach ihm erkundigt hatte. Er sah also, daß er in Gefahr stand; deshalb ging er schnell noch einmal die Vortheile durch, die Gobel von der Pachtung haben würde, und stellte ihm den Werth des kleinen Gutes vor. Jetzt gab ihm Gobel mit funkelnden Augen wieder die Hand darauf, daß kein andrer Mensch als er Marien haben sollte; und dagegen versprach der Baron, seine Unabhängigkeit zu beschleunigen.

Bei dem ersten Besuche, den er Marien wieder machte, sah er noch deutlicher, in welcher Gefahr er stand. Als das Gespräch auf den jungen Senk kam, funkelten Mariens Augen, und sie konnte nicht wieder aufhören von ihm zu reden. Der Baron überlegte nun, wie unsicher seine Aussichten wären, und wie leicht es Senks Eltern werden müßte, Gobeln durch Versprechungen an sich zu ziehen; er mußte also diesen noch fester an sich binden.

Er suchte Gobeln auf, erneuerte den Contract, und erbot sich, ihm eine Versicherung zu geben, daß er ihm auch in dem Falle, wenn er Marien nicht heirathete, das kleine Gut abtreten wollte. Jetzt hatte Gobel, was er zu haben wünschte; denn er zweifelte noch immer, daß der Baron im Stande seyn würde, Marien seine Hand zu geben. Mit glühendem Eifer setzte er den neuen Contract auf. Als Raubahn schon die Feder in der Hand hatte, um zu unterschreiben, sagte er lachend: aber was habe ich denn, wenn Sie Ihr Versprechen nicht halten? Heirathe ich Marien nicht, so ist das Gut Ihre. Doch wenn Sie mir Mariens Hand verweigern, was dann? Ich will Gewißheit haben. Verschreiben Sie mir auf diesen Fall zwei tausend Thaler.

Davon wollte Gobel nichts hören; es schien ihm unmöglich, zwei tausend Thaler, selbst auf

den unwahrscheinlichsten Fall, auch nur zu versprechen. Der Baron stellte ihm vor, daß es ja bloß auf ihn ankomme, sein Wort zu halten. Da Gobel noch immer den Kopf schüttelte, so erbot sich der Baron, der seinen Mann wohl kannte, ihm die zwei tausend Thaler bis zu dem Hochzeitstage zu verzinnsen. Was? rief Gobel? verzinnsen? Je nun freilich! Im Grunde sind zwei tausend Thaler, die ich verspreche, so gut wie baares Geld. Er ging richtig in die Falle, die sein Geiz ihm stellte, und die Verschreibungen wurden gegen einander ausgewechselt. Ich werde nicht Nein sagen, dachte Gobel, so lange ich die Zunge rühren kann. Die zwei tausend Thaler sollen immer und ewig nichts weiter seyn, als ein Stück Papier. Am folgenden Morgen schrieb der Baron an Gobeln, und bat sich noch einmal seinen Rath aus, was er zu thun habe, um in den Besitz seiner Güter zu kommen. „Ich kann Sie nicht selbst besuchen," sagte er; „und heute ist die Gelegenheit günstig, meine Mutter auf die Veränderung vorzubereiten: denn ich soll diesen Nachmittag die Rechnungen mit ihr durchgehen." Auch in diese Falle ging der alte Gobel. Er antwortete sehr weitläuftig, gab sich nun alle ersinnliche Mühe, den Baron gegen seine Mutter aufzuhetzen, und schlug ihm eine List über die andre vor, wie er sich ihrem Ansehen entziehen könnte. Nun habe ich ihn! dachte der Baron, und verschloß den Brief in seine Chatulle.

Der Baron liebte Marien jetzt wirklich mit Leidenschaft, und war fest entschlossen, ihr seine Hand zu geben; nur wünschte er, es mit Genehmigung seiner Mutter thun zu können. Er zitterte vor den harten Maßregeln, zu denen Gobel ihm rieth, und wollte lieber noch zögern. Natürlicher Weise mußte Senk jetzt thätig werden; indeß es war dem alten Gobel unmöglich gemacht, sich je mit dem einzulassen. Der Baron durfte ihm nur drohen, den Brief, den er in Händen hatte, seiner Mutter zu geben, und ihm so den fürchterlichsten Prozeß zuzuziehen.

Alles näherte sich allmählich der Entwickelung. Marie hatte neue Zweifel bekommen, ob es auch recht sey, den Geliebten ohne die Genehmigung ihres Vaters zu sehen; sie erlaubte ihm wenigstens nicht die unschuldigste Vertraulichkeit. Lindners bemüheten sich indeß schon, den alten Gobel auf ihre Seite zu ziehen. Sie baten ihn zu Tische, und erwiesen ihm mancherlei Gefälligkeiten. Er pries sich glücklich in dem Besitze solcher christlichen Freunde, und foderte von ihnen noch mehr, als sie ihm freiwillig gaben. Bei einer solchen Gelegenheit baten ihn Sabine, Lindner und der alte Senk für August um Mariens Hand. Der alte Gobel lächelte so freundlich, als er konnte, und sagte: halb und halb ist meine Tochter schon verlobt; indeß läßt sich noch nichts mit Gewißheit sagen. Sein Blick, sein Lächeln gab Hoffnung,

obgleich nicht seine Worte. Aber er war freundlich wenn er den jungen Senk bei Marien fand; ja, was er seit dreißig Jahren nicht gethan hatte, er stellte ein Gastgebot an, und lud das Lindnerische Haus dazu ein. Ein christliches Abendbrod, ein Liebesmahl! sagte er, als Marien den Braten abwog. Die da leben in Fressen und Saufen, werden nicht ins Himmelreich kommen! Ich sage dir, Marie, sey freundlich gegen Lindners, und besonders gegen den jungen Senk! Du weißt nicht, was dahinter steckt.

Nun hatte Marie die Erlaubniß ihres Vaters, und alle ihre Bedenklichkeiten waren gehoben. Heute sank sie zum ersten Male als eine glückliche Geliebte in Augusts Arme, und der lange verhaltene Gluthstrom ihrer Liebe brach mächtig hervor. Als der Baron das sah und hörte, wurde er halb wüthend, und sagte Gobeln die stärksten Grobheiten. Dieser aber erwiederte ganz kalt: warum ereifern Sie Sich? Haben Sie nicht die Verschreibung auf zwei tausend Thaler von mir in Händen? Glauben Sie denn, ich bin verrückt?

Bei Gott, das sind Sie!

Ha! ha! ha! Das Liebesmahl kostet mir, den Wein mitgerechnet, — und ich rechne ihn so, als liesse ich ihn vom Kaufmann holen, ob ich gleich noch ein Paar Fläschchen im Keller habe —

drei Thaler zehn Groschen. Ich esse frey mit. Und was meinen Sie denn wohl, daß diese drei Thaler zehn Groschen mir einbringen sollen? Ha! ha! ha!

O, Sie abscheulicher Geitzhals! Sehen Sie denn nicht, daß Sie dadurch den jungen Leuten Hoffnungen geben?

Ganz richtig, lieber Herr Baron: Hoffnungen, aber nichts weiter. Ich sage immer: Marie ist verlobt. Glauben sie mir nicht, so ist das ihre Schuld. Ha! ha! ha!

„Aber die Liebe der . . .“

Was Liebe! Narrenpossen! Ich sage am Ende Nein; und damit gut. Marie ist Ihre, sobald Sie wollen!

Der Baron tobte, bat und beschwor; Gobel blieb aber bei seiner Manier, aus dieser glücklichen Conjunctur so vielen Vortheil zu ziehen als möglich. Er war nicht zu bewegen, den Umgang mit dem Lindnerischen Hause abzubrechen, und Marie sah sich jetzt auf dem Gipfel ihres Glückes, da sie ganz offenbar die stillschweigende Erlaubniß ihres Vaters hatte. Niemand zweifelte mehr an Gobels Einwilligung, und man hielt sein Zögern für eine blosse Grille.

Endlich kam der so sehnlich erwartete Tag, an welchem der junge Raubahn mündig wurde. Die Baronin feierte ihn, als den glücklichsten ihres Lebens: sie gab ein grosses Gastmahl, lud alle von ihr abhängigen Menschen dazu ein, stellte ihnen ihren Sohn als den nunmehrigen Herrn der Güter vor, und bat sie in einer feierlichen Anrede, ihm eben so treu zu seyn, als sie ihr bisher gewesen wären. „Uebrigens,“ setzte sie in einem stolzern und gebieterischern Tone als jemals hinzu: „übrigens bleibt es gänzlich bei den bisherigen Einrichtungen!“ Alle Anwesende standen unentschlossen, verlegen, ängstlich da; denn sie sahen angenscheinlich, daß diese ganze Scene nur eine Ceremonie war. Man mußte dem Baron doch etwas sagen; aber — wie viel, um die feierliche Posse nicht lächerlich zu machen, und wie wenig, um die Baronin nicht zu beleidigen: das war der Punkt, der Allen Schwierigkeit machte. Der Baron stand eben so verlegen da, wie jeder Andre; er übersann eine Unterredung, die er mit seiner Mutter halten wollte, und vor der er jetzt schon zitterte. Der Prediger hob einen frommen Sermon an, worin er das vierte Gebot zu erklären schien. Der Amtmann verbeugte sich vor dem jungen Herrn, aber dann noch tiefer vor der Baronin. Die Bedienten verliessen nach einem Handschlage das Zimmer, und waren froh. Der Sekretair brachte einige Papiere zum Unterschreiben. Die Baronin las sie durch, dab sie dann ihrem

Sohne, und endigte nun die Komödie, zur Freude aller Schauspieler, die eine Rolle dabei gehabt hatten. Sie gab jedem noch Befehle und Aufträge, wie vorher, und der Baron studierte noch immer an seiner Rolle in einer ernsthafteren Scene.

Gegen Abend ging der Baron zu seiner Mutter, und küßte ihr mit einem sehr verlegenen Gesichte die Hand. Die Kammerjungfer verließ das Zimmer, und er blieb mit der Baronin allein. Nicht wahr, liebe Mutter, hob er an; ich habe Ihnen immer Gehorsam und Liebe bewiesen?

„Du bist ein guter Sohn, lieber Freund."

Nun denn, theure Mutter, so belohnen Sie mich jetzt dafür. Ich wünsche, aus Ihren Händen das Glück meines Lebens zu empfangen, ein Gut, ohne das ich lieber gar nicht seyn möchte!

„Das wäre?" fragte die Baronin errathend.

Ich liebe, theure Mutter; ich liebe mit unaussprechlicher Leidenschaft, ein vorzügliches Geschöpf, wenn Frömmigkeit, Tugend und Schönheit Vorzüge sind.

Die Baronin antwortete nicht; sie sann hin

und her, wer das seyn könnte. „Ich hoffe, mein Sohn, du wirst jetzt meiner Mutterliebe das Recht lassen; dir zu rathen. Deine Jahre haben dich hier zum Herrn gemacht; meine Liebe zu dir legt dir aber noch heiligere Pflichten auf, als deine Jugend es je konnte. Es wird mir lieb seyn, wenn du mir davon nichts mehr sagst. Ich habe einen Plan, der uns Alle glücklich machen soll, und ich hoffe, daß du mir meine erste Bitte nicht abschlagen wirst."

Der Baron gerieth in Verwirrung; er würde geschwiegen haben, wenn er nicht eifersichtig auf Senk gewesen wäre. Nein, meine theure Mutter, haben Sie die Gnade, mich anzuhören. Ich darf nicht schweigen, wo — das empfinde ich zu tief — das ganze Glück meines Lebens auf dem Spiele steht.

„Auf einem Spiele, mein Sohn; ja, du hast Recht. Auf einem kindischen Spiele deiner jugendlichen Phantasie. Ich wollte, du verschontest mich!"

Das verdroß den Baron. Sie, meine Mutter, sagte er scharf, Sie spielen mit mir. Ich kann mir nicht helfen; meine Liebe ist unüberwindlich.

„Nun, und wer ist denn die Schöne, die mir

in deinem Herzen den Rang streitig machen will?"

Sie werden erschrecken, sagte der Baron erblassend.

„Ich erschrecke schon jetzt über dein Gesicht. Aber ich bitte dich, sag, wer ist es."

O Mutter, ich gestehe, daß ich eine Unbesonnenheit begangen habe. Die Abhängigkeit, in der Sie mich hielten, hat mich dazu verleitet.

„Abhängigkeit? Ich wollte, mein Sohn, du wähltest deine Worte besser. Doch wenn du es selbst für eine Unbesonnenheit hältst, so . . ."

Eine Unbesonnenheit, die das Glück meines Lebens gründet. Verzeihen Sie mir einen, nur Einen Fehler, daß ich ohne Ihr Wissen . . . Es ist Gobels Tochter. O, theure Mutter, Sie sollten das edle Mädchen kennen —

Die Baronin war schon aufgesprungen. „Wie? Gobels Tochter? des niedrigen, elenden, verächtlichen Menschen Tochter? Was soll die? Ich hoffe doch nicht . . ."

Ja, die lieb' ich, und ohne sie kann ich nicht leben.

Die Baronin faßte ihren ganzen Abscheu in einen Blick zusammen, mit dem sie ihm starr und lange in die Augen sah. „Mache ja nicht," sagte sie endlich kalt, „daß ich das glauben muß! Gobels Tochter! Allgütiger Gott! Oder willst du mir etwa einen Fehltritt gestehen? Denn daß ein Baron von Raubahn, ein Enkel des Grafen Steinthal, auf den Gedanken kommen könnte, die Tochter eines so verächtlichen Menschen, mit dem verwandt zu seyn deine Domestiken sich schämen würden, zu heirathen, das darf ich nicht fürchten, da ein so edles Blut in deinen Adern fließt. Ich bitte, laß mich vergessen, was du sagtest!

Ich muß es noch einmal wiederholen, theure Mutter. Aus Ihren Händen erwarte ich das Glück meines Daseyns. Stossen Sie ihren Sohn nicht so von Sich!

„Ich verbiete dir, je wieder in meiner Gegenwart den Nahmen dieser verächtlichen Kreatur zu nennen!" Das sagte sie stolz, und nun klingelte sie. Die Kammerjungfer kam herein. Der Baron fühlte jetzt in seinem Zorne über die spottende Abweisung seiner Mutter das Band seiner Abhängigkeit auf einmal zerrissen. Er sagte zu der Kammerjungfer kalt: gehe Sie! Ich habe mit meiner Mutter zu sprechen. „Sie bleibt!" rief die Baronin heftig.

Noch einmal stand der Baron unentschlossen da. Als aber seine Mutter jetzt in spottendem Grimme laut auflachte, da sagte er: Sie vergessen, Mutter, daß ich hier Niemanden zu fragen habe, als mich selbst.

„Fort!" rief die Baronin der Kammerjungfer zu. — „Wie meintest du das?" fragte sie nun mit dem ganzen Stolze des mütterlichen Ansehens, und ihrer natürlichen Würde. „Ich will nicht hoffen, daß du dir einbildest, auf diese Weise Herr zu seyn!"

Sie haben mich Jahre lang gezwungen, auf den heutigen Tag zu hoffen. Jetzt will ich mein Glück nicht länger von der Laune irgend eines Menschen, wer es auch sey, abhangen lassen. Ich schwieg; ich war ein Kind, ein verspottetes Kind, wo Andre längst Männer gewesen wären. Nicht einmal meinen Domestiken durfte ich befehlen; ich war nicht Herr über Eine meiner Handlungen.

„Jetzt zeigst du, junger Mensch, daß du nicht werth bist, je Herr deiner Handlungen zu seyn: so verächtlich ist deine erste!"

Verächtlich oder nicht verächtlich! sagte der Baron trotzig, nicht stolz: ich will doch wenigstens Herr in meinem Hause seyn; und so sage ich Ihnen hiermit, daß ich Gobels Tochter heirathen werde.

„Wag'

„Wag' es! wag' es, du Elender! Meinst du, es fehle mir an Autorität, dich mit Gewalt zu deiner Pflicht zu zwingen?"

Ich möchte doch sehen, wer mir vorschreiben wollte! . . . Es thut mir weh, diese Sprache gegen Sie führen zu müssen. Aber jetzt bin ich Herr, und keine Puppe, die man hinstellt, wohin man will. — Mit diesen Worten verließ er schnell das Zimmer.

So gedemüthigt hatte die stolze Frau sich nie gefühlt, selbst damals nicht, als Heloise erklärte, daß sie Theodorn ewig lieben werde. Wäre sie weniger gewohnt gewesen, besonnen zu handeln, so hätte sie in der ersten Hitze die Versöhnung unmöglich gemacht. Sie sann hin und her, wie die Schande, die ihr drohete, abzuwenden sey; doch überall fand sie, daß nur ihr Sohn selbst sich von seiner Thorheit zurückhalten könne. Seinen Trotz verlachte sie übrigens als den Trotz eines Knaben; denn ihres Ansehens glaubte sie gewiß zu seyn. Zwar dachte sie wohl daran, ob nicht Aeusserungen von Schmerz über seine Thorheit ihn rühren würden; doch diesen Gedanken gab sie schon in derselben Minute wieder auf. Sie sollte bitten, wo sie befehlen konnte? — Etwas mußte indeß geschehen, um ihres Sohnes Trotz zu demüthigen. Sie ließ den Sekretair und den Aktuarius kommen, und befahl ihnen, nur ihr allein

in Geldsachen zu gehorchen. Beide verliessen das Zimmer der gnädigen Frau mit tiefen Verbeugungen. Der Baron, der durch seinen ersten Sieg muthig, und eben deshalb weniger trotzig und heftig war, ging zu seiner Mutter, eben als sie die beiden Herren bei sich hatte. Er wollte ihr noch einmal sanfte Vorstellungen machen; doch als er vor die Thür kam, hörte er sie laut sagen: „Sie zahlen meinem Sohne nie ohne mein Wissen irgend eine Summe; und Sie setzen nie etwas auf, das ich nicht sähe."

Das erbitterte den jungen Raubahn über alle Maßen. Als die beiden Leute zurückgingen, rief er sie in sein Zimmer, und fragte: wie viel Geld ist vorräthig, Herr Aktuarius? — Der Mann wollte Einwendungen machen. Wie viel Geld ist da? fragte der Baron noch einmal mit einer donnernden Stimme. Werden Sie antworten? — Etwas über viertausend Thaler. — Die bringen Sie mir sogleich! — Ihre gnädige Frau Mutter . . . — Davon ein andermal! Jetzt das Geld! — Der Mann zögerte noch. Der Baron sah ihn starr an. Ich glaube, Sie wagen es . . .? —

In diesem Augenblick trat die Baronin in das Zimmer. Darf ich . . .? fragte der Aktuarius mit einer tiefen Verbeugung. — Der Baron unterbrach ihn: ob Sie dürfen, fragen Sie, wenn

ich befehle? Nicht ein Wort mehr! Bringen Sie das Geld, oder Sie haben Ihren Abschied!

„Mein Sohn," sagte die Baronin sanft und einlenkend; „ich habe dem Aktuarius . . ."

Doch nicht gesagt, er solle nicht gehorchen, wenn ich befehle? Ich fodere Gehorsam, Gehorsam ohne Widerrede, ohne Zögern. Wird es? Soll ich noch einmal befehlen?

„Ich verbiete Ihnen, das Geld zu bringen!" sagte die Baronin heftig. Der Aktuarius stand ängstlich da. Wie es scheint, sagte der Baron, zweifeln Sie, ob ich Herr in meinem Hause bin. Sie haben Ihren Abschied. Morgen früh legen Sie mir Rechnung ab. Herr Sekretair, Sie lassen sich das baare Geld überliefern, und bringen es mir auf der Stelle!

„Sie sind mein Consulent, Herr Aktuarius!" sagte die Baronin heftig. „Mit dem bisherigen Gehalt! . . . Oder wirst du etwa meinen Consulenten aus dem Hause werfen?"

Nein, sagte der Baron; ich wünsche ihm Glück. Herr Consulent, Sie übergeben das Geld meinem Sekretair. Er wird sogleich mit Ihnen gehen. — Der Sekretair ging ohne Widerrede, und sehr ehrfurchtsvoll.

Am folgenden Morgen waren der Justizamtmann, der Prediger, und der Förster bei dem Baron; sie machten tiefe Verbeugungen, und der Prediger sagte heute kein Wort von dem kindlichen Gehorsam. Alle gingen wieder weg, ohne der gnädigen Frau ihre Aufwartung gemacht zu haben. Sie stand mit ergrimmten Blicken, und zuweilen fürchterlich lachend, mitten in ihrem Zimmer, als sie diese Menschen an ihrer Thür vorüber die grosse Treppe hinunter gehen hörte. Auch die Verwalter kamen mit den Registern, ohne sich um die gnädige Frau zu bekümmern. Ihr Ansehen war gänzlich vernichtet.

Das Mißverständniß zwischen dem Baron und seiner Mutter wurde bald in ganz Lobenstein bekannt; auch sagte man sogar, es sey ihm angenehm, wenn man nach seiner Mutter gar nichts frage. Jetzt sah sich die Baronin fast von jedermann in dem Orte geringschätzig behandelt. Bald mußte sogar der Baron mit seinem Ansehen dazwischen treten, und nur die Züchtigung eines unverschämten Bedienten konnte die Ordnung einiger Massen wieder herstellen.

Die Baronin fühlte zum ersten Male die Wahrheit von Schalls Behauptung, daß nur die Freunde, daß Macht und Stolz nur Schmeichler und Sklaven erwerben. Bloß persönliche Würde schützte sie vor völliger Verachtung. Ihr Schmerz

über das Alles würde noch bitterer, als Heloise — die Einzige, die ihr immerfort gleiche Ehrerbietung erwies — mit zarter Liebe sie zu trösten suchte. Jetzt mußte sie im Herzen gestehen, was sie so oft bespöttelt hatte: daß es doch ein Glück ist, geliebt zu seyn. Sie hielt Heloisen zuweilen mit Innigkeit in den zitternden Armen, und würde ihr den Schmerz, den sie fühlte, gestanden haben, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß ihre Tochter sich dieses Vertrauens überheben möchte.

Es war ihr nicht möglich, ihre Grundsätze fahren zu lassen. Nie ergoß sie ihr Herz gegen ihre Tochter, und immer befahl sie ihr mit einer Kälte, die sie jetzt in der That erkünsteln mußte.

Sie würde nach dem Sturze ihres Ansehens nicht einen Augenblick länger in Lobenstein geblieben seyn, wenn ihre Gegenwart nicht schlechterdings nothwendig gewesen wäre, da sie ihres Sohnes Plan, Marien zu heirathen, vereiteln mußte. Schon oft hatte ihr Stolz sie angetrieben, auf die Güter zu gehen, die ihr eigenthümlich gehörten; und der junge Raubahn wünschte das, weil er, wenn auch nicht mehr ihr Ansehen, doch ihre geheime Plane gegen seine Liebe, und ihren Spott darüber fürchtete. Doch sie blieb, ob sie gleich jetzt eine sehr schwere Rolle zu spielen hatte. Das that sie indeß mit grosser Kunst: sie behandelte ihren Sohn, als ob nichts vorgefallen

wäre, mit anständiger Feinheit und höflicher Achtung; und so legte sie ihm eine neue Kette an, die er um so widriger fand, da er die vorige, bei weitem schwerere, zerbrochen hatte.

Gobel triumphirte laut, als er erfuhr, was auf dem Schlosse vorgefallen war; er glaubte schon im Besitz des kleinen Gutes und der reichen Pachtung zu seyn. Als er den Baron wieder sah, warf er sich beinahe vor ihm nieder; und dieser sagte: nur noch einige Tage Geduld, und alles ist richtig. — So schnell, wie er hoffte, ging es aber nicht. Er zitterte, so oft er daran dachte, daß er seine Heirath mit Marien erklären sollte; und seine Angst nahm um so mehr zu, je artiger, je freundlicher seine Mutter wieder gegen ihn wurde. Jetzt wäre ihm ein neuer Zwist willkommen gewesen, um alsdann in diesem rasch seinen Vorsatz auszuführen. Etwas mußte indeß nothwendig geschehen. Er fing, als er mit seiner Mutter allein war, wieder von Marien an, und rechnete darauf, daß sie in Hitze gerathen sollte; sie fiel ihm aber weinend, mit unverstelltem Schmerze, um den Hals, und sagte so zärtlich als möglich: „o, mein Sohn! wenn nur noch die mindeste Liebe für mich in deinem Herzen ist, so laß mich davon nichts mehr hören! Du bist Herr; aber ich bitte dich, warte noch, bis ich gefaßter, bis ich nicht mehr hier bin. Sobald ich Lobenstein verlassen habe, thue, was du willst.“

Das war doch schon eine halbe Einwilligung; und mehr konnte er jetzt wohl nicht fordern. Die Baronin schickte nun ihren Consulenten auf ihre Güter, ließ Sachen einpacken, ließ auf dem einen Gute bauen, Zimmer möbliren; kurz, sie traf alle Anstalten zur Abreise, und blieb dennoch immer länger in Lobenstein. Der Baron verlor die Geduld, und endlich griff er zu einem, wie er glaubte, sehr wirksamen Mittel, die Abreise seiner Mutter zu beschleunigen. Er fing von Theodor zu reden, und vertheidigte Heloisens Liebe zu ihm; auch gab er dieser nicht undeutlich zu verstehen, daß er sie in Schutz nehmen würde. Um Heloisen zu retten, meinte er, sollte seine Mutter mit ihr abreisen. Wirklich wurde die Baronin ängstlich; aber bei einer Unterredung dieses Inhaltes stand Heloise auf, faßte die Hand der Baronin, und sagte zärtlich: „fürchten Sie nichts, theure Mutter! Ich liebe Theodorn; doch er und ich, wir haben Ihnen versprochen, einander ohne Ihr Wissen nicht wiederzusehen. Ich bleibe bei Ihnen; Niemand soll der Schutz meiner Liebe werden, wenn es Ihr Herz nicht seyn will."

Als nachher der Baron sie über diese Erklärung zur Rede stellte, sagte sie stolz: „zu meiner Liebe bedarf ich keines Planes, keiner Maschinerie; und am wenigsten werde ich mich von meiner gekränkten Mutter losreissen. Ich weiß sehr wohl, wovon zwischen dir und ihr die Rede ist!"

Nun, wenn du es weißt, Heloise — habe ich Unrecht?

„Daß du liebst, ist nicht unrecht; wohl aber, daß du dein Glück auf Schleifwegen suchst."

Deine nächtliche Zusammenkünfte im Park mit Theodorn waren wohl gerade Wege? Oder wie nennst du das?

„Ich bitte, verwechsle mich nicht mit dir! Ich hielt das, was ich that, für Recht; ich halte es noch dafür, und war muthig genug, es frei zu gestehen. Es würde mir zu noch mehr nicht an Muth fehlen; doch unmöglich könnte ich meine Mutter vertreiben, um keinen Aufseher meiner Handlungen zu haben. Hältst du für Recht, was du thust: warum verbirgst, warum beschönigst du? Ich fürchte, dein Herz gehört deiner Leidenschaft, und dein Kopf denkt im Grunde wie unsre Mutter." Das nahm der Baron übel. „Beantworte mir eine Frage!" sagte Heloise. „Wenn du auf eine andre Weise als durch eine Heirath deine Absicht erreichen könntest, würdest du die Heirath wählen? würdest du sie immer gewählt haben?" — Der Baron erröthete; er dachte an das Entstehen seiner Liebe. „Wenn das Gewissen," fuhr Heloise fort, „die Gefühle unsres Herzens, auch in den heissesten Augenblicken nicht gänzlich billigt, so ist die Leidenschaft durchaus

verderblich. Die Leidenschaft soll uns nicht tugendhaft machen; sie soll uns tugendhaft finden. Und ist das dein Fall gewesen? . . . Ich bleibe, wo meine Mutter bleibt, und bedarf deines Schutzes für mich und Theodorn nicht." — Dieser Plan war also dem Herrn von Raubahn fehl geschlagen. Heloise gab ihrer Mutter die offenbarsten Beweise von Festigkeit in diesem Punkte.

Gobeln währte die Sache zu lange. Er glaubte, den Baron thätig machen zu müssen, und drohete ihm, wenn er noch länger zögerte, seine Tochter dem jungen Senk zu geben. Wollen Sie das, sagte der Baron ganz kalt, so bezahlen Sie mir nur die zweitausend Thaler Abstandsgeld, die Sie mir versichert haben. — Gobel mußte schweigen. Die bösen Menschen liegen alle in schweren Fesseln, die sie einander schmieden; nur der Gute ist frei.

Da die Baronin mit ihrer Abreise noch immer zögerte, so zerhieb der junge Raubahn den Knoten gewaltsam. Er ging zu Gobeln, erklärte Marien seine Liebe, und bat sie um ihre Hand. Sie erblaßte, als ihr Vater triumphirend den Baron in seine Arme schloß und ausrief: Gott sey Dank! das kleine Gut ist mein, und die Pachtung dazu! Der grundgütige Gott segne Ihre Ehe! . . . Wann soll denn die Hochzeit seyn? Abrr ganz in der Stille, rathe ich. Man sollte

eigentlich an einem solchen Tage fasten, damit Gott seinen Segen gäbe. — Mit diesen Worten suchte er aus einem verborgenen Fache seines Schranks einen kleinen goldnen Ring hervor, und reichte ihn seiner Tochter hin.

Marie war einigermaßen auf eine solche Scene gefaßt, da ihr Varer schon seit einigen Wochen oft auf eine Heirath mit dem Herrn von Raubahn angespielt hatte; aber dennoch stand sie blaß und zitternd da. Der Baron hatte keinen Ring; Gobel gab auch ihm einen, doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er ihn nur leihe. Beide hielten nun Marien, jeder auf einer Seite, den Ring hin. Das arme Mädchen konnte erst keine Sylbe hervorbringen; doch endlich sagte sie mit gebrochenen Tönen: „nein, Herr Baron, das ist unmöglich!"

Unmöglich? rief Gobel. So nimm doch, und ziere dich nicht! Ich will's haben. — Sie fiel an ihres Vaters Brust, und sagte wieder: „es ist unmöglich!" Gobel wurde vor Zorn blutroth; doch der Baron bat ihn, sich nicht zu erhitzen. Nun faßte er seine Tochter an, und zog sie, mit den Worten: nur einen Augenblick, Herr Baron! in die Kammer. Marie! sagte er hier, und nahm aus einem eisernen Kasten, der unter dem Bette stand, die Contracte hervor, die er mit dem Baron geschlossen hatte: da lies! lies

selbst! Ich will kein Wort mehr sagen. Aber lies nur! — Marie las, und es empörte sie, daß sie so geradezu, ohne ihr Wissen, verkauft war. „Ja," sagte sie heftig; „jetzt weiß ich!" — Na, siehst du?

Marie ging mit ihrem Vater wieder zu dem Baron. Sehen Sie wohl? sagte Gobel lächelnd. Marie hob an: „Für ein Gut, für eine Pachtung, Herr Baron, hat mein Vater mich Ihnen verkauft. Gott weiß, ich kenne die Pflicht eines Kindes. Aber so, so unwürdig verkauft! Nein; und wenn ich auch noch frei wäre, ja wenn ich Sie liebte: ich würde Ihnen dennoch nie meine Hand geben, die Sie ohne mein Wissen erhandelt haben. Nein, Herr Baron; es ist unmöglich, daß ich je Ihre Frau werden kann." Gobel gerieth in den wüthendsten, pöbelhaftesten Zorn. Er überhäufte Marien mit Schimpfworten; und da ihn der Baron unterbrach, so ging er aus dem Schimpfen in Beten über. Der Baron wollte ihn auch jetzt unterbrechen; doch hier war Gobel auf festem Grunde. Er drohete Marien mit dem Zorne Gottes, mit seinem väterlichen Fluche, und führte ihr zehn Stellen aus der Bibel an, die den Kindern Gehorsam predigen. Das that augenscheinlich Wirkung auf Marien. Sie wurde mit jedem Pulsschlage ängstlicher, da sie von den Folgen eines Fluches die fürchterlichsten Vorstellungen hatte. Endlich fiel sie ihrem betendem Va-

ter in die Arme, und bat ihn schluchzend, den schrecklichen Fluch nicht über sie auszusprechen.

Gobel, der seine Tochter sehr wohl kannte, redete pathetisch, wie wahnsinnig, wie ein Geisterbeschwörer. Er brüllte mit seiner hohlen Stimme Gebete hervor, faltete die Hände, kreuzte sich, und wendete sich bald an Gott, bald an die Engel, bald an seine selige Frau, Mariens Mutter. Kurz, er schüchterte das arme Mädchen so ein, daß sie endlich wankte und sich Bedenkzeit ausbat. Nichts, nichts! rief Gobel. Bedenkzeit, ob du Gott, deinem Vater, und den heiligen zehn Geboten folgen sollst? Nein, ich muß auf der Stelle wissen, ob du Gott mehr gehorchen willst, als den gottlosen Menschen, den Lindners, die dich verführt haben!

„Vater, erbarmen Sie Sich meiner!"

Kein Erbarmen! Und sollte ich darüber ewig verdammt werden, so verfluche ich dich doch in die unterste Hölle, wenn du nicht den Augenblick thust, was ich dir befehle.

„O Vater, Sie zerbrechen mein Herz!"

Schadet nichts. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein zerbrochenes Herz!

Die arme Marie stellte ihm noch vor, daß ja er selbst ihr Veranlassung gegeben habe, seine Einwilligung zu ihrer Liebe für den jungen Senk vorauszusetzen; aber nun recitirte er wieder alle Flüche der Propheten. Sie zweifelte nicht einen Augenblick, daß ein Kind seinem Vater gehorchen müsse, und erinnerte sich auch sehr wohl, dem Geliebten ihr Wort nur auf den Fall gegeben zu haben, daß ihr Vater einwillige. Das Opfer eines gebrochenen Herzens, welches sie ihrer Pflicht — oder, in ihrer Sprache, Gott — bringen konnte, schien ihr überdies verdienstlich. Wirklich drang ihr eignes Herz sie noch stärker zu diesem Opfer, als die Beschwörungen ihres Vaters. Sie ergab sich immer mehr; und nun verschaffte ihr der Baron durch seine Bitten zwei Stunden Bedenkzeit, die sie aber in seiner Gesellschaft zubringen sollte.

Der Baron hätte ganz und gar schweigen müssen; er beurtheilte aber Marien nach den gewöhnlichen Regeln, und wollte den übeln Eindruck, den sein Contract mit ihrem Vater auf sie gemacht hatte, wieder auslöschen. Deshalb sagte er: o meine Theuerste, ich liebe Sie ehrfurchtsvoll, so lange ich Sie kenne. Ich zitterte, ein so tugendhaftes, frommes Mädchen zu verlieren, und brachte die Opfer, die Ihr Vater von mir foderte, gern für die entfernte Hoffnung, Sie einst die Meinige nennen zu dürfen. Kein Kauf; denn

Welten reichen nicht hin, Sie zu bezahlen, theure Marie. Aber — für die Hoffnung auf Ihren Besitz hätte ich Ihrem Vater alles, was ich habe, überlassen, und wäre mit der Hoffnung dennoch reich gewesen. O, wie können Sie diesen Papieren, die Ihres Vaters Eigensinn nothwendig machte, eine so unwürdige Deutung geben! Ich war noch nicht mündig, und also nicht Herr über meine Handlungen. Meine Mutter würde nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung zwischen uns gegeben haben —

In diesem Augenblicke stand Marie auf, und rief ihren Vater. „Ich muß gehorchen!“ sagte sie fest; „denn, nicht wahr, Vater, ein Kind darf nie gegen den Willen seiner Eltern eine Verbindung schliessen?“

Nun, Gott sey Dank! endlich wirst du doch vernünftig! Siehst du es nun ein?

„Ich liebe den jungen Senk,“ fuhr sie fort; „aber es wäre unrecht, wenn ich gegen Ihren Willen eine Verbindung mit ihm eingehen wollte.“

Eine Sünde, die Gott dir nie vergeben würde, mein Kind!

„Nun denn! Hier ist meine Hand, Herr Ba-

ron. Ich bin Ihre Frau, sobald Ihre Mutter einwilligt."

Gobel und der Baron standen Beide sehr betreten da. Auch das, hob endlich der Baron an, soll geschehen; nur versprechen Sie mir vorher . . .

Marie erblaßte; doch sie nahm ihre Kräfte zusammen, und sagte: „ich versichre Ihnen, daß Sie meine Hand bekommen sollen, sobald Ihre Mutter mir ihre Einwilligung giebt. Freilich werde ich unglücklich seyn; aber dann hat der Himmel gesprochen. Nur bitte ich Sie, mich nicht eher wieder zu sehen. Mein Vater selbst hat so entschieden."

Der Baron runzelte die Stirn, und schlug die Augen nieder. Gobel fing seine Beschwörungsformeln wieder an; doch Marie erklärte, da sie jetzt die Religion auf ihrer Seite hatte, sehr kalt, sie wolle ihm gehorsam seyn, und gab ihm seine Sprüche wieder. „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, selbst als dem Vater. Sobald die gnädige Frau will, bin ich bereit; aber nicht eher." Gobel drohete, ihr zu fluchen. Sie meinte aber, die Flüche, welcher über ungehorsame Kinder ausgesprochen würden, könnten ihr nicht schaden, da sie gehorche, und von dem Baron nur verlange, daß auch er seiner Mutter

gehorsam seyn solle. Kurz, sobald Marie den Himmel und ihr Gewissen auf ihrer Seite sah, war sie beruhigt und gänzlich verändert. Die Drohungen ihres Vaters liessen sie so kalt, wie die Liebesversicherungen des Barons. Zuletzt, als Gobel gar nicht aufhörte zu toben, gebrauchte sie seine eigene Waffen gegen ihn: sie ängstigte ihn mit Vorstellungen darüber, daß er einen Sohn gegen seine Mutter aufhetze. Gobel schwieg am Ende, und ging mit dem Baron hinaus, um die weiteren Maßregeln zu überlegen.

Unruhig wartete die Frau von Raubahn indessen auf die Zurückkunft ihres Sohnes; sie wußte, in welcher Absicht er zu Gobel gegangen war: denn er hatte es laut gesagt, damit sie es erfahren möchte. Sie sollte es wissen, nur nicht durch ihn selbst.

Bisher war sie keinesweges so unthätig gewesen, als ihr Sohn sich einbildete, sondern hatte sich durch einige Domestiken schon genaue Nachrichten von seinem Verhältnisse mit Gobeln verschafft, und wußte wenigstens, daß Marien kein förmlicher Antrag gemacht war. Noch sah sie nicht ein, wie die Sache anzugreifen wäre; und eben deshalb wollte sie Zeit gewinnen. Mit Gobeln war nichts anzufangen: denn sie konnte ihm unmöglich noch mehr bieten, als ihr Sohn; und Marien hielt sie für eine feine Heuchlerin, die gern gnä-

dige

dige Frau werden wollte. Von diesen Seiten war also ihr Spiel schon fast verloren; es blieb ihr kaum noch etwas übrig, als das Mittel, sich an Marien durch die kränkendste Verachtung zu rächen, und, wenn es möglich wäre, Gobeln durch Drohungen in Furcht zu setzen. Sobald ihr Sohn wieder zu Hause war, ging sie von hinten durch den Garten nach Gobels Wohnung. Marie saß allein in einer Laube, und schwamm in Thränen. Wo ist Ihr Vater, Jungfer? fragte die Baronin hochfahrend.

„Ich will ihn rufen lassen, gnädige Frau."

Ich höre, Jungfer, daß mein Sohn, der Baron Raubahn, Absichten auf Sie hat.

„Leider, leider!" sagte Marie, stärker weinend. — Das Gesicht der Baronin wurde freundlich. Sie nahm des Mädchens Hand, und drükte sie zwischen den ihrigen. Leider, sagen Sie, Mamsell? Ich hörte, Sie sähen es gern?

Marie blickte gen Himmel, und rief dann plötzlich: „o, retten Sie mich, Ihr Gnaden! retten Sie mich von diesem Elende!"

Recht gern mein liebes Kind! recht gern! — Sie ließ sich erzählen, und Marie sagte am Ende: „mein Glück und mein Unglück hängt nun von

Ewr. Gnaden ab. Die Baronin bemerkte sogleich den religiösen Gang, den Mariens Ideen nahmen, und versprach ihr feierlich, nie ihre Einwilligung zu dieser Heirath zu geben. Marie mußte ihr dann eben so feierlich versprechen, daß sie ihren Sohn nicht anders als mit ihrer Einwilligung heirathen wollte. Sie stellte des Mädchens Standhaftigkeit auf die Probe, und sagte ihr, daß man vielleicht suchen würde, sie durch Einsperren und Hunger zu zwingen; doch Marie blieb unerschüttert, und Beide verliessen einander endlich weit ruhiger.

Die Baronin ging nun noch zu Lindners, und erzählte dort, was geschehen war, und wozu sich Marie entschlossen hatte. Alle ihre Besorgnisse verschwanden, als der junge Senk, der Anfangs mit Verzweiflung in dem Gesichte zuhörte, zuletzt ganz ruhig wurde, und die Frau von Raubahn nur bat, sich ihre Einwilligung nicht abdringen zu lassen, da jetzt auf die alles ankäme.

Am Abend aß die Baronin wieder einmal in dem Eßsaale, nicht, wie bisher, auf ihrem Zimmer. Der Sohn trat finster herein; sie aber war heiterer, als jemals seit langer Zeit, und neckte ihn darüber, daß er Zaubercharaktere auf seinen Teller zeichnete. Nach Tische blieb sie, und besah, während Heloise auf dem Fortepiano spielte, die Zeichnung von dem einen Flügel des Schlosses,

der noch ausgebauet werden sollte. Sie sprach mit ihrem Sohne darüber, zeigte ihm, welche Verbesserungen gemacht werden könnten, und hatte dabei die Hand auf seiner Schulter liegen. Eine glücklichere Stunde als diese konnte er gar nicht treffen. Er ließ die Zeichnung auf einmal fallen, ergriff die Hand der Baronin, drückte sie an seine Lippen, und sagte zitternd: Liebe Mutter, warum sollen unsre Herzen einander noch länger verkennen! Nehmen Sie alles, alles, was mein ist; seyn Sie hier unumschränkte Gebieterin, und lassen Sie mich nur glücklich werden!

„Was heißt das?" fragte die Baronin ruhig und heiter. — Heloise hatte die so rührend gesprochenen Worte gehört, und sah jetzt ihren Bruder an die Brust der Mutter sinken. Sie näherte sich der schönen Scene. O, Mutter, sagte sie mit Thränen in den Augen; wir sollten öfter an diesem Herzen liegen dürfen! und mit diesen Worten warf sie sich weinend in den Arm der Baronin.

„O, meine Kinder!" sagte die Baronin, und drückte sie Beide mit Herzlichkeit an sich: „ich habe Fehler begangen; aber straft mich nicht so hart dafür! Könnte ich doch alles Vorige zernichten, und aufs neue anfangen zu leben. Ich glaube, es würde vieles anders seyn, als jetzt. Nicht wahr, meine Tochter?"

Nein, erwiederte Heloise, und sank zu ihren Füssen hin. Lassen Sie mich offenherzig reden, meine geliebte Mutter, Ich habe nichts zu bereuen. Und wenn ich mein Leben noch einmal wiederholen könnte, es würde nichts darin anders werden, als es gewesen ist. Ich liebe Sie zärtlich, und thue meine Pflicht.

„Heloise," sagte die Mutter, in dem Tone eines zärtlichen Vorwurfs: „ja, ich weiß, mein Kind, daß du recht zu handeln glaubst; aber, wenn du mich so liebtest, wie manche Bettlerin von ihrer Tochter geliebt wird, so müßte diese Thräne in meinem Auge mir grössere Rechte geben, und dich heiligere Pflichten lehren: sie würde dann den Entschluß, deine Rechte gegen mich zu vertheidigen, in deiner Seele wankend machen. Nein, meine Kinder, ihr liebt mich nicht; und, ach! — ich glaubte nicht, das jemals gestehen zu müssen — vielleicht bin ich Schuld daran. Steh auf, meine Tochter! Ich fürchte, mich wird noch ein schweres Schicksal treffen! . . . Und du, mein Sohn, — glaubst auch du, wie Heloise, nichts bereuen zu dürfen?"

Gewiß nichts, meine Mutter.

„Auch nicht," fragte sie bitter, „daß deine Bedienten es einmal wagten, mir nachlässig zu begegnen? — auch nicht, daß die elenden Schmeich-

ler, die sonst vor mir krochen, sich jetzt unterstehen, mir zu widersprechen?" Der Sohn verstummte. „Aber," fuhr die Baronin betrübt fort, „das ist vorbei, und du hast meine Liebe dennoch. Eine Mutter kann viele Fehler begehen; sie kann hart seyn, kann immer herrschen wollen: doch es ist ihr unmöglich, sich ganz von ihren Kindern loszureissen. Sie kann zürnen, aber nicht hassen. Vielleicht macht sie unglücklich; aber dennoch liebt sie. O mein Sohn, ich wünschte, du liebtest mich nur, wie deine Schwester mich liebt; dann wollten wir unsre Herzen gegenseitig bald wieder gewinnen."

Das will ich jetzt, liebe Mutter. Gewiß, meine Liebe ist unüberwindlich; aber — ich habe nicht den Muth, gegen Ihren Willen glücklich zu seyn. Nehmen Sie mein ganzes Herz, und geben Sie mir nur Ihre Einwilligung zu meiner Heirath. Ich könnte, wenn ich wollte, ohne Ihre Genehmigung meinen Zweck erreichen; aber das mag ich nicht.

Die Baronin wußte, daß dieses Vorgeben falsch war, und es erbitterte sie, daß er sie in dieser schönen Stunde hintergehen konnte. Auch sie wurde nun wieder listig falsch. Sie fragte: „was willst du denn eigentlich von mir, mein Sohn?"

Ihre Einwilligung zu meiner Verbindung mit Gobels Tochter.

„Nun wohl denn! Du bist, wie ich sehe, entschlossen, jede Last auf mein Herz zu häufen; und ich will — was ich vielleicht nicht sollte — dir geben, so viel ich kann. Heirathe, mein Sohn, wenn es denn nun einmal so seyn muß — heirathe, wenn du willst; aber ohne mich zu fragen. Du sollst keinen Schmerz, nicht einmal die mindeste Traurigkeit, in meinem Gesichte sehen. Laß in diesen Sälen, wo bis jetzt nur Menschen aus den edelsten Geschlechtern Deutschlands lebten, laß hier wohnen, wen du für gut findest: ich will dazu lächeln, will Alles nur für einen Traum halten, ja, will sogar die lieben, die du zu deiner Gemahlin machst. Bist du nun zufrieden?" Der Baron küßte ihr entzückt die Hand. „Aber," fuhr sie fort, „daß ich je meine Einwilligung zu dem gebe, was das Unglück meines Lebens, die Beschimpfung deiner Ahnen seyn wird, das ist unmöglich. Ich kann es nicht hindern, aber auch nicht dazu einwilligen." Die Baronin gab so viel nach, weil sie ihres Sohnes Herz gewinnen wollte; und das gelang ihr nicht übel: ihr Betragen machte Eindruck auf ihn, und alles wäre besser gegangen, als sie dachte, wenn es ihr möglich gewesen wäre, den Triumph darüber, daß sie ihren Sohn überlistet hatte, zu verbergen.

Das Gespräch erkaltete nun bald wieder bis zur blossen Höflichkeit. Der Baron fing endlich an versteckt zu trotzen; und nun sagte die Mutter, sehr bedeutend lächelnd: „ich möchte fast glauben, du hättest meine Einwilligung nur erheucheln wollen, um sie nachher sehr überflüssig zu finden. Kannst du ohne sie fertig werden; nun wohl! so sey es.“ — Der Baron erwiederte: nun, ich werde es versuchen. Die Mutter lächelte über seinen ohnmächtigen Trotz, und die schöne Stunde der Rührung endigte sich mit grösserer Erbitterung.

Auf allen Seiten wurden nun Plane gemacht und Intriguen angesponnen. Marie allein war ohne Plan, und hatte fest beschlossen, ihre Pflicht zu erfüllen. Sie schrieb ihrem Geliebten ganz offen, daß sie entschlossen wäre, dem Baron ihre Hand zu geben, sobald seine Mutter einwilligte; denn sie sey ihrem Vater Gehorsam schuldig. Zwar mache sie schon der blosse Gedanke daran unglücklich; aber sie wolle lieber elend, als ungehorsam seyn, und sie hoffe, in der Religion Beruhigung zu finden. Zum Schlusse bat sie ihn noch, er möchte sie bis zur Entscheidung nicht wieder sehen.

Die Lindnerische Familie war beisammen, und August las den Brief mit stockender Stimme vor. „Es liegt etwas Grosses darin!“ sagte Lindner.

Ich mag nichts sagen, hob Sabine heftig an; aber was Herr Schall sagen würde, wenn er hier wäre, das weiß ich wohl.

„Nun, was würde er denn sagen, Schwester?"

Was er immer sagt: der Aberglaube ist ein Ungeheuer, das man mit der kleinsten Wurzel ausrotten muß.

„Du fällst aus der Metapher, Schwester. Ungeheuer und Wurzel! Aber das thut hier nichts."

Das thut wohl etwas! Ja, Kinder müssen ihren Eltern gehorchen; aber auch den **bösen**? auch einem **solchen** Vater, wie Gobel? Das ist gerade eben so, wie im Anfange mit ihren Gewissensskrupeln über die Liebe. Aberglaube, weiter nichts.

„Das mag seyn, ob sich gleich dagegen noch viel erinnern liesse."

Was denn? Sag doch einmal her!

„Zum Exempel, wo soll der Gehorsam gegen die Eltern aufhören? Wann hat sich ein Vater des Rechtes, ihn zu fodern, verlustig gemacht?

Daran denkst du nicht, Sabine, weil du den armen Schelm da mit seinem Jammergesichte ansiehst. Aber es mag seyn: es steckt doch etwas Großes darin; und dein Sohn, wenn sie einmal sein ist, kann sagen: er hat eine Frau von grossem Charakter. Daß sich die Decier dem Tode weiheten, war Aberglaube, sogar Unrecht; aber es war groß, du magst sagen, was du willst. Daß Curtius sich in den Schlund stürzte, Mucius die Hand, ohne zu zucken, in die Kohlen hielt; daß du, Sabine, in der Stille liebtest, ohne mir die Ohren voll zu klagen: das war groß. Und daß Marie lieber unglücklich als ungehorsam seyn will, auch das ist groß, und um so grösser, da es hier so leicht wäre, den Ungehorsam zu vertheidigen. Stände Theodor da an Augusts Stelle, der würde sagen: so muß sie handeln! Sieh, liebe Schwester, ich habe so in der Welt hingelebt. Wie viel an mir ist, das weiß allein Gott; denn mir ist es mein Tage nicht begegnet, daß meine Tugend in den Schmelztiegel gebracht worden wäre, um zu sehen, ob sie echtes Gold sey. Aber ich wollte ordentlich, es käme mir, ehe ich stürbe, ein solcher Fall vor, damit ich doch auch von mir sagen könnte: ich bin etwas. Ja, ich behaupte mit frohem Muthe: wäre ich da an Augusts Stelle; ich wollte den Brief küssen, und sagen: laßt Marien handeln, wie sie muß, und Gott walten, wie er gnädig ist! Ich will ein Mann seyn! . . . Es ist leicht, so zu sprechen, denkt ihr. Aber

in eurer Mitte, Kinder, und bei dem Allen, was ich erlebt habe, ist mir erst das Herz für die Tugend aufgegangen. Und wenn kein Unglück wäre, so wäre kein Muth, keine Aufopferung. Der Mensch soll zwar Gott nicht mehr opfern; aber ein zerschlagenes Herz, wie das Mädchen da sagt, das still hält unter den Schlägen, und fest bleibt — nein, das wird Gott nicht verachten; denn es ist seiner werth."

August schwieg; aber seines Oheims kleine Rede that ihm wohl. Er trocknete die Thränen, die aus seinen Augen hervordrangen, mit Heftigkeit, und sagte: wir wollen hoffen, erwarten, und tragen, was nicht zu ändern ist. Jetzt kam man näher zur Untersuchung, was zu thun sey, und es wurde beschlossen, Gobeln Vorstellungen zu machen. Uebrigens fand man, daß noch nichts verloren wäre, wenn nur die Baronin ihre Einwilligung verweigerte. Ja, sagte Sabine, das ist das einzige Gute nur bei der Sache. — „Schwester," erwiederte Lindner; „es ist nicht gut. Denn wenn Marie den Baron liebte: seine Mutter würde auch dann ihre Einwilligung nicht geben. Gut ist es nicht; aber vortheilhaft für uns."

Auch Gobel und der Baron hielten Rath; doch alle ihre Plane scheiterten an Mariens Festigkeit. Jener stellte Marien vor, daß er zwei tausend Thaler bezahlen müsse, wenn er sein Wort

breche; und er gerieth in Wuth, als Marie das wie eine Kleinigkeit behandelte. Jetzt fing er an, ihr mit Einsperren zu drohen; und da das nichts half, so sperrte er sie wirklich ein. Er brachte ihr die schönste, deutlichste Berechnung von dem Werthe des Gütchens, das er bekommen sollte, und von der vortheilhaften grossen Pachtung. Da Marie das alles nicht achtete, so rief er: du Kieselstein! du harter Felsen! Nein, dich rührt nichts, weder das Glück deines Vaters, noch dein eigener Vortheil. Er tobte, und drohete ihr endlich, da er schlechterdings nicht weiter kam, mit Hunger. Eine Magd, die Mariens Schicksal dauerte, sagte das dem jungen Senk. Wie ein ergrimmter Löwe lief dieser sogleich nach Gobels Hause, und die kräftigen Beweise seines wüthenden Zornes wirkten so stark auf den furchtsamen Geitzigen, daß er versprach, er wolle Marien ihre Freiheit wiedergeben. Das war gegen den Plan, den er mit dem Baron verabredet hatte; und dieser machte ihm nun Vorwürfe. Ei, gehorsamer Diener! sagte Gobel. Nein, Herr Baron, todtschiessen lasse ich mich um Ihrentwillen nicht. — „Todtschiessen?" — Ja! todtschiessen! Die Augen brannten ihm im Kopfe, wie zwei Fackeln. Ich traue allen Verliebten nicht; denn die achten weder Geld, noch Gott, noch Leben! Der Baron merkte sich diese Aeußerung des furchtsamen Alten; er konnte sie vielleicht benutzen.

Der Baronin währte der ganze Handel zu lange. Sie besorgte, das Mädchen möchte sich am Ende dennoch ergeben, und wollte daher die Sache von mehr als Einer Seite angreifen. Da Gobels Furchtsamkeit eben so bekannt war, wie sein Geitz, und da sie erfuhr, welche gute Wirkung die Drohungen des jungen Senk gethan hatten, so nahm sie ihre Zuflucht zu einem seltsamen Plane. Sie schrieb einem ihrer Verwandten, einem jungen lustigen Manne, der sich zu jeder Posse gebrauchen ließ, und schlug ihm vor, mit dem alten Gobel eine zu spielen.

Acht Tage nachher trat ein Mann, der sein fürchterliches Gesicht halb in einen Mantel verhüllt hatte, auf dem Felde zu Gobeln, der eben die Saat untersuchte. „Ein Wort mit dir, alter Kerl!" sagte der Mensch, und schlug seinen Mantel aus einander. Gobel erblickte einen Säbel, und im Gurte zwei Pistolen, nebst einem langen Messer. „Höre!" sagte der Fremde rauh; „wenn der Handel mit dem Baron und deiner Tochter nicht bald ein Ende nimmt, so habe ich von hoher Hand den Auftrag, dich aus der Welt zu befördern. Man hat deiner Narrheit lange genug zugesehen. Meinst du, die Steinthale und die Raubahne werden es leiden, daß deine Tochter in ihre Familie kommt? Mach ein Ende, rath' ich dir, oder bestelle deinen Sarg; den Hochzeitstag erlebst du nicht!" — Jetzt pfiff er, und es spreng-

te ein andrer Reiter mit einem Handpferde herbei. Der Fremde schwang sich auf, und Beide flogen davon.

Es währte beinahe eine Stunde, ehe Gobel wieder Farbe und Athem bekam. Das steht schlecht, Herr Baron! sehr schlecht! seufzte er auf dem Rückwege. Ei, du barmherziger Gott! welche böse Menschen! Hätte ich nur das Gütchen; nach der Heirath frage ich gar nichts. Mich todtschiessen lassen, daß meine Tochter Frau von Raubahn werden kann? Nein, das ist nichts, Herr Baron!

Er traf den alten Senk auf dem Felde, und redete ihn freundlich an. Es geht nicht ohne Verdruß ab, wenn man Kinder hat, Herr von Senk: das fühle ich, und das fühlen Sie. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ich nur gleich Anfangs gewußt hätte, daß Ihr Herr Sohn meine Tochter haben will; und liesse es sich noch machen, ich wollte beide Hände dazu bieten.

Senk war mit Freuden bereit, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen; und Gobel versprach, sich näher zu erklären. Ich habe, sagte er noch, ehe er ging, einen dummen Streich gemacht. Es kann leicht zwei tausend Thaler kosten; und den Schaden kann ich nicht tragen. Senk erbot sich sogleich zu dieser Summe. Gobel sah ihn mit frohem Erstaunen an, und sagte

lächelnd: gute Nacht, Herr von Senk. Morgen mehr!

Hm! hm! dachte er: ich glaubte, der Baron wäre allein ein Narr; aber ich sehe, er hat noch Brüder. Nun, ich will die Pfeifen schneiden, da ich, wie ich merke, hier im Rohre sitze. Lieber Gott! hätte ich das gewußt, meine selige Frau sollte mir noch zehnmal mit einem Mädchen in die Wochen gekommen seyn. Ich dachte bei dem ersten schon, wie viel das Kindbett und die Taufe kostete; aber wahrhaftig, das Kapital verzinset sich mit Wucher. Dahinter komme ich leider erst jetzt, da es zu spät ist.

Am folgenden Morgen machte er den Baron aufmerksam, wie schwer es seyn würde, ihren Plan durchzusetzen, und gab ihm leise zu verstehen, daß er jetzt seine Tochter vortheilhaft anbringen könne. Der Baron foderte auf der Stelle seine zwei tausend Thaler. Gobel lenkte wieder ein, weil er erst seiner Sache bei Senk gewiß seyn mußte. Er ging noch diesen Vormittag zu Lindners, und sagte, der Baron habe ihm eine Verschreibung auf drei tausend Thaler abzulocken gewußt, im Falle daß er ihm seine Tochter versage. Sobald ich diese drei tausend Thaler wieder habe, fuhr er fort, breche ich mit ihm, es entstehe daraus, was da wolle. Freilich leide ich grossen Schaden; denn . . . Er zeigte den Contract und

die Cession vor, die er zu sich gesteckt hatte. Lindner und Senks konnten nicht glauben, daß der Baron die Summe in Ernst fordern würde; Gobel behauptete es aber. Der Baron, sagte er, wäre ja ein Narr, ein Tollhausnarr, wenn er sie nicht nähme. Man versprach, auf allen Fall die Summe zu bezahlen.

Und den Ersatz? fragte Gobel.

„Ersatz? welcher Ersatz?"

Für das Gütchen!

„Lieber Gott," rief Lindner; „vergieb! Ein Vater verhandelt seine Tochter!" Gobel lächelte, ein wenig beschämt; allein er klagte über die schweren Zeiten. Lindner rief, als er nur einen Blick auf August geworfen hatte: „ich gebe Ihnen tausend Thaler, Herr Gobel!" Dann stand er auf, und drückte seinen Neffen an die Brust. Gobel nahm dieses Versprechen an; indeß versprach er selbst noch nichts Bestimmtes, da er erst mit dem Baron aus einander kommen mußte.

Mit einem sehr kläglichen Gesichte kündigte er am folgenden Tage dem Baron an, daß er sich endlich in die Umstände fügen, und seine Tochter dem jungen Senk geben müsse. „Und meine zweitausend Thaler?" sagte der Baron. Gobel, der

diese Frage für völligen Ernst hielt, bat erst um Erlaß der Schuld, und fing dann an zu handeln. Jetzt sah der Baron, daß es Gobels Ernst war, zu brechen; er nahm daher einen andern Ton, und stellte ihm vor, wie vortheilhaft die Pachtung seyn würde. — Ja, ja, recht gut, Herr Baron; aber mein Leben ist mir lieber, als alle Pachtungen in der Welt, und Ihre hochfreiherrliche Familie, halten Sie zu Gnaden, hat Meuchelmörder gegen mich gedungen. — „Wie? Was schwatzen Sie da einmal wieder!" — Gobel erzählte: da er aber aus Furcht übertrieb, so hielt der Baron Alles für eine Lüge, die Gobel erfände, um sich aus der Sache zu ziehen. „Wie viel hat man Ihnen für diese Lüge versprochen; Gobel?" — Gobel fing an, die Wahrheit der Erzählung bei seinem ewigen Heil zu versichern, und der Baron mußte ihm endlich wohl glauben.

„Sehen Sie denn nicht, Sie alter Thor, daß meine Mutter, oder Lindners diesen Kerl gemiethet haben, Sie zu schrecken?"

Kann wohl seyn, gnädiger Herr. Aber weder Ihre gnädige Frau Mutter, noch Lindners achten Geld und Gut, das weiß ich. Haben sie einen Kerl gemiethet, mich zu schrecken, so können sie auch einen miethen, mich zu ermorden. Und ist der alte Gobel erst todt, dann krähet nicht Hund noch Hahn nach ihm. Gehorsamer Diener!

„Sie

„Sie sind ein Narr, Gobel!"

Wohl möglich. Aber ich will recht gern ein Narr in heiler Haut seyn. Genug, mit unserm Handel ist es vorbei, und wenn ich Ihnen auch die zweitausend Thaler bezahlen muß.

Jetzt, da sich Gobel zum Zahlen erbot, sah der Baron wohl, daß keine neue Anerbietungen helfen würden. Er vermuthete, seine Mutter habe Gobeln das Geld versprochen; und es war noch ein Verdruß mehr, daß sie über ihn triumphiren sollte. Jetzt sah er alles deutlich: der Bandit war von ihr erkauft, um Gobeln nur dahin zu bringen, daß er sich auf einen Handel einliesse. Sehr aufgebracht fragte er Gobeln: „ist das Ihr Ernst? Sagen Sie, ist das Ihr Ernst?"

Ja wohl, Herr Baron! Bedenken Sie doch nur! mein Leben! — Wenn ich gewußt hätte, daß es mit der Liebe so zugeht, meine Tochter möchte meinethalben gethan haben, was sie gewollt hätte. Zank, Hader und Neid sind ja nicht ärger, als die Liebe! . . . Aber, Herr Baron, aus alter Freundschaft lassen Sie doch wenigstens etwas nach, nur den dritten Theil!

Der Baron hatte die Arme über die Brust gekreuzt, und heftete die finstern, von Zorn glühenden Augen auf den Boden. Gobel zog sich lang-

sam zurück; doch auf einmal rief der Baron seinen Nahmen, und ging ihm nach. „Alter, Nichtswürdiger!" sagte er nachdrücklich; „du hast deinen Entschluß gefaßt; aber auch ich den meinigen. Höre wohl zu! Ich will, ich kann ohne Marien nicht leben. O, du kennst die Liebe und die Verzweiflung noch nicht!"

Aber Einer kann doch meine Tochter nur bekommen, Herr Baron.

„Und das bin ich, Gobel; das bin ich, wenn du dein Leben lieb hast! Sieh, hier unter dem hohen Himmel schwöre ich dir; giebst du Marien einem Andern, wer es auch sey, so bist du verloren! Ich schieße dich todt, wo ich dich finde, auf dem Felde, oder in der Kirche. Es ist mir einerlei, ob es mir den Kopf kostet."

Gobel wollte sich muthig stellen, obgleich seine Bläße und sein Zittern ihn verriethen. Ich gehe an die Regierung, rief er; die wird mir wohl helfen! Gott Lob, Sie, Herr Baron, kenne ich.

„Klagen willst du, alter Betrieger? Thu' es! Ich läugne."

Ich verlange einen Eid von Ihnen!

„Ich schwöre es ab, alter Bösewicht, und sage, du willst dich nur von der Verbindung mit mir loslügen. Hast du Zeugen? sind wir nicht ganz allein? Wer hat es gehört? Aber noch einmal: bei allen Teufeln, alter Schurke! es kostet dir das Leben, wenn deine Tochter einen Andern heirathet. Sieh hier!" (Er streckte die Hand aus.) „Ich gebe dem Teufel meine Hand darauf, daß ich dich todtschiesse."

Gobel sprang einige Schritte zurück, als er sah, daß der Baron dem Teufel die Hand hinhielt. Er betete in fürchterlicher Angst: denn er glaubte, es würde schon jezt an das Erschiessen gehen; und zum Entlaufen war er zu kraftlos. Aus der Ferne streckte er die Hände wehmüthig gegen den Baron aus, und jammerte: gnädigster Herr Baron! ach, ich habe Sie ja so lieb, wie mein eignes Kind! Bedenken Sie doch mein graues Haar! Barmherziger Gott! das Wasser geht mir an die Seele!

„Thu jetzt, was du nicht lassen kannst. Meinen Entschluß weißt du."

Ach, um Gottes willen, liebster, bester, barmherzigster Herr Baron! was soll ich denn thun? Sagen Sie nur! Ich will ja alles, was Sie befehlen.

„Du sollst mir deine Tochter geben.“

Thue ich das, so schießt mich Ihr Vetter todt. Ach, grosser Gott! in welche Noth lässest du deinen Knecht gerathen! . . . Herr Baron, ich bin gar nicht auf mein Ende vorbereitet. Ich habe Sünden auf dem Gewissen. Versprechen Sie mir nur ein Jahr Zeit, daß ich Buße thun kann. Erbarmen Sie Sich meiner armen Seele!

„Du weißt meinen Willen.“

Ich will von hier wegziehen.

„Geh meinethalben nach Amerika; ich werde dich auch da finden. Kurz und gut, ich muß deine Tochter haben. Der erste Schritt, den Senk wieder in dein Haus thut, kostet dir den Kopf. Jetzt ist mir alles in der Welt gleich, Tod und Leben, Ehre und Schande!“

Ach ja, Herr Baron, ich will mich nicht rühren. Kein Mensch soll meine Tochter sehen. Aber, haben Sie doch nur die Gnade, und kommen Sie auch nicht mehr: denn Ihre Vettern sind böse Menschen; und bin ich todt, so wird Marie Senks Frau. — Er entfernte sich langsam, und richtete dabei die Augen noch immer auf des Barons Hände.

Zu Hause riegelte Gobel sich sogleich ein, und überlegte seine Lage, die in der That sehr peinlich war. Selbst seine Bigotterie vermehrte seinen Glauben an die Drohungen des Barons und des Banditen; denn es war seine feste Ueberzeugung, daß die ganze Erde voll von Räubern und Mördern sey. Zuweilen fiel ihm wohl ein, daß er sich vielleicht nur über leere Drohungen ängstige; aber — wer konnte ihm Gewißheit davon geben? Und, sagte er jammernd, nachdem er Alles überlegt hatte — weise ich den jungen Senk ab, so schießt der mich nieder. Hat er mir nicht schon damit gedrohet, als ich Marien einsperrte? — Wohin er sah, standen Meuchelmörder vor ihm. Fiel ein Schuß in der Nachbarschaft seines Hauses, so fuhr er todtenbleich zusammen. Auch wagte er sich in seinem Zimmer kaum noch von der Stelle weg, wo man ihn mit keinem Schießgewehr erreichen konnte.

Der junge Senk kam. Gobel ließ ihm die Hausthür nicht aufmachen, und rief ihm ängstlich zu: nichts, nichts! Ich bin ein Kind des Todes! Gehen Sie! ich mache nicht auf! Er wies den alten Senk, dessen Frau und Lindnern, einen nach dem andern, ab. — Ach! dachte er; wenn es nur der Baron erführe, daß ich keinen Menschen annehme! In der That hätte er den Verstand darüber verlieren können. Unter dem Geldsammeln war er ganz unbekannt mit der Welt

geblieben, und der Geitz hatte ihn (die gewöhnliche Folge dieser Leidenschaft) furchtsam und mißtrauisch gemacht.

Nach langem Hin- und Hersinnen, was er zu thun habe, um aus seiner übeln Lage zu kommen, fiel ihm ein Mittel ein, das ihn zwar nicht gänzlich sicherte, aber doch wenigstens seinen guten Willen deutlich zeigte. Er sagte zu Marien: du willst also den Herrn Baron nicht, Marie?

„Sie wissen meine Bedingung."

Nun, nun, Mariechen! Verrathe mich nur nicht! hörst du? ja nicht! Es liegt mir nichts daran, daß du seine Frau wirst. Vielmehr soll es mir lieb seyn, wenn du bei deiner Weigerung bleibst. (Marie sah ihn zweifelnd an.) Es ist mein Ernst, Kind, so wahr mir Gott gnädig seyn soll!

Jetzt flog Marie mit bestürzter Freude an seinen Hals. „O, ist es gewiß, lieber Vater?"

Ja, Marie. Nur, siehst du, muß ich thun, als wollte ich dich zerreissen, daß du nicht willst. Aber bleib du bei deinem Nein. Ich sehe es gern. Ist es dir denn lieb, mein Kind, wenn ich dich von ihm losmache?

„O mein Vater, als ob Sie mir das Leben schenkten, so lieb wäre es mir!"

Nun Marie, sey aber auch vernünftig! Mit dem jungen Senk ist es eben so wenig. Der Baron steht dir nicht an; und Senk mir nicht. Nun gieb mir die Hand darauf, daß du ihn nicht ohne meinen Willen heirathen willst, so lange ich lebe. Wenn ich todt bin, kannst du thun, was du Lust hast; denn ich habe gegen den jungen Menschen eigentlich gar nichts. Und, liebe Marie, wenn's noch anders kommt, so läßt es sich vielleicht machen. Warten kannst du auf ihn, so lange du willst. Hörst du? Aber das ist ein Geheimniß; es muß bei Leib und Leben unter uns bleiben! Sieh, und gegen diesen Senk dem ich dich recht gern geben wollte, gegen den thu' ich nun, als könnt' ich ihn nicht vor Augen sehen.

Marie hielt das für eine List ihres Vaters; er betheuerte aber, daß er es redlich meine, und sie mußte ihm endlich glauben. „Sie wünschen," hob sie an, „meine Verbindung mit Senk?"

Ja doch. Aber still! um Gottes willen, still!

„Und ich soll ihn nicht sehen?"

Nicht mit einem Auge.

„Aber schreiben."

Schreiben? Wenn es auskäme, daß du ihm geschrieben hättest, so wäre ich unglücklich. Doch ja, thu' es; mach ihm Hoffnung, ja! Schreib ihm, er solle nicht etwa hitzig werden oder verzweifeln. Aber er muß deinen Brief sogleich verbrennen, und es darf nicht über seine Zunge kommen, daß du ihm geschrieben hast. Ja, wenn er schweigen könnte, so möchte er sogar merken, daß ich darum wüßte. Doch nein; es ist so besser.

Marie nahm eine Feder. „Aber — wer soll ihm den Brief bringen?"

Ja, das ist schlimm! Weißt du denn gar kein Mittel? Ganz unter uns muß es bleiben, das sag' ich dir.

„O, lassen Sie mich nur! Das wird sich finden!"

Schreib ihm ja recht deutlich: er soll sich nicht an mich kehren. Ich würde entsetzlich böse thun. Aber er möchte nur ruhig bleiben, und nicht hitzig werden.

Marie schrieb, ließ ihren Vater lesen, und versiegelte dann. Sie trat an das Fenster, sah

den Geliebten um das Haus hergehen, hielt den Brief in die Höhe, und warf ihn dann schnell hinaus. Gobel steckte den Kopf aus dem Fenster, und sah, daß Senk den Brief aufnahm. Dieser richtete sich auf, und erblickte den Vater bei der Tochter, was ihm ganz unbegreiflich war.

Gatt Lob! sagte Gobel mit leichter Brust. Er schlich auf Umwegen zu dem Baron, und sagte: diesen Augenblick gehe ich zu Lindners, um ihnen den Handel ganz aufzusagen. Aber mehr, liebster Herr Baron, kann ich nicht thun. Es soll keiner aus Lindners Hause Marien sehen oder sprechen; und dann wollen wir dem Mädchen noch einmal ins Gewissen reden. Aber, lieber Herr Baron, kommen Sie heute Abend, und von hinten durch den Garten! Denn Ihre Vettern . . . Mir ist angst und bange; darum will ich Ihrer gnädigen Frau Mutter erklären, daß ich Ihnen Marien nun abgeschlagen habe. Desto weniger legt sie uns in den Weg. Marie soll am Ende schon thun, was ich verlange; aber ich muß aus dem Spiele bleiben! Der Kerl sah aus, als hätte er schon hundert Menschen ermordet.

Der Baron fand das nicht übel. Gobel ging nun sogleich zu Lindners, wo er den jungen Senk sehr ruhig und heiter antraf. Er erklärte geradezu und in recht derben Ausdrücken: Marie sey nicht für den jungen Herrn; und er verbitte sich

alle Besuche von der ganzen Familie. Der alte Senk fuhr auf; August aber faßte seine Hand, und bat ihn, ruhig zu bleiben. Lindner richtete einen bedauernden Blick auf seinen Neffen, in dessen Gesichte ganz augenscheinlich Freude war. Gobel wurde immer gröber und lauter; der alte Senk immer heftiger. August hielt seines Vaters Hände, und Sabine sah einen nach dem andern ängstlich an. Endlich riß der alte Senk sich los, fuhr auf Gobeln zu, und schob ihn an die Thür. Gobel wurde noch gröber, blieb aber dabei äusserst kalt und besonnen, bis Senk ihn zur Thür, und, weil er noch auf der Flur schalt, auch zum Hause hinauswarf. Gobel freuete sich innerlich, als er die sämmtlichen Domestiken des Lindnerischen Hauses sah. Wenn es der Baron nicht glaubt! dachte er, heimlich lachend. Zum Hause hinaus geworfen, vor allen Leuten! In einer halben Stunde weiß es ganz Lobenstein. Aber nur Geduld! dem Baron soll's nicht besser gehen!

Richtig wußte der Baron schon in einer halben Stunde, daß Senk den alten Gobel aus dem Hause geworfen hatte. Besser konnte er es sich nicht wünschen; nun war gewiß aller Zusammenhang zwischen beiden Häusern völlig zerrissen.

„Ich denke," hob Lindner an, „Sie sind zu hitzig gewesen, Schwager. Ihr Sohn muß es entgelten, und wir Alle mit. Könnte ich doch

sagen, es wäre jetzt noch Hoffnung da! Fasse dich, mein Söhnchen! Es ist eine Schickung." August war zwar mit der Hitze seines Vaters nicht zufrieden; doch Mariens Brief, der das Betragen des alten Gobels nur für eine Komödie erklärte, erhielt ihn bei fröhlicher Laune. Ganz ruhig, sagte er, wie ihm Marie vorgeschrieben hatte: je nun! ich muß mich darein ergeben. Ja, es ist eine Schickung, lieber Oheim. Er ging hinaus, den räthselhaften Brief noch einmal zu lesen. Sehen Sie, sagte Senk; so muß mein Sohn denken! Der grobe Geizhals! — Lindner schüttelte den Kopf. „Es ist eine leidige Großprahlerei von dem August; das sollen Sie sehen. Ich sage Ihnen, seine Augen werden nicht wieder trocken." — So eben hörte man vom Garten her die Melodie pfeifen: „Wenn mich nur mein Röschen liebt, bin ich schon geborgen."

Sabine horchte, und rief dann: das ist August! — „Was? August?" sagte Lindner, und sah hin. „Wahrhaftig er ist es! Der singt? Nun, ich dachte, die Liebe jetzt zu kennen; aber ich merke, hinter die eigentliche bin ich doch nicht gekommen." Zu seiner Verwunderung war August auch bei Tische heiter, und aß mit gutem Appetit. Er hatte ja Mariens Briefe gelesen: „was auch vorgeht, wie böse mein Vater auch reden und handeln mag: — es ist nichts als Schein. Verlieren Sie den Muth nicht, geliebter Senk. Aber

wenn Jemand erführe, was ich Ihnen schreibe, dann wäre gar keine Hoffnung mehr. Schweigen Sie also!" Ihm war alles erklärbar: Gobels Kälte bei seinen Grobheiten, und der Umstand, daß Marie ihm den Brief vor ihres Vaters Augen zugeworfen hatte.

Jetzt kam der zweite Akt der Komödie. Gobel erzählte Marien, er habe sich von dem alten Senk zum Hause hinaus werfen lassen. Und nun, setzte er hinzu, wird der Baron bald kommen. Ich wünschte, Marie, du könntest den zum Hause hinaus werfen! Sieh, ich lasse dich ganz allein mit ihm. Sag du ihm so grob, wie möglich, daß du ihn nicht haben willst. Aber berufe dich ja nicht auf mich! Klage über meine Härte; sag, ich hätte dich umbringen wollen. Uebrigens thust du mir einen grossen Gefallen, wenn du es ihm darnach machst, daß er nicht wieder kommt.

Marie begriff zwar ihren Vater nicht; indeß sah sie doch ganz offenbar, daß er keinen Widerwillen gegen Senk hatte, und erwartete daher den Baron mit vielem Muthe. Er kam gegen Abend, und heimlich genug, wie Gobel es gewünscht hatte. Gobel erzählte ihm sogleich, welche Begegnung er sich habe müssen gefallen lassen. Der Baron dankte ihm dafür, und nun kam man auf Marien. Das Mädchen will nicht, sagte Gobel. Ich habe gedrohet, gescholten, geflucht, Gott ver-

gebe es mir! aber bei der hilft nichts. Eine solche Standhaftigkeit, wie sie mir heute gezeigt hat, begreif' ich nicht. Sie ist oben allein. Gehen Sie zu ihr, und versuchen Sie Ihr Heil.

Der Baron fand Marien heute gar nicht so verlegen, so ängstlich, wie sonst, sondern ganz ruhig. Sie fragte ihn kalt, was er wolle. Er erklärte ihr noch einmal seine unaussprechliche Liebe, und schilderte ihr das Glück, das sie als Gebieterin aller seiner Güter erwarte.

Marie erklärte ihm so trocken als möglich, daß er sich nie Hoffnung auf ihre Hand machen solle. Er berief sich auf ihren Vater. „Mein Vater," sagte sie lebhafter, „mißhandelt mich auf Ihren Antrieb; aber ich bin fest entschlossen, wenn Ihre Besuche nicht aufhören, einen Schritt zu thun, der Ihnen nicht lieb seyn wird. Die erste Viertelstunde, die ich wieder frei bin, wende ich an, Ihre Frau Mutter um Schutz zu bitten; und sollte mich die nicht schüzen können, so wende ich mich an die Regierung, und bitte sie, mir Sicherheit vor einem Manne zu verschaffen, der mich quält, ob es ihm gleich nicht einmal frei steht, sich um meine Hand zu bewerben. Sie gehen unredlich zu Werke, Herr Baron!"

Diese Worte nahmen ihm seine Hoffnung fast gänzlich; doch eben darum wurde er kühner. Halb

ausser sich, wollte er Marien umarmen. Sie rief aber laut um Hülfe; und es kam eine Magd, die sie hatte in der Nähe bleiben lassen, in das Zimmer. Jetzt befahl Marie dem Baron, zu gehen. Als er dennoch blieb, öffnete sie die Thür, und ihre Magd, eine starke, kräftige Person, sagte mit drohenden Blicken: was? Sie wollen ein gnädiger Herr seyn, und überfallen hier unsre Jungfer? Machen Sie, daß Sie fortkommen, oder wir werden Ihnen die Wege weisen!

Der Baron suchte seine Wuth zu verbergen, und sagte mit erzwungner Kälte: Mamsell, diesen Spott könnten Sie vielleicht bereuen. Ich gehe; aber wir sehn uns wieder!

Was? rief die Magd; wiedersehen? O, schämen Sie Sich! Unsre Knechte hätten mehr Ehre im Leibe, und blieben weg, wenn ein Mädchen sie so ablaufen liesse. — Das und mehr dergleichen rief die Magd laut hinter ihm her, als er sehr eilig die Treppe hinunter ging. Finster, und über Planen der Rache sowohl als der Begierde brütend, trat er zu Gobeln ins Zimmer, und knirschte mit den Zähnen. Dieser bedauerte, schalt auf Marien, bat sich neue Verhaltungsbefehle aus, und wollte alles gern getreu erfüllen. Der Baron verlangte fürs erste, er sollte hindern, daß seine Beschimpfung nicht bekannt würde. Das versprach Gobel, doch ohne es halten zu wollen.

Kaum war der Baron fort, so sagte er: jedermann soll es erfahren, so gut wie meinen Schimpf bei Lindners. Er lächelte, als die Magd ihm die Geschichte erzählte, und machte ihr dadurch Muth, sie überall zu verbreiten.

Senk hat den alten Gobel, und Gobels Tochter hat den Baron zum Hause hinaus geworfen: das war die Neuigkeit, welche am folgenden Tage alle Häuser in Lobenstein beschäftigte. Aber noch immer war Gobel nicht vor Raubahns Vettern gesichert. Als Marie ihm erzählte, daß sie dem Baron gedrohet habe, seine Mutter um Schutz zu bitten, fand er das ganz vortrefflich, und bat sie, der gnädigen Frau auf eine gute Manier zu sagen: sie thue das mit seinem Wissen; er sey aber genöthigt, es scheinbar mit dem Baron zu halten.

Marie sah die Baronin hinter ihres Vaters Garten, ging zu ihr, erzählte, und bat um Schutz, der ihr auch mit großem Vergnügen und mit vieler Herzlichkeit versichert wurde. Nun gab sie noch zu verstehen, daß sie den Vater auf ihrer Seite habe, bat aber die Baronin, dies ja zu verschweigen. Eben über diesen Punkt examinirte die Baronin sie am genauesten, und Marie sagte, so viel sie glaubte sagen zu können. Die Baronin erkundigte sich lächelnd, wo ihr Vater jetzt sey, und richtete ihren Spatziergang dahin. Hier vernahm

sie den alten Gobel selbst, und Beide gaben einander nun das Versprechen, den Plan des Barons zu hindern, und zu schweigen. Die Baronin erbot sich, die zweitausend Thaler zu bezahlen, wenn ihr Sohn sie fordern sollte. Gobel hüllte diesen Punkt in ein geheimnißvolles Dunkel; denn jetzt konnte er die Summe vielleicht doppelt bekommen: von Lindners und auch von der Baronin. Es war ihm nun wirklich daran gelegen, das Geld zu bezahlen, und er sann schon auf Mittel, wie er es anfangen sollte.

Die Baronin ging mit dem gewiß unmütterlichen Triumph, ihren Sohn besiegt zu haben, nach Hause. Sie lächelte, als er am Tische mit finstern Mienen erschien, und ihre Heiterkeit nahm zu, je mürrischer er wurde. Es war ihr unmöglich, den errungenen Sieg zu verbergen: sie zog ihn mit leichten, spöttischen Anspielungen auf, und vergaß sich so weit, daß sie ein grausames Spiel mit seinem verwundeten Herzen trieb.

Heloise sah ihre Mutter und ihren Bruder wechselsweise an. Als dieser weggegangen war, sagte sie: „liebe Mutter, das ist der Weg nicht, meines Bruders Herz zu gewinnen. Er fühlt sich unglücklich."

Und hat es verdient!

„Liebe

„Liebe Mutter, ich an Ihrer Stelle würde das mit heissen Thränen sagen."

Ich glaube, mein Kind, du willst mich meistern? Leider muß ich auch von dir sagen, daß deine ernste düstre Laune die Folge deiner Thorheit ist.

„Mir haben Sie das nie lachend gesagt, theure Mutter."

Weil ich mit dir nicht so weit bin, als mich der Zufall mit deinem Bruder gebracht hat.

Und würden Sie denn lachen, wenn der Zufall Sie so weit brächte, daß dieses Herz alle Hoffnung des Glückes verlöre? O, theure Mutter, lassen Sie mich einmal aufrichtig seyn! Ich weiß, was die Kälte, womit Sie mein heisses Herz behandelten, auf mich gewirkt hat. Und wenn es Thorheit wäre, wie Sie glauben — verdient denn eine Thorheit, durch die man unglücklich ist, kein Mitleiden?"

Helwise, du wagst es . . . —

„Mutter, ich zittre nur vor meinem Bruder. Hat er alle seine vorigen Hoffnungen aufgegeben, weil er mußte — sein Unwille darüber, daß Sie ihn verspottet haben, wird neue bei ihm erwecken,

und vielleicht solche, die er nur durch ein Verbrechen erfüllt sehen kann. Ich zittre vor der finstern Miene, vor dem Gefühl der Erniedrigung, mit dem mein Bruder uns verließ."

Die Baronin lächelte über die Weisheit des jungen Mädchens, und besuchte bald nachher Lindnern, um Augusts Verbindung zu betreiben, die sie, troz dem Gerüchte, daß der alte Gobel aus dem Hause geworfen sey, dennoch für ganz sicher hielt. Bei Lindner hörte sie aber zu ihrem Erstaunen, daß alles gänzlich vorbei sey. Sie ließ sich erzählen, verglich, überrechnete, und sagte dann: wer ist hier der Betrieger? und wer der Betrogene?

„Betrieger?" fragte Lindner; „Ew. Gnaden!"

Sie gewiß nicht, Herr Lindner! erwiederte die Baronin lächelnd. Aber es ist hier etwas Räthselhaftes, das ich nicht begreife.

„Ich eben so wenig; denn mein Neffe, Ihr Gnaden, pfeift und singt, seitdem wir den Vater seiner Geliebten zum Hause hinaus geworfen haben, alle Liebeslieder, die er nur weiß, und ist vergnügt, wie ein Vogel auf dem Dache."

Die Baronin sann wieder nach, und bat end-

lich, man möchte den jungen Menschen kommen lassen. Er meinte, als das eingeleitet war: man müsse sich geduldig in sein Schicksal ergeben.

Die Baronin sagte: in der That, Herr von Senk, ich wünsche Ihnen Geduld und Standhaftigkeit; denn das, worauf Sie Sich verlassen, Mariens Liebe, ist sehr zuverlässig. Ich habe Ursache zu vermuthen, daß der alte Gobel uns Alle betriegt, daß er mich und Sie nur einschläfern will, um Ihnen während dessen Marien zu entreissen. Blaß und muthlos stand der junge Senk da, und nach einigem Zögern gestand er die Ursache seiner bisherigen Ruhe. Das Betragen des alten Gobel wurde immer räthselhafter. Die Baronin allein glaubte, in seiner Furchtsamkeit und in seiner Habsucht den Schlüssel dazu gefunden zu haben. Sie errieth seinen Plan so ziemlich; nur darin irrte sie, daß sie glaubte, er wolle Marien ihrem Sohne zuspielen. Hier ist nichts weiter zu thun, sagte sie endlich, als daß Sie Marien so bald als möglich heirathen, es sey nun mit List oder mit Gewalt. Lassen Sie mir freie Hand. Wir wollen diesen habsüchtigen Betrieger mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Der junge Senk äusserte Zweifel gegen ihre Meinung. Er zeigte Briefe von Marien vor, worin sie ihm schrieb, daß sie den Baron auf Befehl ihres Vaters so behandelt habe, um der Frau von

Raubahn jeden Zweifel über seine Gesinnung zu benehmen, und daß sie sogar auf sein Verlangen die gnädige Frau habe um Schutz bitten müssen. — Das alles ist wahr, sagte die Baronin; und ich weiß sehr wohl, warum er mich überreden will, es sey wirklich seine Absicht, mit meinem Sohne zu brechen. Ich habe ihn in Furcht gesetzt; das ist alles. Gewiß hält es der alte Geitzhals noch immer mit meinem Sohne; denn was hinderte ihn sonst, Ihnen seine Tochter zu geben? Aber Marie soll, wenn Sie Muth haben, lieber Senk, schon in einigen Tagen Ihre Frau seyn. Sie setzte nun ihren Plan aus einander. Er schien der ganzen Familie, den jungen Senk ausgenommen, sehr gewagt; die Baronin überredete sie aber, er müsse nothwendig ausgeführt werden, wenn das Mädchen der Verführung ihres Sohnes entgehen, und Senk es bekommen solle.

August schrieb nun Marien: er wisse jetzt zuverlässig, daß ihr Vater seine Verbindung mit ihr billige. Es käme nur darauf an, alles abzumachen, und den Schein beizubehalten, als sey es gegen dessen Willen geschehen.

„Ihr Vater, liebste Marie," sagte er, „hat sich mit dem Baron in einen so seltsamen Contract eingelassen, daß er nie offenbar in unsre Verbindung willigen kann, ohne eine beträchtliche Summe zu verlieren. Es bleibt uns kein andres

Mittel übrig, als ein, dem Anscheine nach, gewaltsames: eine Entführung. Meine Eltern, mein Oheim, selbst die Frau von Raubahn wissen um den Schritt, der zu unserm Glücke nöthig ist; und damit Ihr Vater ganz ausser aller Schuld sey, so verschweigen Sie ihm diesen Plan. Ich fahre mit Ihnen nur einige Stunden weit, auf ein Dorf, wo die heiligste Stunde meines Lebens mich zum glücklichsten Menschen machen wird."

Der junge Senk wollte sich lange nicht dazu verstehen, so zu schreiben, da die Baronin ihn überredet hatte, daß Gobel ein Betrieger sey, und da also auch er durch diesen Brief Marien betrog; allein das Zureden seiner Verwandten, die Vorstellung, daß Marie ja ihre Verbindung mit ihm noch immer aussetzen könne, bis sie ihres Vaters Einwilligung habe, und noch mehr als das alles, sein fester Entschluß, ihr sogleich selbst zu gestehen, daß er sie irre geleitet habe, bewogen ihn endlich, das Billet zu schreiben. Man war voll Erwartung, ob Marie den Vorschlag billigen würde, oder nicht, und August zweifelte sehr daran. Zu Aller Erstaunen antwortete sie aber, sie nehme den Vorschlag an, und zwar mit Bewilligung ihres Vaters.

Bei der ersten, ihr völlig neuen Idee einer Entführung, hätte sie den Brief beinahe zerrissen. Sie war sehr unwillig über die Zumuthung, daß

sie ihrem Vater die Sache verschweigen sollte. Guter Gott! rief sie mit gefalteten Händen: eine Entführung! O, meine selige Tante, wenn du wüßtest, daß mir ein solcher Antrag gemacht werden konnte, und daß ich den, der mir ihn machte, dennoch liebe: du würdest für mich zittern! Ich mich entführen lassen? O Gott, war es nur möglich, daß er so von seiner Marie denken konnte!

Jetzt eben kam ihr Vater, und sagte nach einigen Seufzern: ich setze einen Thaler gegen einen Groschen, daß ich über die fatale Geschichte noch unglücklich werde. Ja, wahrhaftig, manchmal muß ich mich besinnen, mit wem ich es halte: so verwirrt ist alles. Komme ich glücklich durch, so will ich dem barmherzigen Gott auf meinen Knieen danken. Sieh, Marie, wenn du so auf einmal kämest, und sagtest: ich bin copulirt, und alles ist vorbei; es sollte mir lieb seyn: dann könnt' ich doch schwören, daß ich nichts davon gewußt hätte. Grosser Gott, wie wird es mir noch gehen!

Marie gab ihrem Vater mit zitternder Hand und beschämten Blicken den Brief ihres Geliebten. Er las ihn einige Male bedächtig durch, und sagte endlich: ja, Marie, so geht es! Ich bitte dich, liebe Tochter, laß dich entführen, ohne daß ich ein Wort davon weiß. Schreib, schreib! Den

ersten den besten Tag sollen sie dich entführen, liebes Kind. Dann bin ich aus aller Angst.

Durch diese Worte verlor das schreckliche Wort Entführung für Marien seine Furchtbarkeit wenigstens zur Hälfte. Sie machte noch einige Einwendungen; ihr Vater sagte aber: liebe Marie, es ist ja so gut, als ob du am hellen lichten Tage in die Kirche führest. Weiter nichts. Ich weiß ja darum, und Senks auch. Schreib, daß es ein Ende wird. Vergiß auch nicht, deinen Bräutigam an die drittehalb tausend Thaler zu erinnern, die ich dem Baron bezahlen muß, und laß ihn bestimmt darauf antworten. Aber sprechen darf er dich jetzt um Gottes willen nicht. Alles schriftlich!

Marie schrieb ihrem Geliebten das alles, und vergaß auch die Geldsumme nicht, die ihrem Vater so sehr am Herzen lag. Die Baronin sah jetzt zu ihrem Erstaunen augenscheinlich, daß Gobel seine Tochter in vollem Ernst dem jungen Senk zur Frau geben wollte. Dieser verabredete nun mit Marien den ganzen Plan schriftlich. Die Baronin bot eine Chaise und Pferde an; man verbat sie aber, weil es doch einer Entführung ähnlich sehen sollte. Wahrscheinlich würde man schon heute zur Ausführung Anstalt gemacht haben, wenn Sabine nicht noch Wäsche für ihren Sohn hätte in Stand setzen müssen; denn er

sollte ein Paar Monate wegbleiben, ehe er sich mit seiner jungen Frau in Lobenstein zeigte. Ueberhaupt wußte man sich nicht recht bei der Sache zu benehmen. Sabine sowohl als Lindner fanden es sehr seltsam, daß sie noch auf ihre alten Tage mit einer Entführung zu thun haben sollten. Der alte Senk fand die ganze Sache lächerlich, da alle Partheien, Eltern und Kindern, einstimmig waren. Aber, sagte er, so viel ich von Entführungen gehört habe, kommt alles auf accurate Uhren an. Schlag Zwölf! Geht Mariens Uhr eine halbe Stunde zu spät, so lauert der arme August sich halb todt. Nun, ich will thun, was ich kann, und die Uhren recht genau stellen. Es ist doch ein närrisches Ding um das menschliche Leben! Der Vater stellt seinem Sohne die Uhr zur Entführung eines Mädchens!

So seltsam man in Lindners Hause die Situation fand, eben so seltsam fand sie auch Gobel. Da lasse ich meine eigene Tochter mit meinem Wissen und Willen entführen; aber der liebe Gott weiß, warum, und wozu, und daß ich nicht anders kann! — Marie dachte ängstlich: ach, wie oft habe ich eine solche Handlung verdammt! Aber, ich bin ja unschuldig. Und wenn der Geist meiner frommen Tante hier vor mir stände; dennoch würde ich sagen: ich bin unschuldig.

Endlich waren Pferde und Wagen in einem

zwei Meilen entlegenen Städtchen besprochen, und Senks Wäsche eingepackt. Die Baronin hatte einen Prediger ein Paar Meilen weit von Lobenstein für die Trauung gewonnen, und Marie ihre Aengstlichkeit überwunden. August war froh, und seine Familie hatte sich endlich an die Idee gewöhnt. Nur Gobel war noch ängstlich. Was wird der Baron sagen, dachte er, wenn er hört, daß Marie fort ist! Wird er mir auch glauben, daß ich nichts davon gewußt habe? Glaubt er es nicht, so sey mir Gott gnädig! Ich wollte, sie entführten mich nur mit! Und wenn ich hier nicht das Meinige hätte . . . Grosser Gott! wie wird es mir gehen! Das dachte er öft, und er hatte jetzt nicht mehr den Muth, dem Baron, wenn er ihn sprach, gerade ins Gesicht zu sehn.

Der Baron sah aus dem triumphirenden Lächeln seiner Mutter, daß sie jetzt ihrer Sache gewiß seyn mußte. Er erfuhr, daß sie Marien und den alten Gobel gesprochen hatte. Daß etwas vorging, sah er nun wohl; aber er konnte noch nicht auf die Spur kommen. Endlich wendete er sich an Gobeln. „Ich vermuthe Alter, daß etwas im Werke ist. Gott sey dir gnädig, wenn du die Hand mit im Spiele hast!" Gobel wurde blaß. Der Baron faßte ihn bei der Brust. „Gesteh, alter Sünder!"

Gobel erholte sich, und wollte es recht klug

machen. Er sagte: ja, lieber Herr Baron, ich vermuthe, es ist etwas im Werke, daß weder ich noch Sie wissen sollen. Gott verzeihe mir! ich glaube gar eine Entführung. — Auf die Frage, woher Gobel das vermuthe, erzählte dieser: er habe einen zerrissenen Zettel von Senks Hand gefunden, worauf allerlei von Pferden und Wagen, von zwölf Uhr Nachts, und von einer Trauung in der Nähe stände. Der Baron dankte ihm für die Nachricht, und gab ihm das Zeugniß, daß er es redlich meine, ob er gleich dem Alten gar nicht traute. Dieser wurde ruhig, da er sich vor des Barons Augen gerechtfertigt hatte. Der Baron aber, der nun auf der Spur war, verfolgte sie, mit Hülfe einiger vertrauten Bedienten, so fein, so thätig, umgab das Lindnerische Haus mit so vielen Spionen, und belauerte Senks Schritte so unablässig, daß er endlich den ganzen Plan mit grosser Wahrscheinlichkeit errathen konnte. Der Jäger, den die Baronin einmal vertrieben, und den der Baron wieder zu sich genommen hatte, leistete ihm dabei die besten Dienste. Er gab seinem Herrn Plane an, die schöne Beute ganz in der Stille und recht fein in seine Gewalt zu bekommen. Gobel mußte bewogen werden, die Entführung seiner Tochter nicht zu hindern; denn daß er darein gewilligt hätte, vermuthete der Baron nicht. „Hören Sie, Gobel,“ sagte dieser; „seyn Sie einmal recht aufrichtig! Mich dünkt, wir sind Beide mit Marien zu weit gegangen. Daß sie um

meinetwillen davon laufen sollte, war nicht meine Absicht. Sagen Sie, ist es denn wahr, daß die jungen Leute einander so zärtlich lieben?" Gobel versicherte es feierlich. „Das habe ich nicht geglaubt," sagte der Baron; „und hätte ich das gewußt, so wäre es nicht so weit gekommen. Jetzt aber kann ich um meiner Ehre willen nicht zurücktreten. Ich wünschte, Sie hätten mit Ihrer Entführung Recht, Gobel; dann wäre der Handel zu Ende."

Gobel glaubte, der Baron wollte ihn aushorchen, und sagte nur: hm! hm! — „Was wir thun können," fuhr der Baron fort, „das soll geschehen. Lassen Sie die jungen Leute machen; legen Sie Sich nicht aufs Horchen. Ich glaube zwar nicht daran; aber ist es, so sey es!" Gobel erstaunte; doch, er konnte sich alles erklären, als des Barons Jäger ihm nach langem Hin- und Herreden erzählte: sein junger Herr sey ein Taugenichts, und Gobel könne sich freuen, daß seine Tochter so aus dem Spiele komme. Sie wäre noch nicht los, Herr Amtsverwalter, fuhr der Jäger fort, wenn mein Herr nicht ein ander Wild auf der Spur hätte: die schöne Tochter des Oberförsters in Sinnsleben. — (Dies hatte den Schein der Wahrheit; denn der Baron war zeither sehr oft in Sinnsleben gewesen, und der Oberförster hatte eine sehr schöne Tochter.) Sehen Sie, sagte der Jäger weiter; bei der braucht der Herr

nur Geld: freilich viel Geld; aber das achtet er nicht, wie Sie wohl wissen. Da geht es nun jetzt alle Tage hin. Ich muß Briefe, Ringe, Kleider und Spitzen zutragen; deshalb liege ich jetzt Tag für Tag auf den Pferden. — Der listige Jäger erzählte so viele kleine Umstände von diesem neuen Liebeshandel, daß der alte Gobel nicht im mindesten mehr daran zweifelte und den Jäger bat: er möchte seinem Herrn doch zu verstehen geben, wenn baares Geld nöthig sey, so könne er damit dienen.

Gobel war nun seiner Sache gewiß; er hielt es aber für besser, Marien zu verschweigen, daß er dem Baron den Plan mit ihrer Entführung verrathen habe. Seine Habsucht gab ihm den Einfall, ob er nicht jetzt bei dem Baron die zweitausend Thaler anbringen könne, die dessen Mutter und Senk ihm zu ersetzen versprochen hatten. Deshalb sagte er, als der junge Raubahn ein Wort von Geldmangel fallen ließ: da ich jetzt gleichsam in die Entführung meiner Tochter willige, so bin ich schuldig, Ihnen die zweitausend Thaler zu bezahlen. Der Baron sah ihn errathend an, und Gobel mußte ihm halb und halb entdecken, wie er sich schadlos zu halten gedenke. „Alter, du bist und bleibst ein Betrieger!" sagte der Baron. „Also hast du mich doch betrogen! Es ist dein Glück, daß es so abläuft."

Ich weiß ja, sagte Gobel, wie es steht. Es ist ein Kapitälchen zu verdienen. Helfen Sie mir doch dazu, Ew. Gnaden. — Der Baron half, um den doppelzüngigen Betrieger zu bestrafen. Er nahm die zweitausend Thaler, und gab die Verschreibung zurück, nachdem er auf Gobels Verlangen den Empfang der Summe bescheinigt hatte. Jetzt hielt Gobel die Entführung für unnöthig; der Baron behauptete aber: seine Ehre erfodre, daß sie geschehe. Um Gobeln davon zu überzeugen, zahlte er ihm zweihundert Thaler zurück, und versprach ihm noch eben so viel, wenn er schwiege und der Sache ihren Lauf liesse.

„Ich muß dir sagen, Alter, es ist mir wichtig, meine Mutter in dem Glauben zu erhalten, daß ich deine Tochter noch liebe. Kehre dich also nicht daran, wenn ich tobe, sobald ich die Entführung höre, wenn ich dir und dem jungen Senk den Tod drohe. Das ist nöthig.

Ich weiß, ich weiß! erwiederte Gobel lächelnd.

„Du weißt? Was weißt du? Gobel, weißt du etwas, so rathe ich dir bei deinem Leben, zu schweigen; oder — du kennst mich! Du mußt blind und taub seyn, Alter. Treffe ich dich wieder auf einer Betriegerei, so sey dir Gott gnädig! Dann sollst du von den zweitausend Thalern nicht einen Heller zurückbekommen; denn ich darf nur

entdecken, wie du uns Alle, einen nach dem Andern betrogen hast."

Schweigen will ich wohl, dachte Gobel auf dem Rückwege, und war sehr vergnügt. Er hatte Senks schriftliches Versprechen über drittehalb tausend Thaler. Auch die Baronin hatte ihm Ersatz versprochen, und von dem Baron hoffte er sein Geld noch obendrein wieder zu bekommen.

Die Baronin war nicht ganz so ruhig, wie Gobel. Sie suchte ihren Sohn an dem Tage, der zur Entführung bestimmt war, zu entfernen; und glücklicher Weise lief er ganz freiwillig in das Netz, das sie ihm stellte. Er erbot sich, ein Geschäft, das sie in der Hauptstadt hatte, zu besorgen, und er reiste — so lange zögerte er — gerade am Morgen des zur Entführung angesetzten Tages ab. Kaum war er weg, so sprengte auch Senk in das benachbarte Städtchen, wo er eine Chaise gemiethet hatte. Der alte Gobel lachte innerlich darüber, daß Marie entführt werden sollte, da doch der Baron keine Ansprüche mehr an sie machte. Er hätte gern geredet, besonders als er Marien so ängstlich sah; doch die Drohungen und die zweihundert Thaler des Barons verschlossen ihm den Mund. Indeß wäre die Entdeckung wohl geschehen, wenn nicht der Baron und seine Bedienten unablässig an Lindners und Gobels Hause Wache gehalten hätten, so daß nie-

mand unbemerkt in das eine oder das andre gehen konnte. Nach der Abreise des Barons stand die Communication freilich wieder offen; aber nun war auch der junge Senk weg, und die Alten fanden es doch bedenklich, gleichsam vor allen Leuten zu gestehen, daß sie mit um die Entführung wüßten.

Senk lief heute wohl zehnmal an den Sonnenzeiger, um genau zu wissen, wann es Mittag wäre. Lindner ging unruhig umher, und sagte von Zeit zu Zeit: „ich weiß nicht, warum ich mich so ängstige. Ein Spitzbubenstreich ist es doch nicht; der Vater weiß ja darum."

Wenn das nur gewiß ist! seufzte Sabine.

„Er weiß darum; und ich will wieder ruhig seyn." Als er doch nicht ruhig wurde, sagte er: „ich weiß wohl, woran es liegt, Sabine. Von einer solchen Kinderei sollte ein alter Mann, wie ich ich, nichts wissen. Es ist ein krummer Weg, den wir da einmal gehen. Aber das kommt davon, wenn man mit Schurken zu thun hat. Man muß sogleich mit ihnen krumm gehen. Wäre Schall hier, es stände anders; und liebte Theodor das Mädchen, es stände auch nicht so. Der hätte den Baron beim Kopfe genommen, und damit gut. Schall hat Recht. Bei allen Unredlichkeiten kommt am Ende nichts heraus, wenig-

stens nicht mehr, als bei ganz gerader Ehrlichkeit. Es stand alles gut. Marie sagte: ich will nicht, wenn die gnädige Frau nicht einwilligt. So weit war es recht; und auf dem Punkte mußten wir stehen bleiben, denk' ich. Das Uebrige, der Bandit, womit die gnädige Frau sich so viel weiß, et caetera, ist weiß Gott nicht recht, sondern Menschen-Zuthat."

Es hat uns aber doch weiter gebracht! sagte Sabine.

„Wohin denn? Zu allerlei Spitzbübereien, zu Entführungen. Wir geben ein böses Beispiel, das ist nicht zu läugnen. Hätte das Mädchen ausgehalten — und wer konnte sie denn zwingen? — ausgehalten bei der strengen Redlichkeit nemlich, und sie wäre am Ende dennoch Augusts Frau geworden: ich denke, dann würden sie einander mit bessern Empfindungen in die Arme genommen haben, als sie es heute Abend werden thun können. Sag, Sabine, sind denn unsre Herzen wohl ruhig geworden, seitdem das alles vorgeht? Und daß es noch so ist, daß wir, ohne uns todt zu schämen, davon reden können: das macht Gottes Gnade, und des Mädchens Frömmigkeit; denn wäre es nach unserm Kopfe gegangen, 'so wüßte der Vater nichts davon. Und, Sabine, Unrecht bleibt Unrecht. Die Eltern sollen die Leidenschaften der Kinder dämpfen; deshalb bleiben

diese

diese bei ihnen. Wir aber, wir haben nicht gedämpft, sondern Oehl ins Feuer gegossen. Wenn August das Mädchen heute Abend wegfährt, so kann ich sagen: er bringt mein gutes Gewissen zu Grabe."

O, lieber Bruder! du machst mich noch ängstlicher, als ich schon bin.

„Gott Lob, Schwester, daß du ängstlich bist! Ich bin es auch. Und Gott wird es uns, hoffe ich, anrechnen, daß wir nicht dabei frohlocken, wie die gnädige Frau. Die triumphirt im Wagen mit vier weissen Pferden; wir nicht einmal zu Fuß, nicht einmal mit einem θειαμβος πεζος, wie Eusebius sich ausdrückt." — Der alte redliche Mann hatte Recht; die Baronin triumphirte ganz laut, daß sie ihren Sohn überlistet hatte.

Endlich kam der Abend, und, wie gewünscht, war er sehr trübe und dunkel. Mit dem Schlage Zwölf fuhr eine verdeckte Chaise an Gobels Hof. Marie lag im Fenster, als sie das Rollen des Wagens hörte. Sie warf sich weinend an ihres Vaters Brust, und konnte vor der schrecklichen Angst, die sie befiel, kaum stehen. Ich will dich hinunter bringen, sagte Gobel. Herr von Senk soll sehen, daß ich um die Sache weiß; denn er muß mir nun drittehalb tausend Thaler bezahlen. Vergiß ja nicht, Marie, ihn sogleich daran zu erin-

nern! Das arme Mädchen empfahl sich dem göttlichen Schutze, sagte mit Tönen des Schmerzes: ich bin unschuldig! und schwankte an ihres Vaters Seite die Treppe hinunter. Gobel öffnete ganz leise die Thür, und brachte Marien an den Wagen, in welchem Jemand durch ein Pst! sogleich Stille empfahl. Das Mädchen stieg zitternd ein, und mußte sich rechts setzen. Nun trat Gobel an den Schlag, und flisterte leise: Herr von Senk, sehen Sie wohl, daß ich Wort halte? Aber das Geld muß ich nun haben!

Es kam eine Hand aus dem Schlage hervor, und faßte in Gobels Haar. Ich weiß ja darum, flisterte dieser, den das schmerzliche Raufen im höchsten Grade befremdete. Aber eine Faust stieß ihn heftig in das Gesicht, und der Wagen rollte fort.

Nun wahrhaftig, das nenne ich doch undankbar! dachte Gobel. Ich gebe ihm meine Tochter, und er stößt mich dafür ins Gesicht, und zieht mich bei den Haaren? — Er ging brummend in sein Haus; und da, um der Entführung doch Wahrscheinlichkeit zu geben, die Thür offen bleiben mußte, so fand er es, der Diebe wegen, nöthig, wach zu bleiben. Er setzte sich mit zwei geladenen Pistolen zu seinem Geldkasten, und zählte.

Um drei Uhr Morgens fuhr wieder ein Wagen an seine Thür. Er horchte. Man hustete. Er horchte wieder, und trat an das Fenster. Endlich stieg Jemand aus, und näherte sich der Thür. Gobel stürzte, mit einer Pistole in der Einen Hand, und mit einem Licht in der andern, die Treppe hinunter, und fand zu seinem Erstaunen den Herrn von Senk auf der Hausflur.

Senk erschrak, als er den alten Gobel bewaffnet sah. Er glaubte verrathen zu seyn, und wollte zurück. Ei, Herr von Senk! rief Gobel; ist etwas vorgegangen? Ich will doch nicht hoffen! Oder sperrt sich Marie etwa? Das alberne Mädchen!

Senk erwiederte betroffen und zitternd: „ich will Ihre Tochter . . .“

Wiederbringen? Das ist ja einfältig! Ich glaubte, Sie müßten bald hin seyn.

„Bald hin seyn? Ich komme ja erst an. Wir haben den Weg verfehlt. Wo ist denn Marie?“

Das ist eine wunderliche Frage! Wo haben Sie denn meine Tochter gelassen?

„Ihre Tochter?“

Nun, ja! Um zwölf Uhr sind Sie ja mit ihr weggefahren.

„Ich?" fragte Senk erstaunt und erschrekkend.

Um Gottes willen! rief Gobel todtenblaß: sind Sie denn nicht hier gewesen? — Er sprang aus der Thüre, sah, daß es ein andrer Wagen war, und rief: o du barmherziger Gott! Der Baron hat sie! er ist mit ihr fort!

„Wohin?" rief Senk.

Wohin? weiß ich das? Und mein Geld hat er dazu! Aber das müssen Sie mir bezahlen, Herr von Senk. Dafür hilft nichts in der Welt; und eher lasse ich Sie nicht fort.

Senk riß sich von ihm los, stürzte nach Mariens Schlafzimmer, und rief ihren Nahmen so oft und so laut, daß alles im Hause erwachte. Gobel kam. Senk faßte ihn bei der Brust, und rief: „gesteh Betrieger! wo ist er mit ihr hin? Gesteh, oder ich ermorde dich!" Jetzt schrie Gobel so entsetzlich, daß in wenigen Minuten alle seine Knechte und Mägde bei ihm waren. Er riß sich von August los, und sprang hinter seine Leute. Senk bat und drohete wechselsweise. Er beschwor den Alten, ihm nur zu sagen, wohin der Baron

Marien gebracht habe. Gobel aber betheuerte, er wisse es nicht, und foderte sein Geld. Die Mägde fragten, jammerten, und kreischten um die Wette. Dem Kutscher wurde bei dem Allen nicht wohl zu Muthe; er fuhr in vollem Galopp davon. Gobel foderte noch immer sein Geld; und so oft der junge Senk ihn einen Betrieger schalt, sagte er: warum kamen Sie nicht früher!

Endlich wurde Senk von Gobels Leuten aus der Thür getrieben. Zu Hause ließ ihn eine Magd ein; und da seine Verwandten schliefen, so ging er, in Verzweiflung, und mit dem heftigsten Verlangen, sich an dem alten Betrieger zu rächen, auf sein Zimmer.

Noch ehe Sabine am folgenden Morgen wußte, daß ihr Sohn im Hause war, erzählte ihr die Magd: der Baron ist diese Nacht mit der Mamsell Gobel davon gelaufen. Sabine lächelte. Und unser junge Herr, fuhr die Magd fort, hat Gobeln geprügelt. Er kam um vier Uhr zu Hause. — „Wer?" — Unser junge Herr. Er ist schon auf. — Sabine lief in ihres Sohnes Zimmer, und fand ihn in der grösten Verwirrung da sitzen. — Um Gottes willen, August! — „Gobel ist ein Betrieger. Marie ist fort! Ich bin unglücklich!" — Die Mutter blieb starr vor Schrecken stehen, und fing dann bald an zu weinen, während daß ihr Sohn die heftigsten Verwünschungen

ausstieß. Jetzt hörte sie ihren Bruder auf dem Vorsvale; und in demselben Augenblicke hörte sie auch die Baronin fragen: nun, nicht wahr, sie sind fort? — Das Gerücht, der Baron habe Marien entführt, und Senk den alten Gobel geprügelt, war auch zu ihr gekommen. Sie lächelte darüber, wie Sabine; als aber Mehrere dasselbe erzählten, ging sie sogleich zu Lindners, um sich zu erkundigen. Sabine machte die Thür auf, um die Baronin zu empfangen. Leider, sagte sie, ist der Herr Baron mit Marien fort. Gobel hat uns betrogen! — Man denke sich, wie sehr die Baronin erschrak, und wie sehr es sie verdriessen mußte, in ihrem eigenen Netze gefangen zu seyn, ihrem Sohne das Mädchen selbst in die Hände gespielt zu haben! Sobald der junge Senk erzählt hatte, was er wußte, nahm man als ausgemacht an, Gobel habe aus keiner andern Ursache in die Entführung gewilligt, als um seine Tochter dem Herrn von Raubahn zuzuspielen. Die Baronin warf in ihrem Verdrusse die Schuld auf den jungen Senk, daß er, anstatt um Zwölf, erst um Drei gekommen sey. — Mit Bitterkeit antwortete er: ich bin zu spät gekommen, ja! . . . Jetzt erst erinnere ich mich an das ängstliche, scheue Benehmen meines Kutschers, und an sein fast absichtliches Umherirren im Felde. Er war bestochen, von Ihrem Sohn bestochen, mich aufzuhalten. Aber, bei Gott! wo ich den jungen Herrn treffe — seiner Strafe soll er nicht entgehen!

Lindner war bis jetzt, den Kopf schüttelnd, im Zimmer auf und nieder gegangen; doch bey diesen Worten seinen Neffen stand er vor ihm still. „Wofür willst du ihn bestrafen? daß er Marien entführt hat? Hast du nicht dasselbe gewollt? Er hat dich betrogen, und du wolltest ihn betriegen. Gobel hat uns Alle betrogen; aber — was wollten wir denn? Ihn ebenfalls betriegen. Da, da sitzt es, daß wir, leider Gottes! uns nicht einmal beklagen dürfen. Wenn der Baron und Gobel zu uns sagten: Ihr wart nicht besser, als wir; aber wir waren klüger — was könnten wir antworten? Da habt Ihrs! Wären wir den rechten Weg gegangen, so würde Marie noch hier seyn; und wäre das Unglück geschehen, nun, so könnten wir sagen: hole der Henker die Bösewichter! Jetzt aber dürfen wir das nicht. Sieh, mein Sohn, daß du die Mamsell Gobel liebst, daran nehme ich alter Mann recht herzlich Theil. Aber daß es dir mit der Entführung nicht gelungen ist, das seh' ich ordentlich gern; denn jetzt hat der liebe Gott dich wieder auf den rechten Platz gestellt, und uns Alle dazu. Laß ihn fahren; aus der Welt wird er sie nicht bringen. Und wenn Marie, was ich, Gott Lob! glauben kann, fromm und tugendhaft ist, so wird er ihr nichts anhaben. An ihrer Angst sind wir Schuld; aber laß sie wiederkommen, und wir wollen ihr die Angst mit Liebe ersetzen. Diese Nacht habe ich zum ersten Mal in meinem Leben wie auf Dor-

nen geschlafen; und wer von uns ruhiger geschlafen hat (er sah die Baronin an), den beneide ich nicht darum. Ich danke Gott für mein Gewissen, das mich nicht schlafen ließ. Amen! Und deine Liebe, August, wäre sie auch etwas Hohes und Himmlisches, wovon Plato und Walch nichts singen — und fast muß ich glauben, daß Walch am Ende wohl nicht so ganz Unrecht hat — Aber, will ich sagen, wäre sie auch vom Himmel gekommen, lieber Junge, so ist ein ruhiges Gewissen doch mehr werth. Plane machen und Ränke ersinnen, flistern und heimlich thun, davor wolle Gott mein Haus bewahren! Schall sagte einmal: ein Sterbender macht keine geheime Plane mehr; und, lieber August, sind nicht wir Alle Sterbende, ich, und du, und Marie? Was dabei heraus kommt, hast du gesehen: Noth und Elend, oder, wenn es ja gelingt, ein Glück, das der Teufel schon in seinen schmutzigen Händen gehabt hat, und dessen man sich schämen muß; ein Glück, wobei man nicht einmal sagen kann: ich danke dir Gott, daß du es mir gegeben hast. Oder meinst du, Gott wäre bei Entführungen und dergleichen mehr, mit im Spiele?"

Die Baronin hörte Lindners Rede mit einem höhnischen Lächeln an, und mußte ihm, bei ihrem Charakter, etwas Hartes sagen. Also, Herr Lindner, Sie erklären die Liebe für etwas Himmlisches? Jetzt begreife ich, wie dieser verächtliche

Trieb, der den Menschen zum Thier erniedrigt, mir so viel Unruhe hat machen können!

„Verächtlich? Das ist wohl zu viel, gnädige Frau. Darin haben Sie übrigens Recht: alle Unruhe, die seit zwanzig und mehr Jahren in mei- Hause gewesen ist, hat immer nur die Liebe angestiftet. Doch eben darum, weil dieser wunderbare Trieb in dem Menschen so gewaltig ist, kann er wohl nicht verächtlich seyn; das traue ich Dem zu, der den Menschen geschaffen hat. Zwar die Liebe Ihres Herrn Sohnes ist . . ."

Nichts anders, als was die Liebe Ihres Neffen, Theodors, und aller jungen Leute ist: Sinnlichkeit. („Amor omnibus idem! sagt auch Lucrez," murmelte Lindner.) Ich wollte, fuhr die Baronin mit bitterm Spotte fort, Rochester wäre hier, und sähe, wie es in diesem Hause zugeht; er würde nicht sagen, was er gesagt hat.

"Und was war denn das?" fragte Lindner gutmüthig.

Er sagte, was alle junge Leute sagen: „so bald ein Atheist liebt, kann er das Daseyn Gottes nicht mehr läugnen."

„Ei! ei! Ihr Gnaden, da nehme ich vor der Liebe die Mütze ab, wenn ein ehrlicher Mann das

von ihr gesagt hat. Ich sehe nun wohl, es muß wahr seyn, was ich so halb und halb vermuthete, daß die Liebe gut und böse ist, je nachdem sie ihr Wesen in einem guten oder bösen Herzen treibt. Und so hätte Schall wieder Recht: den Unreinen ist alles unrein! Böse Menschen können die Liebe wohl für etwas Böses nehmen."

Ich hoffe nicht, Herr Lindner, daß Sie mich beleidigen wollen! In meinen Augen ist die Liebe wenigstens etwas Albernes.

„Behüte Gott, Ew. Gnaden! Es kann Ihnen vielleicht so gehen, wie mir: ich verstehe mich auf die Liebe nicht."

Die vernünftigsten Menschen aller Jahrhunderte haben sie ebenfalls für etwas Albernes gehalten.

„Und doch kann sie etwas Göttliches seyn, Ihr Gnaden. Es kommt mir mit der Liebe vor, wie mit den Kirchenvätern. Grosse Antiquarier waren sie nicht. Sie hielten den ältesten und ehrwürdigsten Römischen Gott, den Deus Fidius, für einen schmutzigen, boshaften Zauberer Simon. Der heilige Justinus war der erste, der es sagte, und die andern glaubten es ihm treuherzig nach. Sie hatten freilich die Statüe gesehen, aber die Inschrift falsch gelesen. Aus Semo machten sie Simon,

und Fidius liessen sie weg. Sehen Ew. Gnaden, die Liebe ist etwas Göttliches in unserer Natur; es kommt nur darauf an, ob wir uns darauf verstehen, die Inschrift zu lesen. Und freilich mag die Liebe zuweilen auch ein boshafter Zauberer seyn, je nachdem ihr Postament, des Menschen Herz, ist. Unter Theodors Liebe steht Deus Fidius, das weiß ich; und unter Augusts Liebe steht es auch, obgleich die Entführung wohl ein Paar Buchstaben undeutlich gemacht hat."

Die Baronin nahm das übel; Lindnern nannte ihr aber die ganze Schaar von Kirchenvätern, die so geglaubt hätten, und fing nun eine gelehrte Untersuchung über die alte Gottheit der Römer an. Sie mußte ihm geduldig zuhören, weil sie es jetzt, da sie den jungen Senk zum Nachsetzen ihres Sohnes gebrauchte, nicht mit der Familie verderben wollte. Bei dem Allen konnte sie sich aber nicht enthalten, die Liebe tief herabzusetzen. Der alte Lindner schloß aus der Allmacht der Liebe auf ihren göttlichen Ursprung; und die Baronin bewies eben daraus, daß sie nichts Göttliches seyn könne, sondern etwas Thierisches seyn müsse. Das verdroß den alten Lindner; er wurde am Ende heftig, und sie verließ nun sein Haus sehr unwillig.

Als sie weggegangen war, saß Lindner verlegen da. „Ich bin heftig geworden," sagte er zu Sabinen, welche die Baronin mit der größten

Freundlichkeit begleitet hatte. „Aber nicht wahr, sie stritt wider besser Wissen und Gewissen, Sabine? Und wer kann da kalt bleiben! Nicht wahr, Sabine, ich hatte Recht?"

Das weiß ich nicht, lieber Bruder; ich habe nicht zugehört. Aber heftig warst du!

„Ja, das war ich, und ich möchte gern wissen, ob ich es mit Recht gewesen bin. Was meinst du, August?" — August sah den Oheim starr an; er hörte noch nicht. — „Das ist ein Elend! nun hat kein Mensch Acht gegeben."

Aber heftig sollst du nie seyn, Bruder! besonders gegen eine so vornehme Dame!

„Das ist Eins, vornehm oder gering. Doch, Recht hast du."

Und obendrein, glaube ich, hattest du nicht einmal Recht.

„Ich denke, du hast nicht zugehört.

Eben darum; ich mochte gar nicht einmal zuhören.

„Daß sich Gott erbarme!" seufzte Lindner.

„Ihr Weiber seyd doch alle, wie der Bischoff Warburton.“

Wer war denn das? fragte Sabine aus Gutmüthigkeit, um ihrem Bruder auf sein Steckenpferd zu helfen, ob er gleich die Lanze gegen sie selbst eingelegt hatte.

„Er bewies gerade aus dem, woraus die Kezzer die Ungöttlichkeit der jüdischen Religion beweisen, nemlich daß keine Spur von der Unsterblichkeit der Seele in den Büchern Mosis zu finden ist, — gerade daraus bewies er die Göttlichkeit des alten Testaments. So macht Ihr Weiber es immer! So hast du es jetzt gemacht, Sabine, und die Frau Baronin auch. Wahre Warburtons seyd ihr!“

In diesem Augenblicke riß Gobel die Thür auf, und foderte sein Geld. Jeßt bekam August wieder Leben; er überhäufte den alten Betrieger mit bittern Vorwürfen, und drohete ihm mit der fürchterlichsten Rache, wenn er des Barons Aufenthalt noch länger verschwiege. Gobel versicherte mit den heiligsten Eiden, daß er selbst betrogen sey, und begleitete sie mit Thränen, mit den höflichsten Bitten um sein Geld. Der Zorn des jungen Menschen ließ nicht eher nach, als bis endlich Lindner, den jede Thräne rührte, ins Mittel trat. Der Alte erzählte nun den ganzen Verlauf

der Sache offenherzig; er gestand sogar, daß er den Baron etwas von der Entführung habe merken lassen, und zwar aus dem Grunde, weil ihm dieser mit Todtschiessen gedrohet habe. Und, fuhr er fort, mit der Faust hat er mich ins Gesicht gestossen, alß ich meine Tochter an den Wagen brachte!

„Das arme Kind!" sagte Lindner. — „Der verdammte Bösewicht!" rief August. — Meine zweitausend Thaler! jammerte Gobel. Lindner schüttelte den Kopf über den letzten Ausruf des Geitzigen. „Ich könnte ihm," sagte er leise zu Sabinen, „beinahe das Geld wiedergeben, damit er nur seine Tochter nicht länger vergässe. Was muß Gott bei so etwas denken, Schwester!" Sabine schüttelte den Kopf, und sagte: sobald Ihre Tochter wieder da, und meines Sohnes Frau ist, sollen Sie das Geld haben; eher nicht. Gobel rang die Hände, und nun rief er: ach, wo ist sie denn? wo ist das Rabenkind? Ich bin des Todes, wenn sie nicht wiederkommt.

Da er hier mit allen seinen Vorstellungen nichts ausrichtete, so lief er zu der Baronin, die er schon dreimal vergebens gesucht hatte. Jtzt traf er sie an, und gestand auch ihr Alles ganz aufrichtig. Sie sah wohl, daß er an dem unglücklichen Ausgange der Begebenheit unschuldig war; aber Geld gab sie ihm eben so wenig, wie Senks. Er ging

trostlos nach Hause, und schickte in seiner Verzweiflung dem Baron die gräslichsten Flüche aus der Bibel nach.

Den Zusammenhang der ganzen Entführungsgeschichte lernte man bald kennen. Der Baron hatte erfahren, welcher Kutscher Marien abholen sollte; sein Jäger war nemlich dem jungen Senk bis in die nächste Stadt nachgeritten, wo dieser das Fuhrwerk bestellte. Nun bewog der Baron den Kutscher durch ein grosses Geschenk, und durch Drohungen mit der Obrigkeit, seinem Befehle zu gehorchen. Als Senk den Abend im Wagen saß, fuhr der Kutscher mit dessen Genehmigung zum entgegengesezten Thore hinaus, damit man dem Wagen nicht auf die Spur käme. Nachdem er eine halbe Stunde weit gefahren war, lenkte er um, als ob er nun in die rechte Strasse wollte. Er fuhr aber im Felde umher, und behauptete, wenn Senk ungeduldig wurde, er sey auf dem rechte Wege. Um Mitternacht gestand er endlich, er habe den Weg verloren. Man nahm in dem nächsten Dorfe einen Boten, und kam nun erst um drei Uhr Morgens nach Lobenstein. Der Baron hatte seine Chaise in der Nähe; er war um zwölf Uhr da, und entführte Marien.

Das alles brachte Senk von dem Kutscher heraus, der gar nicht läugnete, sondern noch obendrein Recht zu haben glaubte, weil der Bruder

des Mädchens, das entführt werden sollte, ihm gedrohet habe, es bei der Obrigkeit anzuzeigen. Uebrigens wußte der Kutscher weiter nichts von dem Baron und von dem Wege, den er genommen hatte.

Senk streifte in der ganzen Gegend umher; allein er entdeckte nicht die mindeste Spur von dem Baron und Marien. Nach einem Monate des unablässigsten Suchens kam er trostlos wieder zurück. Sein Charakter hatte sich jetzt völlig verändert: er war heftig und auffahrend; er schwor dem Baron die blutigste Rache, und fluchte ihn zu allen Teufeln. Sabine war sehr betrübt darüber; Lindner aber nannte das „Augusts Babylonische Gefangenschaft," und meinte, es würde sich wohl geben. „Die Juden," sagte er, „lernten in ihrer Gefangenschaft den Teufel zuerst kennen, aber auch die Engel. Laß ihn, Sabine! Ich selbst habe bisweilen Lust, eins auf den Baron zu fluchen, und bin doch ein alter Mann."

Die Baronin meinte, ihr Sohn könnte nicht verschwinden; sie zitterte nur davor, daß Marie vielleicht eben so dächte, wie sie selbst. Jetzt wünschte sie zum ersten Male, daß doch an treuer Liebe etwas Wahres seyn möchte, weil dann Marie ihres Sohnes Plan, sich mit ihr trauen zu lassen, vereiteln würde.

Nach sechs Wochen verbreitete sich endlich das Gerücht, der Baron sey zurückgekehrt; und es war wirklich gegründet. Er kam an einem Abend spät nach Lobenstein. Seine Mutter ging zitternd zu ihm, weil sie das Unangenehmste zu hören befürchtete. Er empfing sie mit einem sehr verlegenen Gesichte. „Bist du verheirathet?" fragte sie ihn mit bebender Stimme. — Nein, antwortete der Baron, gedemüthigt wie ein Schulknabe. Wie kommen Sie auf diese Frage? — Jetzt umarmte ihn die Mutter. „Wo ist Marie?" — Marie? fragte der Baron mit niedergeschlagenen Augen. Wie so? — Er läugnete unverschämt, aber dabei furchtsam, daß er das Geringste von dem Mädchen wisse. Die Mutter bat ihn, zu gestehen. Er blieb hartnäckig dabei, daß er nichts sagen könne. „Morgen," sagte die Baronin endlich erhitzt, — „morgen wirst du wahrscheinlich einem aufgebrachten Manne Rechenschaft geben müssen, dem Herr von Senk." Der Baron erschrack; aber dennoch blieb er bei seinem scheuen Stillschweigen. Er schien die Unterredung mit Senk vermeiden zu wollen, und bat seine Mutter mit ungewöhnlicher Demuth um Erlaubniß, einige Jahre reisen zu dürfen. Sie äusserte die Vermuthung, daß er nur Geld haben, und dann wieder zu Marien hin wolle; er betheuerte aber bei seiner Ehre, daß er nicht wisse, wo das Mädchen sey, und daß er, wenn sie es rathsam finde, unter der Aufsicht eines Mannes reisen wolle,

den sie selbst bestimmen, und dem sie das ganze Reisegeld anvertrauen könne.

Bei diesen Vorschlägen war er so ängstlich, so eilig, daß die Baronin nicht an seiner Aufrichtigkeit zweifeln konnte. Sie sah zwar den Zusammenhang nicht; indeß vermuthete sie, ihr Sohn hätte die Verbindung mit Marien entweder freiwillig aufgegeben, oder aufgeben müssen, und seine Aengstlichkeit sey Furcht vor dem jungen Senk.

Er überließ ihr die Anordnung seiner Reise, und trug ihr die unumschränkte Regierung seiner Güter an; kurz, er war ganz der Vorige, und nahm die alten Ketten freiwillig wieder. „Nun denn!" sagte die Baronin: „du kannst abgehen, sobald ich Mariens Schicksal weiß; wenn du willst, schon morgen früh. Sie drang in ihn, und versprach ihm die heiligste Verschwiegenheit. Er sah sie aber nur starr und ängstlich an. Endlich sagte er sehr finster: Marie wird in einigen Tagen wieder hier seyn, Mutter. Ich aber muß fort. Sie ist unschuldig: sie ist tugendhaft. Eine unsinnige Leidenschaft riß mich zu dem Verbrechen an ihr hin; aber sie wurde gerettet. — Die Mutter wollte noch mehr wissen, und drang deshalb in ihn; er rief aber mit flammenden Augen: ich will, ich muß fort! Fragen Sie nicht weiter, Mutter! Marie ist gerettet; sie ist unschuldig, und tugendhaft.

Mehr braucht kein Mensch zu wissen. Und ich! ich! . . . O, ich muß fort! oder ich kann Ihnen für nichts stehen.

„Glaubst du, daß Senk sich durch diese Versicherung beruhigen lassen wird, mein Sohn?"

Senk! Senk! Ich bitte Sie, lassen Sie mich den verhaßten Namen nicht wieder hören; oder Sie werden machen, daß ich hier bleibe: und wehe dann dem, der seine Hand nach dem Mädchen ausstreckt! . . . Ich will noch heute fort. Niemand soll mich sehen. Schicken Sie mich, wohin Sie wollen; nur fragen Sie nicht weiter! Sie wissen nicht, wie wenig es bedarf, mich hier zu halten, und die Schande, die in meinem Herzen brennt, und ewig darin brennen wird, mit Blut zu rächen!

Die Baronin wurde ängstlich. „Du sollst auf der Stelle, noch in dieser Stunde, wieder fort. Ich will dir Geld, Wäsche und Kleider nachschikken." — Wohl! lassen Sie anspannen! Er griff nach dem Hute. Die Mutter ging, um Geld zu holen, und kam mit Heloisen wieder, die doch ihren Bruder sehen sollte. Heloisens Anblick erschütterte ihn heftig. Er faßte ihre Hand, hob sie gewaltsam auf, und sagte mit stillem Grimme: ich bin nicht glücklich; aber auch du bist es nicht, Heloise. Darauf kannst du rechnen. Wir werden es Beide nie. Und nun leben Sie wohl,

Mutter! leb wohl, Heloise! O, ich möchte lieber hier versinken, als tragen, was ich tragen muß. Leben Sie wohl! Er eilte, ohne Mutter und Schwester zu umarmen, die Treppe hinunter, und stieg in den Wagen.

Während dieser Scene, welche die Baronin und Heloisen heftig erschütterte, welche Beide ein schreckliches Geheimniß fürchteten, war auch Lindners Familie nicht viel ruhiger. Man hatte des Barons Ankunft noch denselben Abend spät, zum Glück nicht in Augusts Beiseyn, erfahren, und wußte auch, daß Marie nicht mitgekommen war. „Wie wird es nun gehen!" sagte Lindner unruhig. „August ist seit einiger Zeit so hitzig, so rachsüchtig. Das giebt nichts Gutes!" — Senk sagte kalt und ernst: mein Sohn ist ein Edelmann, und beleidigt. — Von den Vorurtheilen seines Standes hatte Senk weiter keins behalten, oder ließ er wenigstens weiter keins merken, als daß ein Edelmann seine verletzte Ehre durch ein Duell retten müsse. Er war der ruhigste, friedfertigste Mensch in Lobenstein; aber dennoch würde er lieber alle Vorrechte seines Standes aufgegeben haben, als das, sich zu duelliren, wovor ihn indeß sein Instinkt bewahrte. Und das kam daher, weil Lindner, ob er gleich alle Vorrechte des Adels unangetastet ließ, doch bei jeder Gelegenheit von der Raserei der Duelle redete. Senk hatte den Partheigeist seines Standes nicht verloren; kam

nun die Rede auf das Duell, so zeigte er augenblicklich den Edelmann, obgleich sehr gutmüthig. Lindner, dessen Stärke Menschenkenntniß eben nicht war, schloß daraus, daß Senk ein grosser Schläger gewesen sey, oder es, bei Veranlassungen dazu, doch seyn würde. Er raisonnirte, wie viele Tausende: „Da Senk den Edelmann so gänzlich vergessen, und gerade das unvernünftigste von allen Vorurtheilen behalten hat, so muß ihm das von Natur im Kopfe, oder im Blute stecken. Ich will alles darauf wetten, Sabine, dein Mann duellirte sich, wenn es die Gelegenheit gäbe, jeden Monat zehnmal, und wenn er auch kein Edelmann wäre." Lindner hatte sich jetzt schon zwanzig Jahre lang vor den Duellen seines Schwagers gefürchtet, ohne daß je eins vorgefallen wäre; er sagte aber: „das ist eine Gnade Gottes; denn ich begreife nicht, wie er so hat davon kommen können." Doch jetzt war der Fall gewisser Massen da, und Lindner schwebte deshalb in grosser Unruhe. —

Er ist ein Edelmann und beleidigt! sagte Senk sehr kalt und ernst.

„Ein Christ, sage ich, Schwager, und von Sabinen her ein ehrlicher Bürgerlicher, der sich den Henker um alle Duelle kümmert. Ich wollte, man könnte nur eine halbe vernünftige Entschuldigung des Duelles vorbringen! Es ist ein Mord,

sage ich, und wenn die Sitte so alt wäre, wie die Welt. Bringen Sie doch nur das Mindeste zur Vertheidigung vor!"

Die Ehre, Schwager, das Herkommen gilt mehr, als die Vernunft.

„Die Vandalen haben das Duelliren erfunden. Kein edles Volk hat Duelle gekannt; sie sind eine Sitte der barbarischen Zeiten, und jeder Mensch sollte sich ihrer schämen. Womit wollen Sie das Duelliren entschuldigen?"

So lange es einen Adel giebt, muß er nichts auf sich sitzen lassen, antwortete Senk ganz ruhig. — Lindner ärgerte sich, daß Senk das Duell gar nicht vertheidigte, sondern es mit blindem Glauben gelten ließ; und Senk ärgerte sich, daß Lindner die Wenden und Kassuben zu den Urhebern der Duelle machte. Daher geriethen die beiden Schwäger, sobald das Gespräch auf diesen Gegenstand fiel, jedes Mal in Streit, und wurden heftig.

Lindner rief: „eine Erfindung der Wenden und Kassuben, weiter nichts!" Senk kam aus seinem Phlegma, und rief: August wäre nicht mein Sohn, wenn er den jungen Raubahn nicht foderte! Auf Pistolen, und zehn Schritt Weite! . . . Auf Pistolen! wiederholte er noch einmal,

sehr ärgerlich; und August trat in die Thür. „Pst! Pst!" rief Lindner; Senk aber fuhr erhitzt fort: zehn Schritt! nicht einen Zoll weiter!

„Die Kassuben haben es nicht erfunden; das war eine Uebertreibung von mir, lieber Schwager!"

Ist einerlei!

„Ich besinne mich, Schwager, auf einen Torquatus in der Römischen Geschichte. Es war auch bei den Römern Mode. Und in der Bibel wird ja von David erzählt."

Das läßt kein Edelmann auf sich sitzen! rief Senk, und machte eine Bewegung, als ob er eine Pistole losdrückte. Lindner hätte viel darum gegeben, wenn er seinen Schwager dies Mal hätte beruhigen können; denn er wollte sich von seinem Neffen, ehe dieser die Ankunft des Barons erführe, versprechen lassen, ganz ruhig zu bleiben. „Sogar die Griechen, Herr Bruder . . ." fing er beruhigend wieder an.

— . . . sind Schelme, wie die Armenier! sagte Senk im höchsten Zorne. Wenn ich nur begriffe, warum Sie immer so viel Grosses von diesen Leuten sagen. Ich kenne sie ja von Leipzig her! — Diesen Zweifel an dem Werthe der

Griechen hatte Senk seit dreissig Jahren mit sich umher getragen, und ihn, um seinen Schwager nicht zu kränken, immer verschwiegen; jetzt aber in der Hitze kam es zum Vorschein, daß er die alten Athenienser und Spartaner mit den neuen Handels-Griechen verwechselte. — Lindner ließ den Kopf hängen, was er immer that, wenn ihm etwas höchst Unangenehmes ganz unerwartet kam. Senk, der es bemerkte, hob sanfter an: übrigens ist es mir einerlei, Schwager. Will August, da der Baron nun wiedergekommen ist, . . .

Der Baron ist wiedergekommen? rief August, und sprang vor. Und Marie?

„Nun sey uns Gott gnädig!"

Marie ist nicht da, mein Sohn!

Wo ist sie denn?

Das wissen wir nicht. Er soll so eben angekommen seyn.

August wollte fort. — Wohin? fragte sein Vater. August antwortete mit flammenden Blikken: ich will den elenden Bösewicht fragen, wo er das arme Mädchen gelassen hat.

Es ist schon Zeit, zu Bette zu gehen. Morgen, so früh du willst. Er entläuft dir nicht.

Es kostete Mühe, den jungen Mann bis dahin zu beruhigen; Sabine hütete aber die Thür, und brachte ihn heute selbst zu Bette. Kaum war er weggegangen, so stimmte sein Vater den Ton herunter. Ich sage gar nicht, hob er an, daß die Duelle etwas Gutes sind. (Lindner stützte schwermüthig den Kopf.) Freilich können sie wohl eine Erfindung roher Völker gewesen seyn, und sie haben vielleicht schon manchen Eltern viel Sorge gemacht.

„Das weiß Gott!"

Und die Wahrheit zu gestehen, jetzt bin ich selbst in Sorgen. Ich dächte, wir liessen den Jungen nicht hingehn; denn sieht er den Baron, so giebt es Händel. — Lindner sprang auf, und reichte seinem Schwager die Hand. Beide hatten die Kassuben vergessen.

Am folgenden Morgen waren Senk und Lindner schon früh angekleidet, und gaben einander die Hand darauf, den jungen Menschen nicht aus dem Hause zu lassen. — Nun soll mich doch wundern, sagte Sabine im Hereintreten, wo Marie seyn wird! August ist hin. Sie hatte von der gestrigen Unterredung nichts gehört, wie sie denn

nie Acht gab, wenn ihr Bruder und ihr Mann mit einander stritten. Die beiden Männer wurden blaß, und jetzt erschrack auch Sabine. Doch August kam so eben vom Schlosse zurück, und es strahlte Freude in seinem Gesichte. Die Baronin sowohl als Heloise hatten ihm versichert, Marie sey gerettet, sey unschuldig, und werde in einigen Tagen wiederkommen. Senk zweifelte noch, da man ihm nichts Näheres sagen konnte: oder wollte. Die Baronin erzählte ihm nun aber die ganze Scene, die sie mit ihrem Sohne gehabt hatte, und setzte hinzu, daß er unter der Aufsicht eines vernünftigen Mannes, von dem sie schon in wenigen Tagen Nachricht zu bekommen hoffte, auf Reisen gehen würde. Heloise bestätigte das alles; und nun eilte August beruhigt und froh nach Hause.

Die Baronin zahlte, dem Auftrage ihres Sohnes gemäß, Gobeln seine zweitausend Thaler zurück, und auf dessen Bitten auch die Zinsen der Summe. Ich verliere doch genug dabei, Ew. Gnaden, sagte Gobel.

„Sie verlieren nichts; denn Ihre Tochter wird in einigen Tagen wieder hier seyn."

Ich weiß wohl, was ich sage. Ueber hundert Procent verliere ich!

Marie kam nicht. Senk wurde unruhig; die

Baronin zeigte ihm aber Briefe von dem Begleiter ihres Sohnes vor, worin gesagt wurde, daß die Reise angetreten sey, und daß der Baron nichts sehnlicher wünsche, als nur erst Deutschland hinter sich zu haben. Da Marie noch immer nichts von sich hören ließ, so gerieth der junge Senk noch mehr in Besorgniß; doch Briefe von dem Baron und seinem Begleiter, erst aus Straßburg, und dann aus Paris, beruhigten ihn wenigstens in so fern, daß er nun überzeugt war, Marie sey nicht mehr in der Gewalt ihres Entführers. Er fragte jeden Tag bei Gobeln an. Dieser war freundlich; doch wollte er durchaus nicht etwas Bestimmtes versprechen. Wenn sie kommt, und will, sagte er: in Gottes Nahmen! Aber in meinem Leben lasse ich mich nicht wie der darauf ein, jemanden ein Mädchen zu verschaffen. Ich weiß jetzt, was das heißt! Man kann dabei um Gut und Blut kommen!

„Es ist mir lieb," sagte Lindner, „daß August ein so ruhiges Gemüth hat. Theodor wäre anders. Wo mag er doch wohl seyn! Er hat so lange nichts von sich hören lassen. Er wäre zufrieden, schrieb er zuletzt; und dankbar. Je nun! daran haben wir nicht gezweifelt . . . Ja, wollt' ich sagen, der säße längst in Straßburg, und hätte den Baron beim Kopfe; der wüßte längst, wo Marie wäre!" — Nun, was thut er denn Grosses für Heloisen? fragte Senk.

„Was er für sie thut? Er muß von ihr getrennt seyn, und schweigt. Ist das nichts? Er thut viel für sie, das glaubt mir. Aber ich sage, es ist gut, daß August nicht so ist."

Man unterhielt sich nun von Theodors Hoffnungen und Begebenheiten, seitdem er das Haus verlassen hatte. Viel wußte man nicht; denn Theodor schrieb selten, erlebte auch wenig, und das, was er erlebte, mußte er verschweigen. August, der dazu kam, nahm zärtlichen Antheil an diesem Gespräche. Alle erinnerten sich der schönen Tage, die sie mit Theodor verlebt hätten, und träumten sich in die Zukunft, wenn erst August glücklich wäre. Und auch Theodor! dachten Alle seufzend, ob sie es gleich nicht sagten. Jetzt ging die Thür auf, und es trat ein Cavallerie-Officier, mit einem Mädchen an der Hand, in das Zimmer. Es war Theodor. Alle schrieen freudig auf; Alle hingen an seinem Halse, oder drängten sich an seine Hände und an seine Brust. Jetzt war Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vergessen. Das Mädchen stand, mit einem dicken Reiseschleier vor dem Gesichte, unbemerkt an der Thüre; niemand fragte, wer sie wäre, und Alles bestürmte nur den geliebten Theodor mit Fragen. Endlich verschaffte sich dieser Gehör. „Uebrigens, lieber August," fing er in seiner alten Manier an; „wenn du künftig Leute entführen willst, so sieh dich besser vor!" Mit diesen Worten nahm er

dem Mädchen den Schleier ab, und da stand — Marie, die Augen voll Thränen, ein wenig blaß, aber schöner als je, und sehr reitzend gekleidet. Jetzt erhob sich ein neuer Tumult. Das Fragen nahm kein Ende, und Niemand begriff die Erzählung recht, die halb Marie, und halb Theodor machte.

Was sich nach langem Fragen ergab, und von Marien oft nur angedeutet wurde, war Folgendes. Als der Wagen Nachts um zwölf Uhr von Gobels Hause weggefahren war, wollte der Baron Marien sogleich umfassen. Er rechnete auf ihren Irrthum, daß Senk neben ihr sitze, auf ihre Liebe, auf die Dunkelheit, auf den engen Raum, und auf den Gedanken an die nahe Trauung. Der sinnliche Unmensch hoffte Alles; die fromme Marie entzog sich aber seinen Umarmungen, und sagte: „o nein, lieber Senk!" — Pst! unterbrach er sie mit Aengstlichkeit; und Marie schwieg. Jetzt faßte er ihre Hand, und drückte sie auf sein Herz, an seine heissen Lippen. Er fühlte das Zittern ihrer Hand, das Schlagen ihres Pulses. Nun warf er seinen Arm aufs neue um ihren Nacken. Sie entzog sich ihm wieder, und sagte: „nein, nein! ich bitte Sie!" — Pst! unterbrach sie der Baron, als sey es höchst gefährlich, gehört zu werden. Sie schwieg, und drückte sich in die Ecke des Wagens. Es war augenscheinlich alles verloren, so bald sie ihn er-

kannte: deßhalb mußte er ihren Irrthum und die Nacht benutzen. Er wurde dringender, und endlich gar unverschämt. Nun rief Marie dem Kutscher zu, er solle halten; der Mann hörte aber nicht. Jetzt kehrte sie sich nicht mehr an das Pst! ihres Begleiters. „Nein! nein!" rief sie laut: „ich bitte Sie, Herr von Senk, lassen Sie mich! Nein, nein, Sie beleidigen mich; ich werde Ihnen das kaum vergeben können." Der Baron antwortete nicht, und wurde immer dringender. Endlich flisterte er: seyn Sie doch still! Was soll der Kutscher denken! In einer Stunde sind wir ja Mann und Frau! — So leise diese Worte auch gesprochen wurden, so kam die Stimme Marien doch fremd vor. Sie erschrak sehr, und bat ihn, nur ein Paar Worte laut zu sagen, Als er es nicht that, fragte sie, fast schreiend: wer sind Sie? Er schwieg noch immer, und nun bemühete sie sich, die Thür des Wagens zu öffnen. Sie war in grosser Angst, bis es so hell wurde, daß sie das Gesicht ihres Begleiters unterscheiden konnte. Als sie ihn endlich erkannte, schrie sie fürchterlich auf. Der Baron, der sich entdeckt sah, sagte: theuerste Marie, ich liebe Sie unaussprechlich. Sie sehen, daß Sie in meiner Gewalt sind. Es bleibt Ihnen nichts übrig, als sich in Ihr Schicksal zu ergeben. In einer Stunde sind Sie meine angetraute Frau. — „Niemals! niemals!" rief Marie, und arbeitete vergebens an dem Schlage des Wagens. — Ich habe die Ein-

willigung Ihres Vaters. Ueberlegen Sie selbst! Ich weiß, wie zart Sie empfinden, wie besorgt Sie für Ihren Ruf sind. Sie haben Sich von mir entführen lassen, und sind mit mir eine Nacht allein gewesen. Ihr Ruf ist gar nicht anders zu sichern, als daß Sie als meine Gemahlin nach Lobenstein zurückkehren.

„Niemals, niemals!"

Nun denn. Ich habe Sie gänzlich in meiner Gewalt. Rechnen Sie nicht auf Hülfe! Mein Entschluß ist unwiderruflich. Sie sind mein, und wenn ich auch Gewalt brauchen müßte. Es sind Anstalten getroffen, daß Sie unmöglich entkommen können. — Marie sah ihn mit starren Blikken an, ohne zu antworten; ihre hülflose Lage nahm ihr alle Entschlossenheit, und machte sie unthätig. Ein festes Holzfenster an ihrer Seite hinderte sie sogar, zu sehen, wo sie sich befand; und auf der andern Seite war ein Leder niedergelassen, das nur dann geöffnet wurde, wenn keine Menschen in der Nähe waren. „O Bösewicht! Bösewicht!" rief das fromme Mädchen mit Abscheu. „Ach Gott! jetzt seh' ich, was die Welt ist!"

Der Baron suchte sie auf alle nur mögliche Art zu bereden, daß sie seine Frau werden sollte; aber vergebens. Als sie merkte, daß der Wagen

durch ein Dorf fuhr; schrie sie laut um Hülfe. Was ist denn? hörte sie Jemanden fragen, und hoffte nun schon. Doch eine andre Stimme antwortete: es ist eine wahnsinnige Person, die ihre Verwandten in ein Tollhaus bringen lassen. Und nun fuhr der Wagen rasch durch das Dorf.

Jenseits sagte der Baron ängstlich: ich kann es nicht immer vermeiden, durch Dörfer zu fahren. Es thut mir wehe; aber sobald Sie wieder schreien, müssen wir, ich und meine Leute, Ihnen ein Tuch um den Mund binden. Zwingen Sie mich doch nicht, so gewaltsame Mittel zu gebrauchen! — Marie erblaßte; sie sah, in welcher Gefahr sie seyn würde, wenn man sie bände, und sie versprach in den Tönen des trostlosesten Jammers, nicht wieder zu schreien.

Gegen Mittag hielt der Wagen an, und die Pferde wurden gefüttert. Der Baron erlaubte Marien sogar, auszusteigen; aber es war in einem Wäldchen, und weit von der Heerstrasse entfernt. Jetzt wendete er noch einmal seine ganze Beredtsamkeit an, Marien zu überzeugen, daß sie gewiß nicht anders mit Ehren aus der Sache kommen könne, als wenn sie ihm ihre Hand gebe. Das schlug sie ab, doch mit den höflichsten Ausdrücken und in dem sanftesten Tone; so furchtsam war sie schon geworden.

Das arme Mädchen gab alle Hoffnung, gerettet zu werden, auf; denn jetzt stand das fürchterliche Bild der sündigen Welt von ihrer Seele. Sie glaubte, alle die bösen Menschen wären im Bunde gegen sie, und so könne sie unmöglich den Händen ihres Entführers entrinnen. Es blieb ihr keine andre Hoffnung, als der Glaube an Gott. Sobald sie allein war, betete sie andächtig um Hülfe. Sie sah nicht, wie ängstlich ihre Begleiter waren, wie scheu sie zusammenfuhren, sobald sich nur ein Mensch in der Ferne sehen ließ, wie eifrig der Baron mit seinen Leuten redete. Seine ganze Hoffnung war die erste Nacht gewesen; er hatte geglaubt, sie unter Senks Gestalt betriegen zu können. Freilich war auch an den Fall gedacht worden, daß es anders ginge; indeß hatte man das kaum für möglich gehalten. Jetzt sah der Baron, so sehr ihn Marie auch dauerte, sich gleichsam gezwungen, das Verbrechen zu vollenden. Er gerieth in die peinlichste Verlegenheit; denn wo sollte er während der Nacht bleiben? Hätte Marie die Welt gekannt, so wäre die ganze Entführung augenblicklich gescheitert. Aber der Baron sah ihre Furchtsamkeit, und bauete einen neuen Plan darauf.

Meine Liebe, sagte er, ehe sie wieder einstieg; Sie haben die Wahl, ob Sie mit mir die Nacht durch fahren, oder ob Sie in einem Hause ausruhen wollen. Marie, die das Alleinseyn mit dem

Baron am meisten fürchtete, wählte das letztere, und mußte ihm nun feierlich versprechen, daß sie nicht schreien, oder um Hülfe bitten wollte. Gegen Abend hielt man vor einem einzeln stehenden Wirthshause. Marie hielt ein Haus, worin der Baron einkehren konnte, für eine Mördergrube, und es fiel ihr daher gar nicht ein, sich jemanden zu entdecken. Sie aß ein wenig, verriegelte dann die Thür, legte sich in ihren Kleidern zitternd auf ein Bett, und schlief vor Ermüdung bald ein. Am folgenden Morgen ging es mit Pferden von dem Wirthe weiter; seine eigenen hatte der Baron vorausgeschickt. Marie dankte dem Himmel mit heissen Thränen, daß er sie diese Nacht beschützt hatte, und hoffte jetzt noch fester, von ihm errettet zu werden.

Heute versuchte der Baron wieder jede Kunst der Beredtsamkeit, die zärtlichsten Bitten, und sogar Thränen, um Marien zu bereden, daß sie ihm ihre Hand geben möchte. Er machte die fürchterlichsten Schilderungen von der Schande, der sie ausgesetzt seyn würde, wenn sie, ohne seine Gemahlin zu seyn, wieder unter Menschen käme. Marie war aber heute ein ganz andres Mädchen, als am ersten Tage. Sie schrieb die Sicherheit, mit der sie in der Nacht so unverhofft geruhet hatte, einem besonderen Schutze der Vorsehung zu, und hatte nun Muth genug, es mit dem Baron aufzunehmen. Zwar befand sie sich wohl

ohne Hülfe, ohne allen Anschein von Rettung, in der Gewalt ihres Feindes, und meinte, die ganze böse Welt sey mit ihm im Bunde; doch gerade das gab ihr um so mehr Vertrauen auf die Hülfe des Himmels. Von den Menschen war sie verlassen; sie glaubte sich aber von einer Legion Engel umgeben, die nicht eher von ihr weichen würden, als bis sie selbst in die Sünde willigte. So viel der Boron auch bat, sie blieb bei ihrer ruhigen Festigkeit. Uebrigens machte sie keinen Versuch zu entfliehen, und ließ sich ruhig fahren, wohin man wollte; sie hatte auch nicht einmal einen Begriff davon, wie sie aus der ungeheuren Entfernung von Hause, in der sie jetzt nach einer so schnellen und langen Fahrt zu seyn glaubte, wieder zurückkommen sollte, ohne unter den bösen Menschen tausendmal in noch grösseres Unglück zu gerathen.

Hätte sie nur irgend einen Versuch gemacht, die Angst des Barons, die mit jeder Stunde grösser wurde, zu ihrem Vortheile zu nutzen; er würde sich mit ihr auf Unterhandlungen eingelassen haben; denn er zitterte noch mehr vor der Verfolgung der Gesetze, als sie vor den bösen Menschen. Der Wagen hielt, wenn es möglich war, immer vor einzelnen Wirthshäusern; man vermied die Städte, und fütterte oft im freien Felde. Doch endlich wurde der Baron wieder etwas ruhiger; und diese Ruhe gründete sich auf Mariens Unthätigkeit. Es

war ihr so leicht, sich zu retten, da man zuweilen sogar in kleinen Städtchen übernachten mußte; und dennoch that sie es nicht. Jetzt beschloß der Baron, zu thun, was er auch Willens gewesen war, wenn ihm die Ueberraschung in der ersten Nacht gelungen wäre: nemlich Marien nach Schlesien zu bringen, wo der Vater seines Jägers ein Förstershaus in einem Walde bewohnte. Hier sollte Marie so lange bleiben, bis er seine Mutter und die Lindnerische Familie beruhigt hätte; denn er hoffte noch immer, daß sie sich ihm ergeben würde.

Das arme Mädchen war in ihrem Leben noch nicht weiter gereist, als die Paar Meilen von der Tante bis nach Lobenstein, und schon diesen kurzen Weg hatte man sehr groß genannt. Kein Wunder also, daß sie nach acht Tagen, durch unermeßliche Räume von ihrem Geliebten getrennt und in einem ganz andern Erdstriche zu seyn glaubte. — Wie voll seltsamer Empfindungen ist das Herz des Menschen! Gerade diese weite Entfernung gab ihr eine Art von Zuneigung für den Baron: sie hatte ja in dieser Fremde sonst keinen Schutz als ihn; vor ihm selbst aber beschirmten sie die Heere des Himmels, und überdies begegnete er ihr ja mit Achtung und Höflichkeit. Die ersten ungeheuren, seltsamen Bilder ihrer Phantasie von dem, was der Baron alles thun würde, verloren sich nach und nach aus ihrer Seele, je länger die

Gefahr währte, und je vertrauter sie also damit wurde. Sie hatte vor nichts mehr gezittert, als daß der Baron Gewalt gebrauchen möchte; da er das nun nicht that, da sie überall, auch in den abgelegensten Waldschenken, ruhig schlafen konnte, ohne daß er Versuche machte, die verriegelte Thür zu sprengen: so verlor sich diese einzige Furcht des frommen Mädchens. Daß Verführung die wahre Gewalt ist, wie Lessing sagt, ahnete sie nicht. Sie war ihrer selbst so gewiß, daß ihr auch nicht einmal der Gedanke einfiel, der Baron könne es nur für möglich halten, sie zu verführen. So befand sie sich denn in einem ganz leidlichen Zustande, und hatte nur seine Vorstellungen darüber zu erdulden, daß man an ihrer Unschuld zweifeln würde, da sie so lange mit ihm allein gewesen sey. Kurz, je weiter man fuhr, desto weniger machte Marie Versuche zu entkommen; und desto fester wurde auch ihr Glaube an den Schutz Gottes, der sie so offenbar gegen den bösen Willen, gegen die so leichte Gewaltthätigkeit des Barons bedeckte. Der Baron machte sich nun schon die besten Hoffnungen; er würde sie aber gewiß aufgegeben haben, wenn er gewußt hätte, was in der Seele des frommen Mädchens eigentlich vorging.

So erreichte man endlich die Gränze von Schlesien. Als Marie in das Gebirge hinein fuhr, und sich von den steilen Felsen umgeben sah, fing sie an sehr schmerzlich zu weinen. In diesen Wäl-

dern, zwischen diesen hohen Bergen, glaubte sie, von der ganzen übrigen Welt auf immer getrennt zu seyn. Alle Mordgeschichten, die sie in ihrer Jugend gehört hatte, fielen ihr wieder ein, und sie fürchtete hier andre Menschen noch weit mehr, als ihren eigentlichen Feind, den Baron.

Mit Grauen trat sie in das Försterhaus, vor welchem der Wagen endlich hielt. Der Baron betrug sich äusserst freundlich gegen sie; und da er aus einigen abgerissenen Worten die Art ihrer Furcht errieth, so versprach er ihr alle Sicherheit. O, liebste theuerste Marie, sagte er; mein ganzes Leben sollte nichts als Liebe, als Aufopferung für Sie seyn, wenn Sie mir nur endlich versprechen wollten, mich mit Ihrer Hand zu beglücken. Er entschuldigte seinen gewaltthätigen Schritt mit der Verzweiflung seiner Liebe, und versprach ihr, daß er sie niemals grausam behandeln werde. Marien schauderte vor dem Felsen, dem dicken Walde, der die Wohnung umgab, den vielen Büchsen an den Wänden, dem alten Förster mit seinen Hunden; am meisten machte sie aber der fremde Schlesische Dialekt bange, worin der Förster mit seinen Leuten sprach, und der ihr wie das Rothwälsch einer Mörderbande klang. Da nun der Baron mitten unter seinen Bitten auch geäussert hatte, er wolle sich anderswo einmiethen, um sie völlig zu beruhigen; so bat sie ihn, zu seiner größten Freude, er möchte sie doch nicht verlassen.

Man traf Anstalten, die Fremden unterzubringen, und Marie bekam ein Kämmerchen oben im Hause. Sie besah die Thür, und freuete sich, daß ein fester Riegel daran war. Das romantische Thal, das ihre Wohnung umgab, und das sie aus ihrem Fenster übersehen konnte, erregte ihr Grauen: sie zitterte jezt vor der Natur, und hatte die Gesellschaft ihres eigentlichen Feindes gern.

Der Baron glaubte mit grossem Vergnügen zu bemerken, daß er seinen Hoffnungen um vieles näher rückte. Marie ging mit ihm recht zutraulich in dem schönen Thale, in den dämmernden Gebüschen auf und nieder. Er vermied das Gespräch von der Vergangenheit; und auch sie vermied es, weil sie ihm ja nur Vorwürfe machen konnte, und ihn doch nicht erbittern durfte, damit er sie nicht in dieser Mördergrube allein liesse. Er sprach von seiner Liebe; sie dachte an die Angst ihres Geliebten, und weinte still. Wenn er in sie drang, sagte sie nur: sie könne ihr Wort, das sie dem jungen Senk gegeben habe, nicht brechen. So hatte der Baron schon drei Tage mit ihr zugebracht, ohne nur um das Mindeste weiter zu kommen. Marie war gütig, freundlich gegen ihn, und vermied seine Gesellschaft nicht; das war aber auch alles: er durfte nicht einmal ihre Hand berühren.

Wenn ein empörtes Herz der Hoffnung so nahe ist, und dann auf einmal wieder zurück gestossen wird, bekommt es leicht den Muth der Verzweiflung, auch das Aeusserste zu wagen. — Der Baron entwarf jetzt einen Plan, der sich auf Mariens Furchtsamkeit gründete. Er gab ihr den Tag über sehr deutlich zu verstehen, daß es jetzt hier nicht ganz sicher sey. So füllte er ihre Phantasie mit Räubern und Mördern, und machte sie dann, mehr durch Mienen als durch Worte, aufmerksam auf ein von Zeit zu Zeit wiederholtes Pfeifen im Walde, wozu er seine Leute bestellt hatte. Es geschah, was er sich versprach; Marie wurde ängstlich, und fragte, ob sie wohl auf ihrem Schlafzimmerchen sicher sey. Der Baron antwortete: wenn etwa die Gefahr in der Nacht zunähme, so wolle er ihr durch Klopfen an ihre Thür ein Zeichen geben. Er setzte ganz richtig voraus, daß sie im ersten Schrecken die Thür ihrer Kammer öffnen würde.

Glücklicher Weise wurde aber der boshafte Plan vereitelt. Marie ging nach Hause, weil sie sich jetzt fürchtete, im Freien zu seyn. Der Baron blieb noch, um Verhaltungsbefehle an seine Leute auszutheilen. Der alte Förster war allein, und Marie sagte ihm, was sie im Walde gehört hatte, ob sie gleich sonst aus Scheu nur selten mit ihm sprach.

Ei, mein liebes Kind, sagte der Förster; seyn Sie ganz ruhig! Hier ist es so sicher, wie an irgend einem Orte der Welt. Wie wollte sich hier ein Dieb verbergen! Und was könnte er denn bei uns stehlen? Wir haben ja nichts. Auch sind rings umher eine Menge Dörfer und Städte; und in Preussen ist die Justiz nicht saumselig. Davor wollte ich mein Haus jede Nacht offen lassen. Glauben Sie, Mamsell, setzte der Mann mit Herzlichkeit hinzu: so lange ich lebe, soll Ihnen nichts zu Leide geschehen. Des Herrn Barons Jäger ist mein Sohn; ich muß also ein Auge zudrücken. Sonst sollten Sie bald wieder zu Hause seyn. Doch jetzt, denke ich, ist es nicht nöthig. Der Herr Baron meint es ehrlich, und ich brauche nun kein andres Spiel mit ihm zu spielen. Ich hoffe, Sie sollen noch hier in meinem Hause getrauet werden. — „Gewiß nicht, gewiß nicht!" sagte Marie. Es flog durch ihren Kopf, was der Alte gesagt hatte: „bald wieder zu Hause! ein anderes Spiel mit dem Baron spielen;" und sie fing an zu weinen, weil sie das für unmöglich hielt. — Gewiß nicht? sagte der Alte. Aber, Mamsell, wenn Sie das nicht wollen, warum sind Sie denn so weit mit hergefahren? Und so wie Sie mit dem Baron umgehen . . . Es muß muß etwas Anderes dahinter stecken.

„Konnte ich denn fort?" sagte Marie weinend.

Das ist curios! Warum denn nicht? Sie brauchten ja nur den ersten, den besten Menschen um Hülfe zu bitten. Er hat Sie ja doch nicht durch die Luft gefahren!

Marie horchte hoch auf; indeß ging sie behutsam. Sie erkundigte sich, wo sie wäre, ließ sich die umliegende Gegend beschreiben, und sah nun, daß sie doch unter Menschen war. Jetzt fragte sie mit Umwegen, was sie denn hätte thun müssen. Der Alte glaubte noch immer, sie wäre mit dem Baron eins, und sagte treuherzig: ei, zum Henker! sind Sie durch ein Dorf oder eine Stadt gekommen? — „O ja!" — Nun mitten in der Stadt hätten Sie nur um Hülfe rufen dürfen. Sie sollten einmal gesehen haben, wie schnell die Preußische Justiz gewesen seyn würde! Doch Gott sey Dank, daß Sie es nicht gethan haben; denn jetzt werden Sie eine reiche, vornehme Frau. Der Baron ist gewiß ein guter Mann, bis auf diesen einzigen Streich.

Jetzt sah Marie eine Möglichkeit, sich zu retten, und lernte zum ersten Male sich zu verstellen. Sie setzte sich neben den Alten, fragte ihn mehr, und merkte am Ende, daß sie ein Kind gewesen war. Wer, in aller Welt, sagte der Mann, konnte Ihnen denn etwas thun? Sie durften ja nur in dem ersten besten Wirthshause dem Wirthe sagen, daß sie entführt wären, und daß sie Hülfe

von ihm foderten. Er mußte Ihnen ja helfen, oder es wäre ihm unglücklich gegangen. Aber besser ist besser! Alles in Güte!

Auch ihre Furcht vor Dieben und Mördern benahm ihr der Alte. Sie fragte noch mehr. Er schwatzte treuherzig fort, und jetzt sah sie, daß der Baron ein Betrieger war, der nur in ihre Kammer hatte kommen wollen. Sie ließ sich von ihren Gedanken nichts merken, und erzählte, so gleichgültig sie konnte, daß der Baron ihr versprochen habe, an ihre Kammerthür zu klopfen, sobald es nicht sicher wäre. Aha! sagte der Alte lachend: der Vogel! . . . . Mamsell, Sie sind ein frommes Kind. Ich höre Sie beten und singen; das gefällt mir, und darum wird Gott Sie auch segnen. Aber das wollte ich Ihnen nicht rathen, daß Sie den Baron vor der Trauung auf ihre Kammer liessen. Aha! Darum haben sie im Holze gepfiffen; darum hat mein Jägerbursche gestern und heute so viel von Räuberbanden gesprochen! Der steckt auch mit darunter. Sehen Sie, Mamsell, es währt dem Baron zu lange. Darum rathe ich Ihnen, so bald als möglich, getrauet; dann werden Sie nicht mehr pfeifen hören. Aber verrathen Sie mich nicht; es könnte meinem Sohne Schaden thun. Räuber! ei ja doch! Der Baron wäre gern einer. Lassen Sie ihn nur nicht ein, liebes Kind!

Marie empfand, als sie den Plan des Barons nun durchsah, den lebhaftesten Abscheu vor ihm. Ihre Furcht war vermindert; jetzt zeigte sich ihr eine Möglichkeit, den Schutz guter Menschen oder der Gesetze zu erhalten. Dörfer waren in der Nähe, das wußte sie; aber wohin sollte sie gehen, um eins zu finden? wie durch den Wald kommen, vor dem sie doch noch immer grauete?

Doch, sie fing wirklich an, auf Mittel zu sinnen, wie sie ihr Unglück endigen, und sich fürs erste wenigstens vor dem Baron sichern könnte. Jetzt hatte sie doppelten Muth bei ihrem Glauben an den göttlichen Schutz, und an gute Menschen. Sie setzte sich ganz ruhig auf eine Anhöhe nahe am Hause. Der Baron kam, näherte sich ihr mit zärtlichen Blicken, und sagte: guten Abend, meine theure Marie. Sie stand auf, sah ihn mit Verachtung an, und erwiederte kalt: „Sie sind ein Betrieger, Herr Baron! Ich frage Sie: wollen Sie mich zu meinem Vater zurückschaffen lassen, oder nicht? Jetzt weiß ich Mittel, Sie zu zwingen."

Der Baron erschrack so stark, daß Marie es bemerkte. Sie fuhr muthiger fort: „ich werde den Schutz der Obrigkeit gegen Sie anrufen. Zum letzten Male frage ich Sie: wollen Sie mich wieder zu meinem Vater schaffen oder nicht?"

Er glaubte, Marie verliesse sich auf Menschen, die sie schon gesprochen hätte. Daher bat er sie demüthig, sich zu beruhigen, und ihm einen Schritt zu verzeihen, zu dem ihn die Heftigkeit seiner reinen Liebe verleitet habe. Seine Furcht vor der Ahndung der Gesetze war augenscheinlich. Jetzt fing Marie an, sich ihrer Unbekanntschaft mit der Welt zu schämen, und besser von den Menschen zu denken, die doch einen Verbrecher so furchtsam machen konnten. Sie wurde auf einmal allzu muthig, glaubte schon frey zu seyn, und drang unter bittern Vorwürfen in den Baron, sie morgen wieder nach Lobenstein zu bringen.

Er bat noch einmal sehr demüthig um ihre Hand; sie behandelte ihn aber jetzt mit aller der Härte, die er verdiente. Jetzt sagte er mit Heftigkeit: treiben Sie mich nicht weiter! Ich sage Ihnen, treiben Sie mich nicht weiter! Sie wissen nicht, was die Verzweiflung thun kann. Marie drohete mit der Obrigkeit; und der Baron kam aus dem drohenden Tone wieder in den furchtsam bittenden. Sie wußte nichts weiter zu sagen; und als sie daran dachte, daß sie ohne ihn nicht von hier wegkommen konnte, wurde sie wieder ängstlich. Jetzt sah er, daß noch nicht alles verloren war, und fragte dreist: was können Sie denn thun? Sie sind in meiner Gewalt; und wehe dem, der es wagt, sie mir entreissen zu wollen!

Als er mit ihr wieder im Hause war, erkundigte er sich, ob sie mit Jemanden gesprochen hätte. An der Verlegenheit des alten Försters konnte er leicht merken, daß dieser an ihrem Muthe Schuld sey, und nun mußte er mit in das Spiel gezogen werden. Der Förster war ein ehrlicher Mann; aber doch konnte er den Versprechungen des Barons nicht widerstehen. Er dachte: da der junge Herr sie nicht verführen, sondern heirathen will, so thue ich ja etwas Gutes, wenn ich ihm helfe. Sie wird es mir einmal danken!

Marie drohete am folgenden Morgen mit der Justiz; heute war aber der Baron nicht mehr so furchtsam, wie gestern. Sie erkundigte sich nun bei dem Alten nach dem Wege in das nächste Dorf, oder die nächste Stadt; jetzt aber lagen die Dörfer Tagreisen weit von dem Försterhause, und der Weg ging durch dicke Wälder, in die man sich nicht anders, als mit Gewehr versehen, wagen konnte. Nun war Marie aufs neue von der ganzen bewohnten Welt abgeschnitten. Sie sah mit Verlangen auf die Berge und die Schlüfte, wagte es aber nicht, sie zu betreten. Der Baron suchte wieder mit ihr auf den vorigen vertrauten Fuß zu kommen; das war aber vergeblich. Sie haßte ihn, und gab sich gar keine Mühe mehr, das zu verbergen. Endlich glaubte sie, die Stunde ihrer Errettung wäre nahe. Eine Bauerfrau kam aus dem Holze hervor, und wollte vor dem Förster-

hause vorüber gehen. Marie sah umher; da sie Niemanden erblickte, so eilte sie der Frau nach, und bat sie hinter einem Gebüsche weinend, der nächsten Obrigkeit doch anzuzeigen, daß hier ein entführtes Mädchen wäre. Die Frau sah sie starr an, und versprach endlich, ihr Verlangen zu erfüllen, weil das weinende Mädchen sie nicht eher los ließ.

Marie hätte nur einige hundert Schritte weit mit der Frau gehen dürfen, so würde sie in einem Dorfe gewesen seyn und Schutz gefunden haben; daran dachte sie aber nicht. Sie glaubte nun mit jedem Morgen, die gehoffte Hülfe kommen zu sehen; es geschah aber nichts, und alles im ganzen Hause, selbst der Förster, fing an, sie mit den fürchterlichsten Vorstellungen zu ängstigen.

Schon einen Monat hatte sie in dem Hause zugebracht, und ihre Hoffnung auf Menschenhülfe war gänzlich wieder verschwunden. Jetzt wünschte sie sich den Tod, als das einzige Mittel, sie vor der bösen Welt zu sichern. Doch eines Morgens, als sie so eben zum Frühstück hinunter gegangen war, öffnete sich die Thür, und es trat ein junger Mann in Officier-Uniform mit sehr edlem Anstand in das Zimmer. Der Baron erschrack, und wendete das Gesicht ab. Der Officier sah Alle der Reihe nach an, und hielt die Augen lächelnd auf Marien fest. Sie blickte verlegen, schmerzlich

auf ihn hin; doch schwieg sie, weil sie einem Officier am wenigsten etwas Gutes zutrauete. „Ich habe mich in dieser schönen Gegend verirrt," hob Theodor — er war der Officier — mit seiner reinen, vollen Stimme an. „Nun möchte ich gern den Weg nach Graßdorf wissen." Der Baron winkte seinem Jäger, und dieser sagte: kommen Sie nur! Ich gehe jetzt eben hinunter, und will Sie hinbringen.

Theodor sagte lächelnd: „so grosse Eil hat es nicht. Darf ich mich wohl auf Ihr Frühstück zu Gaste bitten? Wer von Ihnen ist denn der Herr vom Hause?" Der Baron winkte wieder, und der Jäger sagte Marien, aber sehr scheu: sie möchte doch mit ihm hinaus gehen; er hätte ihr etwas zu sagen. Marie stand auf. „Wollen Sie nicht bleiben, Mademoiselle?" fragte Theodor. Der Jäger faßte sie bei einer Hand, und der Baron bei der andern, wobei er das Gesicht in sein Taschentuch verbarg, als ob er sich schneuzen wollte.

Theodor trat an die Thür, und sagte dem Jäger befehlend: „wie es mir scheint, will die Mamsell hier bleiben. Lasse Er sie los, mein Freund." Der Baron ging mit ihr der Thüre näher. Theodor aber blieb stehen, und sagte, leicht hinwerfend: „in der That, man könnte hier beinahe auf arge Gedanken kommen. Warum soll das Frauenzimmer nicht bleiben, wenn es will? . . .

Mademoiselle," so redete er Marien sanft an; „sind Sie hier etwa gezwungen?" Marie sah ihm ins Gesicht, und fing an zu weinen.

„Ohnedies," fuhr Theodor fort, „habe ich etwas von Entführung gehört. Verhält es sich so, sind Sie entführt, so rechnen Sie ganz sicher auf meinen Schutz." Noch immer halb abgewendet, und mit dem Schnupftuche vor dem Gesichte, fragte der Baron: wer giebt Ihnen das Recht, mein Herr, hier Leute zu verhören? Machen Sie Platz! . . . Kommen Sie, Marie! . . . Platz!

„Platz!" wiederholte Theodor. „Ich will nicht eher Platz machen, als bis ich Antwort habe. Mademoiselle, sind Sie freiwillig an diesem Orte, so habe ich nichts mehr zu thun; sind Sie aber gezwungen hier, so stehe ich gerade am rechten Platze. Ich komme, Sie zu retten."

Der Baron sagte Marien etwas leise ins Ohr. Sie bebte, und man sah, daß sie unentschlossen schwankte. Endlich rief sie: o Gott! rette du mich!

„Mein Herr," sagte Theodor, ohne von der Thüre zu weichen; „Sie spielen eine Rolle, die Sie verdächtig macht. Warum verbergen Sie Ihr Gesicht? Ich mag die Leute gern kennen, mit denen ich zu thun habe. Lassen Sie uns doch nä-

here Bekanntschaft mit einander machen!" In diesem Augenblicke zog er das Taschentuch von des Andern Gesichte, und rief erschreckend: „Baron Raubahn!"

Ja, das bin ich, sagte der Baron. Und jetzt weg da von der Thür, oder . . .

„Herr Baron, ich bin hieher gekommen, ein wenig laut zu seyn. Aber — Sie heissen Raubahn. Lassen Sie uns die Sache sanft abmachen!"

Von der Thür, sag' ich! von der Thür; oder Sie sind verloren! Franz, nimm die Büchse! — Franz nahm zögernd eine Büchse von der Wand.

„Herr von Raubahn," sagte Theodor lächelnd; „meinen Sie, ich fürchte eine solche Drohung? Auch könnte ich weggehen; und in zehn Minuten wären die Bauern aus Graßdorf hier, um das Frauenzimmer in Sicherheit zu bringen. Doch eben darum will ich bleiben. . . . Ich rathe dir, Bursche, hänge die Büchse wieder hin! Herr Förster, Sie sind verantwortlich für alle Gewaltthätigkeit, die hier geschehen kann." — Der Förster nahm ängstlich die Mütze in die Hand.

Das Mädchen ist mein! rief der Baron, und wollte Theodorn von der Thüre wegziehen.

Dieser antwortete ruhig: „nun, wenn das Mädchen Ihnen gehört, was fürchten Sie denn?"

Fort! sag ich; fort! oder ich brauche Gewalt. Das Mädchen ist mit mir verlobt.

„Ist das so?" fragte Theodor lächelnd Marien, die jetzt schon mehr Zutrauen zu ihm zu haben schien: „sind Sie die Braut dieses Herrn?"

Nein, nein! sagte Marie; ich bin die Braut des Herrn von Senk.

„Senk? Senk?" rief Theodor; „August Senk?" — Als Marie das bejahete, riß er den Baron mit unwiderstehlicher Kraft von ihr weg, und rief in fürchterlichem Zorne: „Bösewicht! Senks Braut? Das hast du gewagt, Elender, so lange ich noch lebe?"

Der Baron raffte sich auf, riß des Försters Couteau von der Wand, und stürzte auf ihn zu. Theodor unterlief ihn, riß ihm das Jagdmesser aus der Hand, erhob es, und rief: „Bösewicht! du verdienst nicht zu leben!" Alles schrie vor Entsetzen auf. Theodor ließ das Messer sinken, legte die eine Hand an die Stirn, blieb so, wie nachdenkend, einige Augenblicke stehen, und sagte dann seufzend: „meines Freundes Braut! Sie mußte

ich retten!" Jetzt sagte Marie fragend: Herr Theodor?

„Ja!" sagte er noch trauriger. „Aber ich habe Sie gerettet! rief er auf einmal; und das Gefühl dieser reinen Freude soll kein Schmerz vermindern. Ich bitte Sie um Ihren Nahmen." — Marie Gobel. — Jetzt wendete er sich an den Baron, der in stummer Verzweiflung da stand. „Herr Baron, ich wünschte, Sie fühlten, daß ich so handeln mußte." — Der Baron sah schnell auf, warf einen scharfen Blick auf ihn, und sagte: ich fühle die Qualen einer hoffnungslosen Liebe; aber ich schwöre Ihnen: auch Sie sollen diese Qualen fühlen! — Theodor trat auf ihn zu, und sagte sanft: „ist es möglich, Herr von Raubehn!" — Der Baron blickte ihn verachtend an, und sah dann wieder zu Boden. Theodor rief: „und wenn das in Ihrer Gewalt stände; dennoch würde ich es nie bereuen, so gehandelt zu haben, dennoch sollten Sie meine Gefühle beneiden. Allein was stände denn in Ihrer Gewalt? Sie können nur drohen. Leben Sie wohl." — Er verließ mit Marien das Zimmer.

Der Baron befahl mit ein Paar schneidenden Worten den Wagen, warf sich hinein, und fuhr Tag und Nacht, um nur Geld aus Lobenstein zu holen, und dann über den Rhein oder den Ka-

nal zu gehen, damit er das Gefühl seiner Schande vergässe.

Theodor ging mit Marien, die jetzt zutraulich seinen Arm faßte, durch den Wald, und nach zehn oder zwölf Minuten stand sie mit ihm vor Graßdorf, wohin sie ein breiter gebahnter Weg geführt hatte. O, sagte Marie, als das Dorf auf einmal vor ihr lag; so nahe war ich meiner Rettung! Welch ein Kind bin ich gewesen! Jetzt schäme ich mich vor mir selbst. — Sie mußte noch eine Stunde weiter mit ihm gehen, nach einem Dorfe, wo er wohnte. Unterweges erzählte sie ihm ihre Liebe zu Senk, und die Entführungsgeschichte. Er unterbrach sie mehr als Einmal: aber warum entdeckten Sie Sich denn Niemanden? Jeder Mensch würde sie gerettet haben. Zuletzt sagte er ihr noch, daß eine Frau, (eben die, mit der Marie gesprochen hatte) die Veranlassung zu ihrer Rettung gewesen sey. Diese Frau hatte, aber sehr undeutlich und verwirrt, von einem Mädchen gesprochen, das sie um Hülfe gebeten habe. Das Gerücht war zu Theodorn gekommen. Er hatte die Frau selbst ausgefragt, und sich Marien beschreiben lassen, daher er sie denn gleich bei dem Eintritt in des Försters Zimmer erkannte.

Marie ging schweigend, und zuweilen seufzend, neben Theodor her. Also meinen Sie, fragte sie

endlich, jeder Mensch, an den ich mich gewendet hätte, würde mir geholfen haben? — „Jeder,“ antwortete Theodor. „Sie kannten nur die Welt nicht. Es ist kaum möglich, daß man in Deutschland jemanden gegen seinen Willen entführen kann. Ich war ungewiß, ob ich mich Ihrer annehmen sollte, als die Bauerfrau mir erzählte, Sie wären allein gewesen. Warum ist sie denn nicht mitgegangen? dachte ich. Indeß wollte ich doch sehen.“

Marie schwieg wieder eine Weile; dann fragte sie auf einmal: sind denn die Menschen wirklich so gut? — „Wie meinen Sie das?“ — Sie gestand ihm, daß sie sich die Welt als eine Mördergrube dächte. Er lächelte, und stellte ihr vor, daß sie sogar bei dieser Entführung gute Menschen kennen gelernt hätte; den alten Förster, und die Frau, welche Veranlassung zu ihrer Rettung geworden wäre. „Selbst der Baron,“ setzte er hinzu, „ist nicht so böse, als er scheint. Sie, liebes unschuldiges Mädchen, waren so gänzlich in seiner Gewalt; und er hat das nicht gemißbraucht. Wäre er ein solcher Teufel, wie Sie glauben: wer weiß, ob Sie dann jetzt so ruhig lächelnd neben mir gehen könnten!“

Marie merkte nun auf einmal, daß auch der fromme Christ ein wenig Weltkenntniß braucht, und daß es eben so schlimm ist, zu grosses Ver-

trauen in alle Menschen zu setzen, als gar nichts Gutes von ihnen zu erwarten. Unter beständigem Nachdenken über das Unrecht, das sie der Welt bisher in ihrem Herzen gethan hatte, kam sie endlich mit Theodor an dessen Wohnort, ein freündliches Dörfchen in einer schönen Gegend des Gebirges. Er führte sie bei einem Bergwasser weg, bis an das andre Ende des Dorfes, und dann durch ein Wäldchen von hochgezogenen Weiden in einen kleinen Garten, der, ausser Fleiß, auch vielen Sinn für Schönheit verrieth. Nun ging er auf ein von Linden beschattetes kleines Haus zu, dem man es schon von aussen ansah, daß andere Menschen als Bauern darin wohnten. Er öffnete ein Zimmer, und Marie stand auf einmal vor einer sehr schönen Familie. Indem er sie auf die Hausmutter zuführte, sagte er: „das ist die Unglückliche, die Ihnen so viele Sorge gemacht hat. Ich habe noch mehr gefunden, als ich hoffte: die Braut meines einzigen Freundes."

Eine Frau von mittleren Jahren mit einem sanften und noch schönen Gesichte, küßte Marien, und sagte mit theilnehmendem Lächeln einige Worte, die ihr des Mädchens Herz sogleich gewannen. Es waren fünf Kinder in dem Zimmer, von achtzehn bis zu sieben Jahren, die sich mit frohen Blicken an Theodorn drängten. Er erzählte die Hauptsache, und Marie wurde nun ganz so liebevoll behandelt, als ob sie mit zu der Familie gehörte.

Noch am Abend, als Theodor ihr sagte, daß er sie, sobald sie es wünsche, nach Lobenstein zurückbringen wolle, gestand sie ihm, er habe sie zu einer Familie von Engeln gebracht. „Nicht wahr?" sagte Theodor thriumphirend. „Doch nein! nur zu guten Menschen, wie Alle es seyn könnten."

Theodor wohnte nicht in diesem Hause; er ging am Abend spät nach seiner Wohnung. Man brachte Marien auf ein Zimmer, wo sie diese Nacht mit Wilhelminen, der ältesten Tochter, die sich sogleich an die neue Freundin angeschlossen hatte, ihr Bett theilen sollte. Sie konnte nicht schlafen, und beide Mädchen plauderten bis um Mitternacht, natürlicher Weise von ihren Beschäftigungen. Wilhelmine erzählte von ihren Geschwistern, von der innigen Liebe der ganzen Familie zu einander, und von dem Guten, das ihre Eltern durch Wohlthaten, am meisten aber durch das Beispiel ihrer Tugenden, in dem Dorfe gestiftet hätten. Marie dachte wieder, wenn sie es auch nicht sagte: das sind Engel, und keine Menschen! Am folgenden Morgen, als die Familie beisammen, und Marie mitten unter ihr war, redete der Vater, auf Veranlassung einer Frage, die eins von den Kindern an ihn that, etwas feierlich von den Freuden der Wohlthätigkeit, des Fleisses, der Eintracht, und von dem Familienglücke. Wenn nicht die Kinder sich mit in das Gespräch gemischt hätten, so würde Marie den

Vortrag für eine Art von Morgenandacht gehalten haben. Sie sagte leise zu ihrer Freundin: ich möchte Ihren Vater wohl einmal beten sehen! Wilhelmine antwortete lächelnd: ein solches Gespräch ist täglich unser Morgengebet. Die zweite Tochter trat nun an ein Klavier, und sang langsam mit ihrer schönen Stimme ein Paar Strophen, welche Alle leise wiederholten. So frei, so rein andächtig hatte Marie ihr Herz nie gehoben gefühlt, als an diesem Morgen! Sie ging, als Wilhelmine Haushaltungsgeschäfte besorgen mußte, in den Garten, und stellte Betrachtungen über die Familie an. Daß alle ihre Mitglieder fromm waren, mußte sie zugestehen; und doch unterschied sich diese Frömmigkeit gänzlich von ihrer eignen. Der Vater hatte wohl von Gottes Güte geredet, aber gleichsam nur im Vorbeigehn; weit mehr von den Menschen, von ihrem Thun und Lassen, ihrer Thorheit, und den heftigen Leidenschaften, die ihren Geist verblenden. Nachdenken und gute Handlungen gab er als die wahren Mittel an, seinen Charakter zu verbessern, oder, wie man es sonst nenne, „sich zu bekehren." Marie wurde irre; sie war andächtig gewesen, und hatte doch nicht gebetet. Den Tag über sah sie die Menschen handeln, und dachte wohl hundertmal: es sind Engel! wahre Engel!

Am folgenden Morgen betraf das Gespräch einen andern moralischen Gegenstand. Der Vater

kam auf den Tod, und sagte über ihn und über die Hoffnung der Unsterblichkeit, ohne sich der Bibelsprache zu bedienen, so viel Erhabnes, daß Marien Thränen in den Augen standen. Sie dachte unaufhörlich nach, und fing nun an sehr deutlich zu fühlen, daß man noch auf andre Art fromm seyn könne, als sie und ihre Tante. Einmal hörte sie Herrn Sommer, (so nannte sich der Vater) sogar sagen: ein heiteres, fröhliches Herz voll Unschuld sey das beste Opfer, das der Mensch seinem Schöpfer bringen könne. Das war ihr doch allzu viel. Sie faßte Muth, den edeln Mann zu fragen, wie er das meine. Herr Sommer, der ihre Begriffe von der Frömmigkeit schon durch Wilhelminen kannte, ging mit ihr den Garten auf und nieder, belehrte sie, und begegnete allen Einwürfen gegen heitere Frömmigkeit, die sie gern gemacht hätte. Sie dachte nach, fragte wieder, und fand zuletzt, Gott könne doch wohl sein frohes, glückliches Geschöpf nicht hassen. Auf einmal brach sie von diesem Gespräche ab, und sagte, was sie gewiß keinem andern Menschen anvertrauet haben würde: das Gefühl der Liebe zu ihrem Bräutigam habe sie Anfangs sehr geängstigt. Herr Sommer lächelte, und Marie verließ ihn, über ihre Leidenschaft und über ihre natürliche Heiterkeit beruhigt.

Endlich mußte sie mit Theodorn nach Lobenstein abreisen. Sie trennte sich ungern von dieser

Familie, die ihr in wenigen Wochen so theuer geworden war; aber sie reiste ja den Umarmungen der Liebe entgegen. Nach wenigen Tagen (Theodor reiste auch die Nacht durch) war Marie wieder in Lobenstein, und — was mit einer Entführten wohl selten der Fall seyn mag — besser, frömmer, und klüger, als sie es verlassen hatte.

Der junge Senk konnte nicht aufhören, Marien zu betrachten, die jetzt endlich einmal nach der Mode und sehr geschmackvoll gekleidet war, wogegen sie sich vorher, als gegen weltliche Eitelkeit, immer sperrte. Sobald er sie unter vier Augen sprach, bemerkte er auch, daß jetzt ein freierer Geist sie belebte, und daß ihr Abentheuer eine grosse und sehr nützliche Wirkung auf sie gethan hatte. Theodor drang nun darauf, daß August und Marie schleunig getrauet werden sollten; denn er konnte nur noch einige Tage bleiben, da sein Urlaub bald abgelaufen war.

Der alte Gobel freuete sich sehr, als er seine Tochter wieder sah, noch mehr aber, als Lindner erklärte, daß er die Hochzeit in seinem Hause ausrichten wolle. In dem Tumulte von Freude und von Erwartungen hatte bisher Niemand an Theodors Verhältniß mit Heloisen gedacht, den jungen Senk ausgenommen. Wirst du sie sehen? fragte dieser. Theodor antwortete nur mit einem wehmüthigen Achselzucken.

Der glückliche Tag der Trauung kam. Theodor hatte alles Andre vergessen, und lebte nur in dem Glücke seines Freundes. Dem alten Lindner gab er noch über seine Uniform Auskunft, doch ohne sich deutlich zu erklären, wie er dazu gekommen sey. „Ich lege sie bald wieder ab, mein Vater," sagte er. „Herr Schall meinte, ein junger Mensch müsse Alles versuchen, wozu sich Gelegenheit darbiete. Das Jahr, das ich im Dienst gewesen bin, hat mir viel genutzt. Ich habe mich nicht vor Menschen, wohl aber vor der Ordnung im Staate beugen lernen; und das, lieber guter Vater, ist gewiß etwas werth. Wir sind dem Schicksal subordinirt; es ist gut, wenn wir uns bei Zeiten an die Subordination gewöhnen."

Als die Frau von Raubahn hörte, daß Theodor Marien wiedergebracht hatte, erschrack sie, und war zugleich froh. Jetzt konnte sie ihres Sohnes bedeutende Worte an Heloisen erklären. Sie suchte eine Gelegenheit, ihren ehemaligen Liebling zu sprechen, bekam sie zufälliger Weise, und fragte nach dem Zusammenhange von Mariens Begebenheit. Theodor erzählte ihr, und in so milden Ausdrücken als möglich. Sie schien sich über seine Uniform zu wundern, und es unbegreiflich zu finden, wie ein Mensch ohne Nahmen und ohne Protektion habe Officier werden können. Theodor erklärte sich hierüber nur

sehr räthselhaft, versicherte aber auf sein Wort, daß er berechtigt sey, die Uniform zu tragen.

Die Baronin fürchtete, daß ihre Tochter den Jüngling zu sehen bekommen möchte, der jetzt so schön wie ein Apollo, und dessen Benehmen frei und edel, obgleich gütig und sanft, war. Sie beobachtete Heloisen Tag und Nacht. Diese merkte es, und sagte lächelnd: Mutter, er versprach Ihnen, mich ohne Ihren Willen nicht wieder zu sehen. Was haben Sie für Ursache, ihm nicht zu trauen? — Die Baronin wurde aber nicht eher ruhig, als bis er Lobenstein wieder verlassen hatte.

Er reiste am Morgen nach der Hochzeit seines Freundes ab. Als er dem Schlosse nahe kam, seufzte er; es dünkte ihn, als sähe Heloise aus dem Fenster. Sie war wirklich da, und wehete ihm mit ihrem Tuche Lebewohl zu. Er verbeugte sich tief, und sprengte dann in vollem Galopp hinter die Hügel, die ihm seine Geliebte verbargen.

Finster, schwermüthig, ritt er der Strasse nach; denn noch immer war das Geheimniß seiner Geburt nicht entdeckt. Schall hatte ihm einige Briefe geschrieben, die seine Sorgen nur vermehrten; es hieß darin: er reise umher, suche unaufhörlich, und verzweifle zu finden, was er suche.

Theodor vermuthete: seine Mutter. Doch wie nahe er Herrn Schall anginge, wer dieser wäre, ob sein Vater, wie er zuweilen mit fröhlicher Hoffnung dachte: das blieb ihm völlig dunkel. Daß er an Geburtsrange Heloisen gleich wäre, wußte er durch Schall, und hatte es auch in Dresden gesehen. Wie hätte man sonst auf den Gedanken kommen können, ihn als Officier anzustellen? Wie würde Schalls Freund in Dresden, dem er empfohlen war, ihn sonst in die Gesellschaften des Adels eingeführt haben? — Jetzt hoffte er, endlich den Schleier von diesen Geheimnissen fallen zu sehen: denn Schall hatte versprochen, ihn in Dresden zu besuchen; und eben die Sehnsucht nach ihm war es, die ihn noch früher, als es nöthig gewesen wäre, wieder aus Lobenstein weg trieb.

Schall kam in der bestimmten Zeit nach Dresden. Er und Theodor umarmten einander traurig und schweigend; denn Theodor las in dem ernsten Gesichte seines väterlichen Freundes, daß er nicht gefunden hatte, was er suchte. Auch hier behielt Schall sein Incognito bei. Er sah seinen Freund, einen ehrwürdigen Greis, den General von L**, nur verstohlen, und lebte mit Theodor, dessen feine Bildung ihn übrigens zu freuen schien, ganz einsam.

Die grosse Zärtlichkeit, die er gegen den Jüng-

ling äusserte, bestärkte diesen noch mehr in der Vermuthung, daß Schall sein Vater wäre. In einer Minute der zartesten und schönsten Empfindung, warf Theodor sich an seine Brust, und sagte mit hervorrinnenden Thränen: „sind Sie mein Vater, so nennen Sie mich Sohn! nur Einmal Sohn! Lassen Sie Ungewißheit nicht ewig die Marter meines Lebens seyn. O, soll ich denn nie des schönsten Gefühles in der Natur froh werden?" Schall drückte ihn an sein Herz, und sagte leise: mein Sohn! mein Sohn! — Ernst setzte er hinzu: das Glück, deine Eltern zu kennen, raubte ich dir! ich! und dennoch bist du mein Sohn!

Theodor sah ihn starr an, faßte zärtlich seine Hand, und fragte noch einmal: sind Sie mein Vater? — Jetzt widerstand der alte Mann nicht länger. Deine Mutter, sagte er, ist meine Tochter. Du bist mein Enkel. Ich bin ein Graf Steinthal.

„Oheim der Frau von Raubahn?" fragte Theodor in froher Erwartung.

Eben der, mein Sohn.

„Meine Mutter hieß Julie?"

Ja. Woher weißt du ihren Nahmen?

„O, sehen Sie," rief Theodor mit begeisterten Blicken — „sehen Sie, wie der Segen der Natur schon in dem Worte Mutter liegt! Meine Mutter gab mir das Glück meines Lebens, ehe sie mich kannte: sie gab mir Heloisens Herz."

Theodor erzählte, welche Wirkung der Brief seiner Mutter auf Heloisen gethan hatte. Kann denn, sagte Schall, in sich versunken und schwermüthig, keine Reue das fortrollende Rad der Folgen aufhalten? Ich möchte dem Gewebe meiner Thorheit lieber nicht nachspüren! O Gott! leitet mich dieser ewig fortlaufende Faden Einer Härte, Einer Grausamkeit zu einem Abgrunde, aus dem meine Reue nicht retten kann; so laß mich sterben, ehe ich sehe, wohin er mich führt! Und ist es meine Strafe, muß ich an diesem Faden fortgehen; o, so laß mich Elend, laß mich Thränen finden, nur keine Verbrechen! . . . Theodor! sagte er zitternd: was kann aus deiner Mutter geworden seyn, die meine Härte in die Welt stieß! Werde ich sie endlich wiederfinden? und wie werde ich sie finden! O, mein Sohn! wenn wir sie fänden, wenn sie . . . und du, der du mich liebst, du blicktest . . . ich müßte Vorwürfe in deinen Augen lesen, du . . . — Theodor sank in seine Arme, und küßte die übrigen Worte von seinen Lippen weg. Doch hatte sich auch eine ernste, kummervolle Empfindung seines Herzens bemächtigt. Er sah jetzt, wie fürchterlich die Wirkungen Eines Ver-

Vergehens werden können; und der Gedanke, der feste Entschluß, nie von der Tugend zu weichen, stieg flammend in seiner Seele auf. Das schwor er sich bei den Thränen seines Großvaters. Woran denkst du? fragte Schall, als er das flammende Auge seines Enkels sah.

„An die Folgen Ihrer Handlung, mein Vater. Diese Stunde hat den Keim jedes Lasters in meiner Seele zerstört. Ich werde tugendhaft seyn. Sie können am Ende Ihres Weges Elend, Thränen finden; doch an dem reinen Herzen Ihres Enkels sollen Sie wieder heiter werden. Vater, von jetzt an will ich nur für Ihre Ruhe leben; alle Tugenden, die ich mir erwerbe, sollen Ihnen gehören." — Da standen der Greis und der Jüngling, fest an einander gedrückt, die Herzen voll Liebe, voll grosser Entschlüsse, sprachlos, über die Erde erhoben, mit Empfindungen, welche nur die Ewigkeit giebt, und deren Werth keine Worte ausdrükken, nur Thränen, wunderbar süsse Thränen, andeuten. Diese Empfindungen geben dem Herzen die Ruhe wieder, und machen die Reue zu einer Wollust, zu der schönsten Tugend. — Schall richtete seine Augen lächelnd und ruhig zu den Wolken. Er ging, um sich zu erholen, in ein andres Zimmer; dann kam er zurück, und erzählte Theodorn die unglückliche Geschichte seiner Tochter.

Zwischen den beiden gräflichen Familien Stein=

thal und Burgau herrschte seit langer Zeit eine Feindschaft, an der alle Mitglieder der beiden Häuser sehr thätigen Antheil nahmen. Die Lage ihrer Güter (sie waren Nachbaren) und eine lange Reihe von Jahren machten die Feindschaft immer grösser; denn hundertjährige Prozesse über gegenseitige Ansprüche schwebten vor dem Reichskammergerichte. Beide Familien waren die reichsten, edelsten in der ganzen Gegend; so wurde die Feindschaft durch die Grösse der Partheien, die sie unter dem Adel hatten, und durch ganz fremde Beleidigungen ihrer Anhänger vermehrt. Sie schienen beide zu sonst nichts in der Welt zu seyn, als einander das Leben recht bitter zu machen.

Schalls Vater, ein schwacher kränklicher Mann, wurde von einem Grafen Burgau öffentlich und schwer beleidigt. Da es ihm unmöglich war, sich zu rächen, so zog ihm der Verdruß darüber eine Krankheit zu, die sein Leben endigte. Schall und der Vater der Baronin von Raubahn, damals noch Knaben, liebten ihren Vater mit der größten Zärtlichkeit. Ein Burgau hatte ihn getödtet, und sie schworen an seinem Sarge allen Burgauen unversöhnlichen Haß und Rache. Die kleinen Gränzneckereien dauerten unaufhörlich fort, und man entflammte den Haß der beiden Brüder immer stärker. Bei Schall wurde dieser Haß am Ende unbegränzt. Er lernte als Jüngling ein Mädchen kennen, und liebte es unbeschreiblich. Sie gehörte

zu einer Familie, die mit den Burgauen in Verbindung stand; daher kämpfte er lange mit seiner Leidenschaft, für die er so wenig Hoffnung sah. Doch endlich hatte er die Liebe des theuren Mädchens gewonnen. Seine Hoffnung wuchs; als er aber beinahe den Gipfel des Glückes erreicht hatte, stiessen die Burgauen ihn auf eine hämische Weise wieder herunter. Man zwang seine Geliebte, ihre Hand einem Burgau zu geben. Die Familie ihres nunmehrigen Mannes quälte sie so lange, daß sie die Steinthale hassen sollte, bis sie endlich unter der Härte und ihrem Gram erlag. Sie starb, und die Burgaue verhöhnten sie noch nach ihrem Tode, weil sie mit dem Geständnisse, daß sie Steinthalen geliebt habe, ihre letzten Stunden erheiterte.

Schalls brennender Schmerz, der ihn hätte wahnsinnig machen können, war der Triumph der Burgaue. Der edle junge Mann hatte vorher die Hoffnung genährt, eben durch die Verbindung mit seiner Geliebten den alten Haß der beiden Familien zu ersticken; doch seine Schritte zur Versöhnung waren mit bitterm Hohne als Beweise von Feigheit aufgenommen worden. Jetzt entflammte sich der Haß in seiner Brust mit neuer Gewalt, und die Burgaue liessen ihn nicht wieder erlöschen, da sie den unglücklichen jungen Mann sehr oft aufs neue kränkten. Er heirathete endlich, weil Familien-Verhältnisse es nöthig mach-

ten. Seine Gattin, die ihn über den Verlust seiner ersten Geliebten tröstete, starb einige Zeit nachher, als sie ihm Julie geboren hatte. Nun zog er sich mit seiner Tochter in die Einsamkeit zurück, um desto besser über ihre Erziehung wachen zu können. Liebe zu ihr, und Haß gegen die Burgaue, der sich in der Einsamkeit zwar milderte, aber doch noch immer ein entschiedener Widerwille blieb, waren seine einzigen Empfindungen. Er hatte die Welt gesehen; allein bei seinem Hange zur Einsamkeit liebte er sie nicht. In einer philosophischen Stille fand er das wahre Glück des Menschen; und für den Genuß dieser Stille erzog er auch seine Tochter. Selbst seinen Bruder sah er nur selten. Dieser erzog seine Tochter Amelie in dem Glanze des Reichthums, und lebte in steten Zerstreuungen. Die beiden Cousinen, welche fast von gleichem Alter waren, liebten einander, doch nur, weil sie nicht oft zusammen kamen.

Amelie machte mit ihrem Vater Reisen, auf denen sie ein witziger Franzose mit der damals beliebten Weltphilosophie begleitete. Julie wurde von ihrem Vater, und bis zu ihrem funfzehnten Jahre von einem Deutschen Gelehrten, unterrichtet. Das Unglück hatte Schalls Seelenkräfte gehoben und begeistert. Diese Begeisterung für Tugend, Liebe und Ewigkeit goß er in das Herz seiner Tochter; und da er jetzt in seiner tiefen Einsamkeit weniger von dem Hasse der Burgaue zu leiden

hatte, so kam diese Empfindung auch nicht in Juliens Seele. Sie haßte die Bosheit der Burgaue, die ihrem Großvater das Leben, und ihrem Vater seine Geliebte gekostet hatte; aber nicht die Burgaue. Julie liebte alle Menschen; ihr Herz war nur zu Wohlwollen geschaffen und gebildet.

Unter ihres Vaters Erzählungen von seiner unglücklichen Liebe, und von seiner nachherigen Ehe mit einem edlen Weibe war in ihrer Brust schon früh der Wunsch nach Liebe entstanden, und mit einer Stärke, einer Reinheit, die ihr nur Tugend und ihre begeisternde Erziehung geben konnten. Sie sah eine Menge Jünglinge, die das Gerücht von ihrer Schönheit und ihrem Reichthum zu ihr führte, und von denen ihr Vater einige sogar mit Güte aufnahm; doch Julie war bei aller Weichheit ihres Herzens auch gewohnt zu beobachten und ihre Empfindungen vor den Richterstuhl des Nachdenkens zu ziehen. Sie liebte schon längst: — das Ideal eines edlen Mannes, welches in ihrer schönen Seele lag, ein Bild in ihrer eignen schönen Seele. Wie immer, entdeckte sie sich auch jetzt ihrem Vater ganz offen; und er konnte die Wünsche ihres reinen Herzens nicht tadeln. Wähle, mein Kind, sagte er; und Gott mache dich glücklich!

Julie wählte. Ihr Vater war auf einige Tage mit ihr nach Stuttgardt gereist, wo einige Hof-

feste, unter andern eine Redoute, gegeben wurden. Ein junger Mann von hoher edler Gestalt trat zu ihr, und foderte sie zum Tanz auf. Sie gab ihm die Hand, und klagte dabei über die grosse Hitze. Der junge Mann tanzte mit ihr hinunter; dann bot er ihr mit ein Paar artigen Worten den Arm zu einer Promenade auf dem Saale. Sie sah deutlich, daß er aufhörte, weil sie über die Hitze geklagt hatte. Er führte sie in einen Nebensaal, wo man spielte. Seine Unterhaltung war fein, und bestand nicht in den gewöhnlichen Complimenten, womit die meisten jungen Männer hübsche Mädchen am besten zu unterhalten glauben. Ein Vorübergehender sagte zu ihm: in diesem Saale demaskirt sich jeder Chapeau. Juliens Begleiter faßte an die Maske, und sie war in der That neugierig, wie der Mann aussähe, der sie so gut und mit einer so rührenden Stimme unterhielt. Er nahm im Fortsprechen die Maske ab, und Julie sah ein sehr edles, blühendes Gesicht, mit einem Zuge von sanfter Weichheit. „Es ist wunderbar," sagte er in diesem Augenblicke, sehr angenehm lächelnd: „mich dünkt, als ob ich Ihnen jetzt, da ich die Maske abnehme, fremder würde. Ich liebe keine Art der Verstellung . . ." — In der That, sie ziemt einem Manne nicht. — „Wie keinem Menschen. Doch dies Unbekanntseyn, die Unsichtbarkeit gleichsam, welche eine Maske giebt, zerstört die Verschanzungen der Form, der Etikette, die den Menschen umgeben. Ich glaube, daß hier

Menschen sind, die sich nur in der Maske als Menschen fühlen. Lächeln Sie nicht darüber! es ist wirklich etwas Wahres daran. Ich hätte Ihnen, dünkt mich, alle Geheimnisse meines Herzens sagen können, so lange ich die Maske vorhatte. Sie waren mir so lange gleichsam eine Schwester, die ich heute zum ersten Male sah. Man ist so, mehr Mensch! Ich könnte sagen: ein böser Mensch ist in der Maske noch böser, ein guter in ihr noch tugendhafter. Eben so, dünkt mich, müßte einem in einem ganz fremden Lande seyn, wo man von Niemand gekannt würde. Der Gute und der Böse ist da, was er ist, in noch höherem Grade.

Dies war der Anfang eines Gespräches, das Julie sehr gern fortsetzte, und wobei sie nicht mehr an das Tanzen dachte. Nach dem Balle wurde ein Feuerwerk gegeben. Ein Verwandter von Julien, ihr Führer, sah sie an dem Arme eines Mannes in einem angelegentlichen Gespräche. Er zeigte sich ihr zwar, als man in den Garten hinunter gehen wollte; da sie aber fortsprach, so sagte er ihr nur: ich werde Sie auf der Terrasse wieder finden; und ging nach einer Verbeugung. Sie wendete sich schnell an den Unbekannten: Vielleicht haben Sie eine Dame? Er antwortete: „nein! ich bin hier so gut wie fremd." Auch ich, sagte Julie, und ließ sich nun von ihm in den Garten führen.

Auf der Terrasse war für den Hof ein Gerüst gebauet, das aber nicht alle dazu gehörigen Personen und die eingeladenen Gäste faßte. Juliens Begleiter fand es, als sie kam, schon besetzt; und nun that er ihr den Vorschlag, in den Garten selbst zu gehen, wo Mehrere vom Hofe sich Plätze wählten. Ein Gedränge von Menschen trieb sie ab. „Lieben Sie das Schauspiel," sagte der Unbekannte, „so verschaffe ich Ihnen wohl noch einen Platz auf dem Gerüste. Hier werden Sie gar nichts sehen; und in das Gewühl möchte ich Sie nicht gern führen."

Julie war in Verlegenheit. Wo aber fragte sie, bleiben wir? Das Feuerwerk entbehre ich gern. — „Dann" sagte der Fremde, „will ich Ihnen . . . Aber Sie kennen den Garten wohl schon?" — Nein, antwortete Julie; und er führte sie nun aus dem Gedränge in eine nahe Allee. Hier waren sie Beide ganz allein, und fingen ein Gespräch über das Gewühl der Menschen an. „Mich ergötzt es," sagte der Fremde, „weil es mir fast neu ist. Es rührt mich auch; und wäre ich ein Fürst, ich würde bei einer solchen Gelegenheit mehr für die Bequemlichkeit des Volkes, als des Hofes sorgen. Alles hat hier nur den Einen Wunsch: zu sehen. Was für Sorgen mag dieser Wunsch heute nicht zerstreuen, wie viele Thränen trocknen, welches Elend wenigstens auf einige Stunden in Vergessenheit bringen! Es mögen Tausende von

Bekümmerten hier seyn; aber so lange die Raketen steigen, so lange die Sonnen sich glühend drehen, schweigt ihr Kummer. Ich möchte hier um keinen Preis einen Bettler von seinem Platze verdringen, und wäre mir auch ein Feuerwerk ganz etwas Neues. Er ist ein Mensch, und hat ein Herz, wie ich: ein Herz, an dem vielleicht der Gram, die Noth schon Jahre lang gezehret haben."

Dies alles sagte Juliens Begleiter in rührenden Tönen. Sie hörte, daß er bei diesen Vorstellungen warm wurde, und fühlte sich bewegt. Unter diesem Gespräche kam sie mit ihm an das Ende der Allee, und zu einem Wasserstücke, worin sich die flammenden Raketen und Schwärmer spiegelten, die man hier nur über die Bäume hinaussteigen sah. Beide setzten sich, und betrachteten den Widerschein des Feuers, und das Bild des Himmels mit seinen tausend Sternen, in dem Spiegel des glatten Sees. Sie schwiegen, ohne lange Weile zu haben. Auf einmal sprang der Fremde auf, und sagte: „es wird hier kühl. Verzeihen Sie! Ich vergaß, daß ich eine Dame führe. Hier am Wasser . . .! so spät!" Das sagte er eilig, in Verwirrung. Julie erwiederte ruhig: seyn Sie ohne Sorgen. Ich bin in der Natur, auf dem Lande erzogen, und bringe fast alle Abende an einem schönen Teiche zu. Es ist mir hier, als wäre ich zu Hause. — „Aber dennoch," sagte er

ihr die Hand bietend, „dächte ich, wir gingen. Man könnte Sie vermissen und suchen.“ Sein Ton verrieth Verlegenheit; und in dem Augenblicke fiel auch Julien ein, daß sie hier mit einem jungen Manne ganz allein saß. Sie stand auf, und ging schnell mit ihm in die Allee zurück. Er bemerkte leicht, daß sie ängstlich geworden war, und sagte bescheiden: „Verzeihen Sie mir meine Unachtsamkeit. Ich vergesse an einem schönen Abende so leicht, was ich nicht vergessen sollte!“ Julie sagte, wie scherzend, um ihre Verlegenheit zu verbergen: da haben Sie noch ein Zutrauen, das uns vielleicht die Maske gegeben hat! —

Sie trafen in der Allee mehrere Spaziergänger, die keinen bequemen Platz hatten bekommen können, und die jetzt, so oft eine Rakete stieg, beklagten, daß sich das Volk überall zudrängen dürfe.

Hören Sie? sagte Julie. Das klingt anders! — „Ich glaube,“ erwiederte ihr Begleiter scherzhaft, „die sind unter lauter Kunstfeuern erzogen, nicht, wie wir, am Busen der gütigen, Alles beseligenden Natur, nicht an Ihrem Teiche, in welchem der Alles deckende und segnende Himmel mit seinen tausenden Sternen sich spiegelt. . . . O, ich weiß, setzte er rasch hinzu, was Sie denken, wenn Sie an Ihrem Teiche sitzen.“

Und was? fragte Julie.

„Sie möchten Sich hinein stürzen in die reine Fluth, in den Himmel, und alle Sterne an ihr Herz voll Segens drücken. Sie möchten von Sonne zu Sonne fliegen, und rufen: ich liebe!"

Ja, sagte Julie bewegt; ich habe das oft gedacht! gerade das! Woher aber wissen Sie es?

„Weil auch ich auf dem Lande lebe, wie Sie, weil ich ein Herz habe, wie Sie, und einen schönen Teich, worin sich der Himmel spiegelt." — Julie fühlte ihr Herz bei diesen Worten pochen; und doch sagte sie, ablenkend: es ist so natürlich, das zu denken, daß ich glaube, jeder Mensch muß dasselbe denken. — „Jeder Mensch?" sagte der Fremde, stehen bleibend. „O, glauben Sie mir, es ist so selten, daß ich sagen möchte: wir Beiden sind vielleicht unter den Tausenden hier die Einzigen, die so denken." — Aber noch seltener, erwiederte Julie unschuldig unbesonnen, daß diese Beiden sich unter den Tausenden gerade finden mußten!

„Finden!" sagte er ernsthaft, und zog Juliens Hand an seine Lippen. „Finden!" sagte er noch einmal. „Und wenn dies auch der letzte Augenblick wäre, wo ich Sie sähe: ich würde Sie und diesen Abend nie vergessen. — Julie

bemerkte jetzt, welche Wendung sie dem Gespräche gegeben hatte. Sie wußte nichts zu sagen, und machte nur eine etwas ängstliche Bewegung. Er brach ab, und ging mit ihr weiter. Ganz schweigen konnte sie doch nicht; sie sagte mit sanfter Stimme: gute Menschen müssen einander nicht vergessen.

„Sie sollten es nicht," erwiederte er, „weil es so selten ist, daß sie einander finden. Und doch . . . Es giebt Augenblicke, in denen man nicht mehr auf der Erde leben möchte, um nur einem Menschen ohne Zögern, ohne Mißtrauen sagen zu dürfen, wie viel Grosses, wie viel Edles man von ihm hofft. Für mich ist dieser Augenblick jetzt da. Er war noch nie da, als seitdem ich Sie kenne." — Julie ließ den Kopf auf die Brust sinken. Sie fühlte ihre Wangen glühen, wußte gar nicht, was sie sagen sollte, und ging nur schneller. Beide waren jetzt einige Augenblicke verlegen. „Sie schweigen finster," hob der Unbekannte wieder an. „Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich nichts Anderes habe sagen wollen, als was auch der unschuldigste Geist von mir hören könnte. Unsre Seelen verstehen einander; aber zwischen unsern Herzen ist die kalte Scheidewand der Sitte, der Convenienz, und wir trennen uns am Ende, wie dieser Schwarm von Menschen. Ich meinte nur, daß kein Mensch

dem andern sagen darf: was könntest du mir, was könnte ich dir seyn! Verzeihen Sie mir."

Weswegen Verzeihung? sagte Julie sehr gütig. Ich fühle das, wie Sie. Aber es ist noch mehr zwischen den Herzen der Menschen, als Sie sagten: die Leichtigkeit, sich in ihnen zu irren. Wir hören von einem Andern dieselbe Empfindung ausdrücken, die wir haben; wer steht uns aber dafür, daß es nicht eine ganz andre Empfindung war, die ihn rührte? O, mein Herr, eine ganze Welt, das Grab, liegt zwischen den Herzen der Menschen. Nur jenseits dieser Erde wird Vertrauen das Glück des Herzens seyn; hier ist es oft nichts Anderes, als eine Aufopferung des Herzens. — „Nein!" sagte der Fremde feurig: „jetzt, da Sie mir das sagen, will ich um Ihr Vertrauen ringen. Wenn ein reines, schuldloses Herz; wenn der feste Entschluß, nie ein Menschenglück aufzuopfern, mein eigenes ausgenommen, im Falle daß eins aufgeopfert werden muß; wenn der Glaube an Tugend, an meine Tugend, an Ihre Tugend; wenn der Wunsch nach einer reinen, treuen, innigen Liebe, wie mein Herz sie selbst fühlen und geben würde — wenn das Alles Ihr Vertrauen verdienen kann! so werd' ich es erhalten." — Bei diesen Worten faßte er ihre Hand.

Juliens Herz schlug laut, und in ihrer Seele

hob sich das Vertrauen mächtig und mit Begeisterung. So, wie dieser Fremde, dachte sie selbst; er hatte nur ihre eignen Gedanken und Gefühle ausgesprochen. Es stieg eine Thräne in ihr Auge. Dieser Mann mußte edel, mußte das Ideal seyn, welches in ihrer Seele lag. Es giebt Augenblicke, sagte sie endlich, die uns berechtigen, aufrichtig zu seyn, in denen es schale Ziererei wäre, sich kalt zurückzuziehen. So eben sagten Sie, daß Sie um mein Vertrauen ringen wollen. Halb haben Sie es schon jetzt. Sie müssen auch das Vertrauen meines Vaters haben. Er ist ein sehr edler Mann. Ich verspreche Ihnen im voraus seine Freundschaft; ich verspreche sie Ihnen mit diesem Händedrucke.

„Und mit diesem Händedrucke binden Sie mich auf ewig an Sich, theures, holdes Mädchen. O, warum zweifelte ich je, daß es in diesem armen Leben Augenblicke geben könne, wie dieser, wo der Mensch zu dem Menschen, das Herz zu dem Herzen spricht, wo die Hülle aus Staub von dem Geiste abgefallen ist, und der Unsterbliche dem Unsterblichen sagen darf: ich liebe dich! ich liebe dich mit allen Gefühlen meiner Seele!" Bei diesen letzten Worten drückte er Juliens Hand auf sein hoch schlagendes Herz. Hingerissen von seinem begeisterten Entzücken, sagte Julie mit dem Accente der innigsten Zärtlichkeit: ja, es giebt solche Augenblicke. Mein Herz sagt mir, daß

dieser Augenblick . . . Edler Mann, irrt mein Herz nicht, das sich Ihnen öffnet, so werden uns diese Augenblicke nicht selten seyn! — „Sie müssen selten seyn, theures, heiliges Geschöpf!" sagte der Fremde hervorströmend, und dann abgebrochen; „sie sind zu heilig für das menschliche Leben; . . . sie würden der Tugend alles Verdienst nehmen; . . . sie sind zu selig für ein Herz von Staube; er würde unter der Wonne vergehen. Hier — er legte sanft einen Arm um Julien, und hob den andern zum Himmel auf — hier stehe ich; (ein sanftes Weinen erstickte seine Stimme) — du, ewige Liebe, siehst uns!"

O, sagte Julie bittend, Sie bewegen mich zu sehr! Lassen Sie uns gehen! Sie zog ihn fort in einen Haufen von Menschen, die sich herandrängten. In diesem Augenblicke sah sie ihren Verwandten, drückte dem Fremden die Hand, und sagte noch, schon im Begriff, ihn zu verlassen: mein Vater ist der Graf Steinthal auf Groß-Reichenbach. Jetzt eilte sie, zu ihrem Verwandten zu kommen. „Um Gottes willen! noch ein Wort!" hörte sie den Fremden sagen, und wendete sich nach ihm um. Aber ein Strom von Menschen drängte sich zwischen sie und ihn. Ihr Verwandter, der sie lange gesucht hatte, führte sie an die Kutsche. Ehe sie einstieg, sah sie, daß der geliebte Fremde sich noch einmal athemlos an sie heran zu drängen suchte. In seinem Gesichte,

dessen Mienen sie bei dem hellen Lichte der Fackeln deutlich erkennen konnte, las sie Bestürzung. Er schien ihr noch etwas sagen zu wollen; so eben hob man sie aber auf den Tritt des Wagens.

Zu Hause sank sie ihrem Vater in unaussprechlicher Bewegung an das Herz, und sagte, mit schönen Thränen in den Augen: „ich habe ihn gefunden, den mein Herz so lange, so sehnsuchtsvoll suchte! Ich habe Ihren Sohn gefunden, mein Vater, und bin glücklich!"

Julie, ich bitte dich, komm zu dir! Mein Kind, erhole dich! Wen hast du gefunden? Ich fürchte . . . —

„O, fürchten Sie nichts, mein Vater! Ich will ihn nicht wiedersehen, bis Sie entschieden haben. Entscheiden Sie gegen mein Herz — Doch nein, das darf ich nicht fürchten, Vater, wenn Sie mich lieben, wenn Sie Ihre Tochter in den Armen eines edlen Mannes glücklich sehen wollen.

Liebe Julie, du machst mich besorgt. In diesen wenigen Stunden hättest du . . .? Nein, so sorglos, so unbesonnen, wird meine Julie nicht handeln, vielleicht auf den blossen Anblick nur Einer edlen Handlung hin, ihr Glück, ihr Leben, ihre Tugend sogar, zu wagen.

„Ich

„Ich habe ihn gar nicht handeln sehen, nur eine Unterredung mit ihm gehabt. Auch deren hätte es nicht bedurft. Sagten Sie nicht selbst so oft: es giebt Menschen, auf deren Gestalt, auf deren Gesicht das Ebenbild Gottes leuchtend gedrückt ist? O, ich hätte ihn nur sehen dürfen!

Das habe ich gesagt, mein Kind. Aber ich setzte hinzu: aus dem Herzen dringt diese göttliche Gestalt hervor.

„Wohl denn, mein Vater! Sie werden ihn sehen.

Wann?

„Morgen."

Wie heißt er? . . . O, Julie, nach diesem schnellen, betäubenden Eindruck fürchtete ich . . .

„Fürchteten Sie? Die Tugend erkennt man leicht und schnell. Fürchteten Sie das?"

Ich fürchtete den Schein der Tugend, Julie! . . . Wie heißt er?

„Lieber Vater, er weiß meinen Nahmen; den seinigen werde ich morgen wohl erfahren."

Nicht einmal den Nahmen des Mannes, der mein Sohn werden soll, weißt du?

„Ist es denn der Nahme, der uns glücklich machen wird?"

Der Vater verlangte die näheren Umstände zu wissen. Julie hatte schon einige vergebliche Versuche gemacht, ihm die Begebenheit zu erzählen, wobei eigentlich gar nichts vorgefallen war. Jetzt suchte sie sich der ganzen Unterredung mit dem Fremden zu erinnern. „O Vater," sagte sie: „es ist schwer, ein Gespräch fest zu halten; aber den Geist, das Herz, woraus dieses floß, habe ich gefaßt. Lassen Sie mir nur Zeit!" — Sie gab ihm endlich fast die ganze Unterredung; und jetzt sah er wohl, warum die Wirkung auf sie so stark gewesen war. Als sie geendigt hatte, lächelte er, und fragte: könnte nicht allenfalls auch ein Bösewicht dasselbe gesagt haben, Julie?

„Unmöglich, mein Vater! Ein Bösewicht könnte dies Gespräch sogar auswendig lernen; er würde es dennoch weder mit diesem Geiste, noch mit diesen Worten halten. Wie könnte ein Bösewicht auch wissen, was in dem Herzen eines Tugendhaften vorgeht! und Alles, was dieser Mann sagte, lag lebendig in meiner Seele."

Dieser Mann! Es ist wirklich seltsam, daß

du einen Mann, den du zu lieben glaubst, nicht einmal zu nennen weißt.

„Also wenn ich nur sagen könnte: er heißt so oder so; dann machte me n Vater mir einen Vorwurf weniger! — Einen Nahmen hat er gewiß, mein Vater; davor bin ich unbesorgt."

Wüßte ich ihn, so könnte ich vielleicht noch heute Nachricht von ihm einziehen, ob es gleich schon spät ist.

„Das können Sie morgen. Sie sollen ihn nur erst sehen, erst sein Freund werden. Von seinen eigenen Lippen werden Sie erfahren, was Sie zu wissen verlangen."

Indeß, liebe Julie, wirst du mir erlauben, daß ich auch von andern Orten her, als von ein Paar rothen Lippen, Nachricht über ihn einziehe.

„O Vater, mein Vertrauen hat Sie böse gemacht. Ich will ihn nicht eher wieder sehen, als bis Sie es erlauben, und — (sie warf sich an seine Brust) — Sie erlauben es, Sie werden mich darum bitten." —

Am folgenden Morgen erhielt Schall ein Billet ohne Unterschrift, worin ihn ein alter Freund ersuchte, auf ein Paar Worte in das Wirthshaus,

auf das und das Zimmer zu kommen. Julie versprach, ihren Geliebten aufzuhalten, wenn er käme, und bat ihren Vater, ja nicht lange auszubleiben. Schall ging in das Wirthshaus, fragte nach dem in dem Billet bestimmten Zimmer, und fand einen sehr schönen jungen Mann vor sich stehen, der entschlossen, aber sehr artig, auf ihn zukam, und ihn bat, sich niederzusetzen.

„Ich suche vergebens einen Eingang, Herr Graf," fing der junge Mann in einer angenehmen Verwirrung an: „einen Eingang zu dem, was ich Ihnen sagen will. Ich habe Sie durch eine Unwahrheit hieher zu bringen gesucht; und sie war nöthig, wenn, wenn . . . Sie werden mir den Schritt verzeihen, wenn er unnöthig war." Schall heftete wohlwollende Blicke auf das schöne Gesicht des jungen Mannes, und fiel bald darauf, ob er nicht Juliens Geliebter ohne Nahmen seyn könnte. In der That, dachte er! dann muß ich ihr Recht geben. Hat auf irgend eines Menschen Gestalt die Tugend ihr Siegel gedrückt, so ist es dieser.

„Ein Zufall," fuhr der Andre fort, „führte mich gestern mit Ihrer Tochter zusammen."

Schall stand auf, und reichte dem jungen Manne die Hand. Herr, ich liebe meine Tochter mehr, als mein Leben. Die Begebenheit von ge-

stern weiß ich; und wenn Ihr Gesicht nicht lügt, so werden wir uns bald verständigen. Wozu bin ich hier?

„Ihre Tochter," hob der Fremde in grosser Bewegung wieder an . . . „Sie kennen die Begebenheit; aber ich wollte, Herr Graf, Sie wüßten auch, wie einzig der Gang unserer Empfindungen war. Ich sah Ihre Tochter, ohne sie zu kennen. Die himmlische Unschuld in ihrem Gesichte zog mich an, und ich . . ."

Mein Herr, ich weiß die Unterredung, die Sie mit meiner Tochter hatten.

„Eine Unterredung, die ich jetzt bereue. Aber verzeihen Sie dem vollen Herzen eines Jünglings, der zum ersten Male sah und hörte, was ihm des vollsten, des treusten Herzens so werth schien. Ihre Tochter wies den ungestümen Jüngling an den Vater. Ich erröthe jetzt, daß ich den gestern vergessen konnte; aber ich vergaß ihn."

Brav, daß Sie das sagen!

„Die Empfindung," fuhr der Fremde fort, „überraschte mein, und — vielleicht auch Ihrer Tochter Herz. Darum kam ich nicht zu Ihnen. Die Gefühle eines Augenblicks lassen sich, hoffe ich, von Ihrer Tochter vergessen. Können Sie

die Empfindung, in welcher der Abend, der Tanz, mein leidenschaftliches Gespräch, und — ich darf auch sagen, der Werth unserer Herzen uns versetzten — können Sie diese Empfindung nicht billigen, so war es besser, Herr Graf, daß Sie mich hier sprachen."

Hm! Hm! sagte Schall. Nicht übel! Reden Sie weiter.

„Ich habe nur Eine Frage an Sie zu thun, Herr Graf. Würden Sie Ihre Tochter einem Manne geben, der sie liebt, der kein Verbrechen auf seiner Seele hat, der von Laster rein ist, der nicht zu den schlechten Menschen gehört, der keine heiligere Pflicht kennen würde, als Ihre Tochter glücklich zu machen? Das ist Alles, was ich zu meinem Vortheile sagen kann."

Hm! das ist viel, sogar vor dem Richter unser Aller viel! wie sollte es nicht bei mir, dem Staube, viel seyn! Aber, wer sind Sie, mein Herr?

„Ein Mann, der nicht reich ist, indeß doch wohlhabend genug, eine Familie ohne Sorgen zu ernähren."

Ich habe grosses Vermögen. — Wie heissen Sie?

„An Range bin ich Ihrer Tochter so ziemlich gleich. Ein Edelmann, unabhängig, ein Mensch, der das Gute von Herzen will.“

Und Ihr Nahme?

„Lassen Sie mich noch einmal die Frage wiederholen: würden Sie einen solchen Mann, der Ihre Tochter von Herzen liebte, Sohn nennen wollen? vorausgesetzt, daß er Gegenliebe fände.“

Warum nicht? Wenn Sie ein ehrlicher Mann, und von Adel sind: warum nicht?

„Sie haben keine andre Bedingung? . . . Besinnen Sie Sich, Herr Graf. Ein edler Mann hält sein Wort; und daß Sie der sind, das sagt mir Ihr Gesicht und unser Gespräch. Also, was fodern Sie von dem Manne, der die Hand Ihrer Tochter erhalten soll?“

Er muß ein ehrlicher Mann, von Adel, und noch gänzlich frei seyn. Sonst weiß ich nichts.

„Das alles bin ich. Giebt es aber gewiß nichts weiter, woran Sie Anstoß nehmen könnten, Herr Graf? Ist Ihnen jeder solcher Mann, er heisse wie er wolle, gleich?“

Er heisse . . .? (Schall heftete seine Augen

ängstlich auf den Unbekannten.) Ich hoffe zu Gott, lieber junger Mann, Sie werden kein Burgau seyn!

„Und wenn ich es nun wäre?" sagte der Andre, ein wenig erblassend, aber dabei lächelnd. (Schall sprang auf.) „Würden Sie einem Burgau, der an dem Hasse seiner Verwandten nie Theil nahm, der nicht weiß, was Haß ist — würden Sie dem Ihre Tochter, auch wenn sie ihn liebte, durchaus verweigern?"

Durchaus! sagte Schall; durchaus! Nie wird ein Burgau . . , Sie sind, wenn es so ist, ein edler Mann: das Zeugniß gebe ich Ihnen. Sie sehen, daß ich gerecht bin. Ja, ich sage Ihnen, ich wünschte, Sie hätten nur diesen verhaßten Nahmen nicht: Sie sollten meine Julie haben.

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Graf?"

Mein letztes, unwiderrufliches Wort. Und — in der That, Sie hätten schon gestern an diese Unmöglichkeit denken sollen.

Burgau erwiederte mit Würde: „Unmöglich schien mir gestern nichts, was Tugend und Liebe dem Menschen geben können. Vor dem schönen, edlen Herzen Ihrer Tochter — wie hätte ich da an den Haß zweier Familien denken können! Ge-

rade das letzte Wort, das Sie mir sagte, war der Nahme Steinthal. Der Genius der Menschlichkeit vereinigte gestern die beiden feindlichen Nahmen. Sie, Herr Graf, zerreissen sie wieder. Ich habe nichts mehr zu sagen. Sie sehen jetzt, warum ich Sie nicht in Ihrer Wohnung sprechen konnte. Gestern war ich so unvorsichtig, an schöne Humanität, unabhängig von Vorurtheilen und Härte, zu glauben. Es ist billig, daß ich dafür büsse. Ihre Tochter wird mich erwarten. Sie können mein Ausbleiben, mein Verschwinden, nützen, wie Sie wollen, wie es Ihnen Ihr Haß gegen den Nahmen Burgau eingiebt. Ich hoffe, das Herz Ihrer Tochter wird sich bald wieder beruhigen." Er klingelte seinem Bedienten. „Ist gesattelt? Führe die Pferde sogleich vor! Wir reisen."

Schall stand betäubt da. Er hatte nicht den Muth, sein Auge zu dem jungen Manne zu erheben. Kennen Sie meine Geschichte? fing er endlich beschämt an. Die Burgaue brachten mich um meine Geliebte, und ermordeten sie; auch meinen Vater haben sie ermordet. Ueberlegen Sie selbst!

„Das thaten Menschen, die ich verachte. Dürfen Sie darum alle Menschen hassen, weil auch Nero und Caligula Menschen hiessen? Jene

Burgaue haßten Sie; hier steht ein Baurgau, der Sie lieben würde."

Nein. Es ist unmöglich! Sie sind ein edler Mann. Bei Gott! das sind Sie. Aber es ist unmöglich. Lassen Sie uns das als ein gemeinschaftliches Unglück betrachten, und es männlich tragen!

„Wenn Sie das über den Kummer Ihrer Tochter, und währte er auch nur einige Stunden, trösten kann, so sey es!" Das sagte Burgau erweicht; dann breitete er, von seinem Herzen überrascht, auf einmal beide Arme aus, und sagte mit zärtlicher Stimme: „mein Vater!" — Schall zitterte; er riß sich aber gewaltsam los, rief noch: Gott segne Sie! und verließ mit glühender Schamröthe auf den Wangen das Zimmer.

Noch konnte er seine Tochter nicht sehen. Er ging einige Strassen auf und ab, um erst mit sich selbst, und mit der Stimme in seinem Innern, die ihm sanfte, wehmüthige Vorwürfe machte, fertig zu werden. Schon jetzt empfand er Reue; er konnte sich das Edelmüthige in des jungen Mannes Betragen nicht verhehlen. Doch auf einmal fiel ihm ein, wie die Burgaue triumphiren, wie sie spotten und hohnlachen würden, wenn seine Julie mit ihrem grossen Vermögen in die Hände eines Burgau käme. Diese Vorstellung

entschied, und jetzt war die Rolle, die er bei Julien zu spielen hatte, bestimmt.

Mit einer Verlegenheit, deren er gar nicht Herr werden konnte, erzählte er Julien eine Fabel von dem alten Bekannten, bei dem er gewesen sen wäre. Sie bemerkte etwas von seiner Aengstlichkeit, doch ohne die Ursache derselben zu ahnen; und sie würde noch mehr bemerkt haben, wenn sie nicht auf den Besuch ihres Geliebten gehofft hätte. Er kam nicht. Abends war ein neues Fest bei Hofe. Sie war unzufrieden, daß sie ihn erst da wieder sehen sollte, und beschloß, nicht anders als in ihres Vaters Gegenwart ein Wort von ihm anzuhören. Als sie das ihrem Vater sagte, wurde er aufs neue ängstlich; er billigte indeß ihren Vorsatz.

Julie durchlief mit ihren Augen die Gesellschaft am Hofe; und er war noch nicht da. Sie heftete die Augen auf die Thüre; und er kam immer nicht. Bis zu der letzten Minute hoffte sie; doch vergebens. Auf dem Rückwege sagte sie: er wollte mich nicht eher wieder sehen, als bis er Sie gesprochen hätte, mein Vater. Nun wird er morgen früh kommen. Sie werden ihm, hoffe ich, diese zarte Empfindung anrechnen!"

Er kam auch am folgenden Morgen nicht. Sie blieb noch acht Tage mit ihrem Vater in

Stuttgard, und sah den geliebten Unbekannten nicht wieder. Mit jedem Tage zwang sich das arme Mädchen, weniger von ihm zu reden. Ihr Vater sprach fast gar nicht von ihm; und erwähnte sie eines Umstandes von jenem Abend, so wurde er jedes Mal ängstlich. Das machte sie aufmerksam. Nach der Rückkehr auf die Güter ihres Vaters warf sie sich an seine Brust, und sagte: „lieber Vater, was macht Sie immer so ängstlich, wenn ich von dem Unbekannten rede?" Schall antwortete, wieder ängstlich: deine Liebe, mein Kind, und die Sorge, welche Wirkung sein Ausbleiben auf dein Herz, auf deine rasche Phantasie thun kann.

„Ich fürchte," sagte sie mit Kopfschütteln, „keine gute, wenn er gar nicht kommt. Wem sollte ich dann noch trauen!" — Ihr Vater schwieg.

Julie erwartete noch einen Monat an jedem Tage die Ankunft des Fremden vergebens; und endlich sagte sie: „ich glaube fast, mein Vater, er hat mich betrogen. Nicht wahr? er merkte meine Einfalt, meine Begeisterung für die Natur. Nun wollte er, vielleicht, um sich die lange Weile zu vertreiben, den Versuch machen, wie weit er mit einem unbefangenen Landmädchen in ein Paar Stunden kommen könnte. Er mag jetzt wohl manchmal über die einfältige Thörin lächeln!"

Der Vater wurde ängstlich, und fing an den Unbekannten zu vertheidigen. Nein, Julie, was du mir von ihm gesagt hast, verräth keinen Bösewicht.

„Den ersten Abend dachten Sie anders, lieber Vater."

Ja. Aber wer weiß, welche Unmöglichkeit, deine Hand zu erhalten, sich ihm erst nachher gezeigt hat.

„Welche könnte das seyn! Die hätte er ja von Ihnen oder mir erfahren müssen." Der Vater schwieg; Julie fuhr fort: „o, vertheidigen Sie ihn, lieber Vater! Ich möchte nicht gern glauben, daß dieser Mann sein Spiel mit meinem offnen Herzen getrieben hätte. Welche Unmöglichkeit meinten Sie denn? Ich sehe keine, gar keine."

Er ist vielleicht arm. Da er nun deinen Nahmen hörte, und dann auch erfahren mußte, daß du einmal sehr reich seyn wirst . . . Männer sind in diesem Punkte oft sehr zart fühlend.

Julie schüttelte den Kopf; „das ist es nicht, lieber Vater. Er hat ja den Schmuck gesehen, den ich trug; und, Vater, ich glaube, dieser Schmuck ist sogar für Ihr Vermögen zu prächtig."

Oder, fuhr Schall verlegen fort, wer weiß, von welcher Familie er ist. Ein Edelmann freilich wohl, da er am Hofe war; aber vielleicht nur von neuem Adel. Er zog sich aus Bescheidenheit zurück, da er deinen Nahmen wußte.

„Aber fragte ich denn nach dem seinigen? Und das hätte ich doch wohl thun müssen, wenn er hätte sollen auf den Gedanken kommen, daß wir so ahnenstolz wären . . . Nein, lieber Vater, das ist es gewiß nicht. Jetzt eben fällt mir ein: die stolze Gräfin Braunfels, die Sie ja kennen, nannte ihn im Vorübergehen, als er die Maske abgenommen hatte: mon cousin!"

Liebes Kind, du bist recht erfinderisch, dich zu quälen! . . . Kurz, ich weiß nicht, warum er gar nichts von sich hören läßt.

Julie seufzte. „So bliebe mir denn nichts, als die Gewißheit, daß er sein Spiel mit mir getrieben hätte. Ein grausames Spiel, lieber Vater! ein sehr grausames! Aber nein! das kann ich doch nicht glauben. Hätten Sie ihn nur gesehen oder gehört! die Güte in diesem edelstolzen Gesichte, den weichen Ton in seiner Stimme, die, wie aus dem Allerheiligsten seines Herzens, herauf tönte, und wieder in das Innerste meiner Seele drang: Sie könnten das nicht glauben, mein Vater! . . . Oder . . . vielleicht überraschte ihn

der schöne Abend, sein weiches Herz, das alle Menschen liebt, meine zuvorkommende Güte, mein Vertrauen; ich ging ja mit ihm ganz allein umher. Das alles mochte einen falschen Eindruck auf ihn gemacht haben. Er begeisterte sich, wie man sich wohl in einem Schauspiele begeistert. Am folgenden Tage mochte er dann überlegen, und finden, daß ich sein Herz nicht verdiene. Wer weiß auch, was ich gesagt habe! Viel Kluges mag es wohl nicht gewesen seyn; denn meine Brust war so unruhig, so voll Sehnsucht und Ahnung."

Liebe Julie, setze dich nicht selbst herab! Das allein konnte er nicht denken.

„Was aber sonst? Warum kommt er gar nicht?" — Bei dieser Frage schwieg ihr Vater jedes Mal, und erröthete. — Es verging noch ein Monat, und Julie sprach nun von ihrem Unbekannten ruhiger, zuweilen aber auch mit Verachtung. „Wie es auch seyn mag," sagte sie einmal zu ihrem Vater: „er ist ein unedler Mann, ein sehr unedler Mann!" Zu dieser Ungerechtigkeit konnte der Vater nicht schweigen. Er vergaß sich. Nein, Julie, er ist ein edler Mann, ein sehr edler Mann! — Julie warf sich froh in seine Arme, und sagte: „Sie wissen mehr von ihm, lieber Vater! Sie haben ihn gesehen!"

Er antwortete: nein, gesehen habe ich ihn

nicht! — Doch die grosse Verwirrung, in die er gerieth, und die beschämte Verlegenheit, mit der er da stand, bestärkten Julien in ihrem Verdachte. Sie brach das Gespräch ab, übersann alles, und fiel bald auf den Gedanken, daß vielleicht der alte Bekannte, der ihren Vater in Stuttgard zu sich einlud, ihr Geliebter gewesen sey. Bei der ersten Veranlassung brachte sie ihren Vater wieder auf diesen alten Bekannten. Er wurde verlegen, und nannte heute einen ganz andern Nahmen, als damals bei der Rückkehr von seinem Besuche. Jetzt war Julie ihrer Sache gewiß; und da ihr Vater selbst den Unbekannten einen edlen Mann genannt hatte, so zweifelte sie nicht mehr, daß ein Hinderniß, welches sie nicht wissen sollte, eine Verbindung zwischen ihr und ihm unmöglich mache. Zwar konnte sie das Hinderniß nicht errathen; aber sie dachte es sich so groß als möglich, und gewann dabei: denn nun hatte sie doch ihren Glauben an Menschenwerth gerettet. Das Bild des edlen Mannes drückte sich jetzt noch tiefer in ihre Seele. Mit ihrem Vater sprach sie nicht mehr von ihm; doch in der Einsamkeit träumte sie von jenem Abend am See, und knüpfte alle ihre Empfindungen an diesen Traum. Sie war lange die Geliebte des Unbekannten, sah sich dann als Gattin in seinen Armen, und ahnete die süssen Mutterfreuden. Diese Träume waren ihr die Wirklichkeit, und die einförmige Wirklichkeit ein Traum. Sie saß jeden Abend an ihrem Teiche, sah in den tiefen

Him=

Himmel voll Sterne hinein, und dachte: so sitzt auch er jetzt, und hofft, mich dort, jenseits der Sterne, wiederzusehen. — Ihr Vater, der bisher geglaubt hatte, sie wäre ganz ruhig, bemerkte endlich, daß sie in einem fort träumte. Er hielt es für nothwendig, sie zu zerstreuen, und brachte sie im September zu seinem Bruder, der so eben von einer Reise nach Frankreich zurückgekommen war, und auf dessen Schlosse sich jetzt die ganze Nachbarschaft einfand, um seiner reitzenden Tochter den Hof zu machen. Amelie fiel der schönen Schwärmerin froh um den Hals; doch schon in der zweiten Stunde fühlten Beide, daß sie nicht für einander paßten. Jene suchte das Geräusch der Gesellschaften; diese vermied es, so oft sie konnte.

Nach einigen Tagen machte Amelie eine Reise nach den übrigen Gütern ihres Vaters, um sie zu besehen, und Julie mußte sie begleiten. Sie kamen Mittags auf einem kleinen romantischen Vorwerke an, das recht für die schwermüthigen Träume eines stillen Herzens gemacht zu seyn schien. Als sie von dem Berge hinunter in das dunkle Thal fuhren, und das Wäldchen sahen, das sich auf der andren Seite das Thal hinanzog, und die Felsen, die hier schauerliche Grotten bildeten; da sagte Julie: „hier möchte ich immer leben!" Ihr Oheim erwiederte: das ist mir lieb, Julchen; denn eben hier will ich, der Jagd we-

gen, einen Monat zubringen. Hier fangen meine Forsten an. Du bleibst bei mir; meine Tochter besieht die andern Güter, und holt uns hier wieder ab.

Amelie fuhr nach Tische weiter. Ihr Vater ging auf die Jagd, und Julien lockte der schöne Septembertag in das Thal. Ein gewundener Gang, neben dem ein Bach rieselte, führte sie durch Gebüsch, und dann durch Gruppen von hohen Buchen immer weiter. Sie ging den Weg fort, den sie nicht verlieren konnte, da der Bach sie ganz sicher wieder zurückleitete. Jetzt sah sie das Ende des Thales vor sich, wo der Bach sich mahlerisch schön von einem Felsen herunter stürzte, der das Thal, wie eine Mauer, verschloß. Auf der einen Seite standen Buchen und dichtes Gesträuch, aus dem die röthlichen Wände eines kleinen Gothischen Gebäudes hervorsahen. Es herrschte eine tiefe Stille in dem Thale; doch dünkte Julien, als hörte sie durch das Rauschen des Wasserfalles in der Ferne musikalische Töne.

Amelie hatte ihr erzählt: in einem sehr romantischen Thale stände ein so liebliches, so schönes Jägerhäuschen, daß sie jedes Mal, so oft sie auf diesem Gute wäre, eine Nacht darin zubrächte. Julie glaubte dies Häuschen gefunden zu haben, und näherte sich auf einem kaum bemerkbaren Fußpfade dem dunkeln Kreise von Bäumen.

Mitten im Gehen, vernahm sie wirklich eine sanfte Trauer-Melodie. Sie ging noch weiter, und hörte nun eine schöne männliche Stimme zu den sanften Tönen einer Laute singen:

Hier hab' ich sie in meinen stillen Träumen,
Sie, die des Stammes alter Haß mir nahm.
Doch schweige, Schmerz! o, schweige Gram!
Einst find' ich sie in jenen lichten Räumen.
Dort trennt kein Nahme uns; der ew'gen Liebe Hand
Schlingt dort um uns der Treue heil'ges Band.
Drum schweige, Schmerz!
Drum brich, du treues Herz!

Julie blieb stehen, und horchte auf diese Töne, die eine wunderbare Empfindung in ihr weckten. Jetzt war alles still, und sie wollte unbemerkt zurückkehren; aber das Geräusch der Gebüsche, an denen sie schnell wegging, verrieth sie. Da sie Fußtritte vernahm, so wendete sie sich um; und vor ihr stand — der geliebte Unbekannte. Beide erblaßten; Beide schwiegen, und warfen nur scheue Blicke auf einander. Endlich näherte sich Burgau langsam und unentschlossen. Es war Julien, als sollte sie fliehen, als sollte sie sich in seine Arme werfen, als verginge die Erde unter ihr, als rollte der Himmel über ihr weg, als stände sie schon in den lichten Räumen der Ewigkeit. Sie fragte endlich: „Wo bin ich? Sie wohnen hier?" Julie glaubte ganz fest, daß dieses Haus ihrem

Oheim gehörte; und darum fragte sie so dringend.

Dies ist jezt meine Wohnung, sagte Burgau, immer bestürzter.

„Welch ein schreckliches Geheimniß hat man mir verborgen!“

Sie errathen es, Gräfin. Lassen Sie den grausamen Haß nicht in Ihre Seele kommen.

„Haß? Haß? . . . Hier ist Ihre Wohnung; und dennoch haßte man Sie? Unbegreiflich! Mein Vater sagt, Sie wären ein edler Mann. Ich glaube es, ich fühle es. Aber warum durfte ich das alles nicht wissen? O, mein Herr, Sie haben mir wehe gethan! . . . Hieher, wo Sie sind, bringt man mich? Weiß denn mein Oheim nicht . . .? Oder . . . Sagen Sie, warum wohnen Sie hier?“

Burgau wußte nicht, was er zu Juliens Reden denken sollte, und faßte in grosser Angst ihre Hand, da er sah, daß ihre Augen wild umher rollten. Guter, heiliger Gott! Gräfin, wie ist Ihnen? Erholen Sie Sich!

„Es muß etwas sehr Fürchterliches seyn. Haben Sie meinen Vater gesprochen? damals, in Stuttgard?“

Ich sprach ihn, Gräfin. Sie sehen, wie fürchterlich dieser Haß wirkt.

„Welcher Haß? Werde ich Sie nicht endlich verstehen? Wer haßt Sie?"

Ihre Familie, theure Gräfin.

„Und Sie wohnen hier in einem Hause meines Oheims?"

Dies Haus gehört einem Grafen Burgau, meinem Vetter.

Jetzt war Julie endlich aus ihrer fürchterlichen Ungewißheit, und fühlte die Brust erleichtert. In ihrer Freude darüber, daß nun ihre ängstlichen Erwartungen verschwunden waren, in der Verwirrung ihres Geistes, die der Wechsel von Angst und Freude verursachte, vergaß sie alles. Jetzt verstand sie, was Burgau gesungen hatte, und ihr ganzes Herz war Liebe. „Dieser unnatürliche Haß," sagte sie, „soll uns nicht trennen! Mein Vater liebt mich. O Gott, hätte ich das gewußt!" Burgau sank, überwältigt von der neuen Hoffnung, zu ihren Füssen; und Julie — ach! tausendmal hatte sie ihn in ihren Träumen so gesehen; sie wußte nicht, ob sie träumte oder wachte — Julie schlug beide Arme um seinen Hals, und sank auf seine Schulter.

So, in hohem Entzücken, stammelten sie zum ersten Male die Worte: „Geliebter! Geliebte! mein! dein!" Als sie Beide ein wenig ruhiger waren, erklärte sich Alles. Burgau hatte hier seinen Vetter besucht. Die romantische Lage des Häuschens zog ihn an, da er mit seiner unglücklichen Liebe gern in der Einsamkeit war. Er blieb hier, während seine Verwandten eine Lustreise machten.

Julie hatte jetzt die frohsten Hoffnungen. Sie glaubte, es würde ihr ganz leicht seyn, ihres Vaters Haß in Liebe zu verwandeln, und sie war seiner Einwilligung so gewiß, daß sie bei allen Zweifeln ihres Geliebten lächelte. Es gelang ihr endlich, auch ihn von der Sicherheit ihrer Hoffnungen zu überzeugen. Sie erzählte ihm, daß ihr Vater selbst, ihn gegen ihren Argwohn vertheidigt habe; und er erinnerte sich nun auch, daß Steinthal ihn für einen edlen Mann erklärt hatte. Beide glaubten am Ende mit Zuversicht, es habe nur an einer Thräne, an einer Bitte gefehlt, um sie glücklich zu machen. Julie wollte, sobald ihr Vater von einer Reise, auf der er jetzt war, zurückkäme, zu ihm. Beide Liebende sahen ein, daß Juliens Oheim nichts von ihren Zusammenkünften erfahren durfte; denn dessen Haß gegen die Burgaue war unauslöschlich, da er durch die Nachbarschaft ihrer Güter fast täglich neue Nahrung bekam. Die Einwilligung des Vaters aber

schien Julien so gewiß, daß sie dem geliebten Burgau ohne Bedenken versprach, ihn hier alle Tage zu sehen. Sie trennten sich spät. Julie kam heiterer, als bisher, zu Hause, und gab dem Oheim eine so angenehme Unterhaltung, daß er sehr mit ihrer Gesellschaft zufrieden war. Ihre frohe Laune nahm mit jedem Tage zu. Als ihr Oheim sich darüber wunderte, sagte sie ihm, die heitre Luft in diesem gesunden Thale thäte so gute Wirkung auf ihre Gesundheit. Wahrhaftig, rief der Oheim, dem die tägliche Bewegung bei der Jagd sehr wohlthätig war: du hast Recht! Ich selbst befinde mich hier besser, als jemals.

Sobald Amelie zurückkam, besuchte Julie das Thal nur mit Vorsicht, und weniger oft. Der Oheim rühmte die gesunde Luft, und beschloß, mit Julien auch den ganzen Oktober hier zu bleiben. Schönere Tage haben Liebende nie gehabt. Vor dem Oheim waren sie vollkommen sicher; denn er betrat den Boden der Burgaue nie. Die Burgaue selbst waren zu Anfange des Oktobers in die Stadt gezogen; die schöne Einsiedelei gehörte also den Liebenden allein, und Beide sagten tausendmal, daß sie nie anders zu leben wünschten, als wie in diesem Thale.

Hier nun, in dieser romantischen Einsamkeit, unter der Hülle des Geheimnisses, in dieser kleinen Zauberwelt, entstanden bei Julien die seltsamen

Entschlüsse und die hohen Gefühle, welche Heloise späterhin auf Theodor anwendete. Wohl hundertmal sagte sie: „selbst wenn mein Vater seine Einwilligung nicht gäbe; ich wäre dennoch dein. Er kann mir verbieten, deinen Nahmen zu führen; aber nicht, dich zu lieben. Und sind wir dann nicht glücklich? Welcher Mensch wäre so mächtig, daß er unser Glück zerstören könnte! Niemand, so lange wir uns selbst nicht verlassen, so lange wir Muth haben, einander zu lieben, und tugendhaft sind."

Endlich fand der Oheim die Luft nicht mehr so gesund, und Julie konnte nicht länger in dem heiligen Tempel ihrer Liebe bleiben. Jetzt drang sie darauf, daß sie wieder zu ihrem Vater wollte, der schon seit einigen Wochen von seiner Reise zurückgekommen war.

Ihr Vater äusserte die zärtlichste Freude, als er sie so gesund und heiter wiedersah. In dieser Stunde vertraulicher Herzensergiessungen gestand sie ihm, daß die Liebe sie so glücklich gemacht habe. Welche Liebe, Julie? fragte er bedenklich.

„Die erste, heiligste: von jenem Abend in Stuttgard her, mein Vater; die Liebe zu jenem edlen Manne, dem Grafen Burgau." Der Vater stutzte, und warf zum ersten Male einen fin-

stern Blick auf die geliebte Tochter. Wie Julie? du hättest ihn gesprochen?

„Ich habe ihn gesprochen, Vater. Er liebt mich, und ich liebe ihn. Wir sind auf ewig verbunden." Mit einem kalten Ernst, den Julie noch nie an ihrem Vater gesehen hatte, trat er auf sie zu, und faßte ihre Hand, und sagte: du hast dich geirrt, wenn du so viel auf meine Liebe rechnetest. Es ist unmöglich, schlechterdings unmöglich, Julie. Ich schätze den Grafen. Mache nicht, daß wieder ein Steinthal und ein Burgau zusammentreffen müssen. Welches Blut auch flösse, Julie, es würde dir auf der Seele brennen.

Julie wurde starr vor Schrecken, und sah ihren Vatnr furchtsam an. Endlich sagte sie bebend: „dieser Haß, mein Vater . . ."

Mein Herz, unterbrach er sie, fühlt ihn nicht; denn ich schätze diesen Burgau. Aber Julie, fache die Gluth, die nie ganz erlöschen wird, nicht wieder an! . . . Liebes Kind, ich will mit dir weinen, wenn du unglücklich seyn mußt. Wir wollen klagen, daß ein hartes Schicksal es nicht erlaubt, die Tugenden eines edlen Mannes mit deiner Hand zu belohnen. Aber, das ist auch Alles, was wir thun können. O, mein Kind, der Haß schlummert; wecke du den blutgierigen

Tiger nicht auf! Du sagst, es ist unrecht, daß wir einander hassen. Vielleicht sind nur ein Paar elende kaltherzige Bösewichter unter uns, die das nicht sagen. Es ist nicht gut. Gestehe ich das nicht selbst? Aber es ist nun einmal so! Kann ich die Menschen lieben, die meinen Vater ins Grab brachten? die . . .? Mein Kind, auch ich liebte einst so jugendlich warm, wie du jetzt. Die Burgaue entrissen mir das schönste Glück meines Lebens, um es zu vernichten. Kann ich sie nun lieben? . . . Du sagst, dieser that es doch nicht. O Julie, ich hatte nie eine Ahnung von Haß gegen die Burgaue gehabt, hatte sie auch nicht einmal mit einem Gedanken beleidigt; und dennoch nahmen sie mir den Vater und die Geliebte!

„Vater, könnte ich nicht vielleicht das Mittel seyn, diesen unnatürlichen Haß zu endigen, die beiden Häuser zu versöhnen?"

Julie, wenn du das seyn könntest — und hätten sie mir auch Alles genommen; ich wollte vergessen, und sagen: nehmt sie! Und wie du vor dem Altare einem Burgau die Hand gäbest, so wollte ich sie Jedem des Nahmens reichen, und dich segnen, und dem Himmel danken. O, mein Kind! glaube nicht, daß ich hart bin. Aber laß dir sagen, was geschähe, wenn du deine Hand einem der Burgaue gäbest. Sie würden fortfah-

ren, mich zu hassen. Du müßtest deinem Vater entsagen, die Feindin deines eigenen Hauses werden; und würdest du das, Sie vergäben es dir dennoch nicht, daß du einst Steinthal hiessest. Meine Verwandten, mein Bruder, meine ganze Familie, Alle würden mich einen Verräther schelten; diese haßten mich, wie jene, und ich hätte nicht einmal den Trost, meine Thränen an dem Herzen meiner Tochter weinen zu können. Gutes Mädchen, du beurtheilst die Menschen nach deinem eignen Herzen. Weißt du, was ein Haß ist, den ein Jahrhundert und tausend Kränkungen genährt haben? Hast du denn nicht deinen Oheim, hast du gar Niemanden von unserer Familie über die Burgaue sprechen hören?

Julie schwamm in Thränen. Was ihr Vater sagte, schien ihr nicht ganz ohne Grund zu seyn; aber dennoch wollte sie ihn mit Thränen und Bitten gewinnen. Julie, sagte er; habe ich dir je etwas abgeschlagen? Doch jetzt muß ich; du kannst nie Burgaus Gattin werden! nie! nie!

„Nie seine Gattin; aber lieben darf ich ihn doch, Vater?"

Er lächelte. Ja, lieben; doch ohne ihn zu sehen, ohne ihm zu schreiben! . . . Du hast ihn gesprochen? Wo? Julie? wann?

Sie hatte nicht mehr den Muth, ganz offenherzig zu seyn. „Ein Ungefähr," sagte sie, „als ich mich bei dem Oheim aufhielt."

Laß deinen Oheim es ja nicht erfahren, daß es ein Burgau wagte, dich, als du unter seiner Aufsicht warst, heimlich zu sehen! Er möchte nicht so nachsichtig seyn, wie ich. Aber jetzt, mein Kind, bitte ich dich auch, setze mich nicht in den Fall, diesem Manne sagen zu müssen, er sey ein schlechter Mensch, wenn er meine Tochter heimlich spreche. Julie, ich hasse nicht; ich gebe nur der Nothwendigkeit nach. Zwinge mich nicht, daß ich hassen, daß ich noch mehr, daß ich verfolgen muß.

Julie wendete sich trostlos von ihm. Sie sah wohl, daß er that, was er konnte, und glaubte nun, doch auch etwas thun zü müssen. Nach einigem Kampfe zwischen kindlichem Gehorsam und heisser Liebe, schrieb sie dem Grafen, was ihr Vater gesagt hatte, und setzte hinzu, daß sie ihn ewig lieben werde. Sie brachte diesen Brief glücklich in die Hände des Grafen. Er antwortete, was er ihr schon oft gesagt hatte: „man könne von dem Leben nicht mehr fodern, als das Glück, das er gehabt hätte; er finde sich in sein Schicksal."

Julie sah und hörte den ganzen Winter hin-

durch nichts weiter von Burgau, und war unglücklich. Sie fühlte mit jedem Tage mehr, daß auch sie zu Ansprüchen auf Glück berechtigt sey und sich nicht der Thorheit andrer Menschen aufzuopfern brauche. Endlich schrieb sie an Burgau: sie wünsche, ihn zu sehen. Es war ihr Entschluß, ihn zu fragen, ob er keine Hoffnungen hätte, ob er Bedenken trüge, ihr Schicksal, wenn es nicht anders seyn könnte, auch gewaltsam zu ändern.

Burgau kam, und wurde, weil Steinthal beobachtete, entdeckt. Nicht Julie, sondern ihr erzürnter Vater, trat in das Bosket, wohin sie ihren Geliebten bestellt hätte. Was wollen Sie hier, junger Mann? fragte der Vater ernst. Sie wissen meinen Entschluß. Ich möchte gern von dem Manne, den meine Julie liebt, den Glauben behalten, daß er ein edler Mann sey; aber, Graf Burgau, Sie sind auf dem Wege mir diesen Glauben zu nehmen. Ich habe bisher mit Kummer daran gedacht, daß ich Ihnen Juliens Hand abschlagen mußte. Fühlen Sie, Graf, was das sagen will!

Burgau erwiederte kalt und groß: wie dem auch sey, Herr Graf, — Ihre Tochter schrieb mir, sie wolle mich sprechen; und dazu bin ich gekommen. Es mag unrecht seyn, so unrecht, wie der Haß, der unsre Häuser trennt; aber es giebt Verhältnisse, die es nothwendig machen, das klei-

nere Unrecht von zweien zu wählen. Ich sage Ihnen noch einmal, Herr Graf, daß ich hier bin, Ihre Tochter zu sprechen. Ein seltnes Unglück, das alle Verhältnisse ändert — denn wir, Herr Graf, waren bestimmt, einander zu lieben, einander Sohn und Vater zu nennen — ein seltnes Unglück zwingt mich, so halsstarrig zu seyn, wie alles hier ist. Ich bin gekommen, Ihre Tochter zu sprechen.

Schall sagte kalt: Sie bleiben; und ging. Nach einigen Minuten kam er mit Julien wieder. Hier ist meine Tochter. Was hast du ihm zu sagen, Julie? Rede!

„Nichts, mein Vater, als dies." Sie warf sich mit grosser Heftigkeit und laut schluchzend an des Grafen Brust. „Jetzt, mein Vater, kommen Sie! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn nie anders sehen will, als in Ihrer Gegenwart."

Sie ging an der Hand ihres erstaunten Vaters aus dem Bosket, und der Graf warf sich auf sein im Dorfe stehendes Pferd. — Steinthal sah aus der Unterredung mit Burgau und aus Juliens Benehmen gegen diesen, daß er mit der entschlossensten Leidenschaft zu kämpfen hatte. Den jungen Mann konnte er nicht umhin, zu achten: er fühlte, daß er selbst nicht anders gehandelt haben würde; und so dachte er mit geheimer Angst an

die Unmöglichkeit, die Liebenden glücklich zu machen. Mein Kind, sagte er auf dem Rückwege sanft mitleidig: ihr sträubt euch gegen ein unvermeidliches Schicksal. Nachgeben, heißt hier in der That, dessen härteste Schläge vermeiden. Ich wollte, Julie, du sähest ein, daß nicht ich, sondern die eiserne Nothwendigkeit eure Herzen aus einander reißt.

Julie sah ihren Vater wehmüthig lächelnd an. „Bemerken Sie denn nicht, lieber Vater, daß ich dieser Nothwendigkeit nachgebe?"

Du gäbest ihr nach? Nein, Julie!

„Ja, lieber Vater. Ich liebe Burgau, und muß ihn lieben. Vergebens würde ich diesem allmächtigen Geschick widerstreiten. Der Haß unserer Häuser ist zu schwach, meine Leidenschaft zu besiegen. Glauben Sie mir, ich habe dagegen gekämpft; doch, mein Schicksal zieht mich fort. Ich gebe nach, um, wie Sie sagen, die härtesten Schläge zu vermeiden. Was der Haß fodern darf, das darf auch die Liebe fodern. Ist er unauslöschlich und mächtig; unsre Liebe ist es nicht weniger. Wir, ich und Burgau, stehen zusammen gegen unsere Familien: wir mit den Thränen der Versöhnung in den Augen, mit Herzen voll Liebe; unsre Familien mit Blicken des Zorns, mit Herzen voll Rachbegierde: wir können

die unschuldigen Opfer des Hasses werden; doch aufhören, einander zu lieben: das können wir so wenig, als die Burgaue und Steinthale aufhören können, einander zu hassen. Seyn Sie unser Richter, Vater. Was unsre Häuser von uns fodern, ist abscheulich; was wir fodern, ist das schönste Gebot der Natur. Die Vorsehung mag bestimmen, wer in diesem grausamen Kampfe unterliegen soll. Daß gekämpft werden muß, weiß ich."

Sehr spitzfündig! sagte Schall; aber er fühlte, daß Julie nicht ganz Unrecht hatte, und eben dieses Gefühl schärfte seinen Schmerz, und machte sein Mitleiden grösser. Er war in der unglücklichen Lage, allenthalben nur eine dunkle, trübe Zukunft vor sich zu sehen. Beschützte er die Liebe seiner Tochter, so zog er sich den Haß seiner ganzen Familie zu; suchte er diese Liebe zu vernichten, so verdammte er seine Tochter zu einem langen Elende. Freilich war aber ihm selbst der Gedanke höchst widrig, daß sein Vermögen in die Hände der Burgaue kommen sollte. Noch mehr; er liebte seinen Bruder sehr zärtlich, und dieser war der entschiedenste Feind der Burgaue. Wollte er gewisse Anordnungen in Betreff seines Vermögens zum Vortheile seiner Tochter machen, so brauchte er das Wohlwollen seiner Lehnsfolger; und nur ein Anschein von Nachsicht gegen diese Liebe mußte ihn unversöhnlich mit der ganzen Familie entzweien.

Dazu

Dazu kam endlich noch, daß er auf seinen Gütern, zum Besten der Unterthanen, sehr menschliche, sehr wohlthätige Einrichtungen getroffen hatte, welche schon anfingen, die beglückendsten Früchte zu versprechen; aber die Fortdauer dieser Einrichtungen konnte er nur von der Liebe, von dem Wohlwollen der ganzen Familie, und besonders seiner Lehnsfolger, hoffen. Nahm er nun die Parthei seiner Tochter, so vernichtete er auf einmal alle die grossen und schönen Plane für das Glück seiner Unterthanen. Nur für diesen übermässigen Preis konnte er den leisen Regungen seines Herzens, die freilich für Julien sprachen, folgen. Auf beiden Seiten war so viel zu verlieren, so viel zu zerstören, daß er in der That nicht wußte, welche Aufopferung am menschlichsten sey. Er liebte seine Tochter, und wünschte, daß er sie glücklich sehen möchte; aber, so viel hinzugeben für eine Leidenschaft, die — das hatte er selbst erfahren — am Ende vergeht, und deren seine Tochter (das glaubte er) Herr werden konnte, sobald sie nur wollte: das schien ihm zu viel gefodert. Sein Herz sprach für Julien; und dennoch schien er der Feind ihrer Liebe zu seyn.

Er konnte kaum zweifeln, daß die beiden Liebenden Versuche machen würden, einander wieder zu sehen; daher beobachtete er seine Tochter auf das genaueste, und beging noch andre grosse Fehler. Julie bekam geheime Aufseher. Er ließ,

worüber sie in dem Briefe, den die Leser schon kennen *), klagt, ihr Papier zählen, ihre Spaziergänge belauern, und nahm einige Anverwandtinnen zu sich, denen er zwar Juliens Liebe zu einem Burgau nicht entdeckte, die aber doch so viel erfuhren, daß ihr nicht zu trauen sey. Das alles machte natürlicher Weise einen sehr übeln Eindruck auf Juliens Herz. Sie wollte ja den Grafen Burgau nur **lieben**, und hatte beschlossen, ihn nicht wieder zu sehen. Ihre Leidenschaft war ganz rein und geistig; daher blieb sie, der äussern widrigen Umstände ungeachtet, in einer ruhigen Stille. Und nun, bei dem Bewußtseyn ihrer Unschuld, ihrer Tugend, hielt man sie für eine Betriegerin! Das erregte zuerst einige Kälte gegen ihren Vater in ihrer Brust. Ach, sie wußte nicht, daß er eben jetzt beschäftigt war, noch das Aeusserste für ihr Glück zu versuchen, daß er tausend rührende Aufopferungen für sie machte, daß er sie zärtlicher als jemals liebte!

Schall besuchte seine Verwandten der Reihe nach, verpflichtete sich alle durch Gefälligkeiten oder Geschenke, und gebrauchte jedes Mittel, ihr Wohlwollen zu gewinnen. Er redete Anfangs — nur zufälliger Weise, wie es schien — von den Burgauen mit Achtung. Hier wußte er einen edlen Zug von einem Burgau zu erzählen, dort eine

*) Th. I. S. 303.

Gefälligkeit, die ihm ein andrer Burgau erwiesen haben sollte. Dann äusserte er, daß es doch gut seyn würde, wenn man den Haß der beiden Familien beendigen könnte. Zu seinem Erstaunen und zu seiner Freude, fand er keinen grossen Widerspruch. Man hörte ihn lächelnd an, und gab ihm Recht.

Endlich äusserte er gegen einige bessere Mitglieder der Familie etwas mehr: eine Verbindung zwischen beiden Häusern könnte das beste Mittel zur Versöhnung werden. Gewiß, antworteten sie: das beste, sicherste Mittel! Nun sagte er endlich: ich glaube, ein Burgau liebt meine Tochter; und wenn das wäre, so . . . — Jeder Steinthal sah ihn mit Erstaunen an, und widersprach ihm. So lange der gutmüthige Schall nur Worte verlangte, hatte man den Haß verborgen; doch jetzt brach dieser mit erneuerter Gewalt hervor. Wie? sagte man; die reichste Erbin unseres Hauses, gerade die reichste, sollte an einen Burgau kommen? Nimmermehr! — Man gab seinem Bruder den Auftrag, Juliens Vater von einem so entsetzlichen Schritte abzuhalten; und der Bruder that das mit grosser Heftigkeit. Er kam, wenn auch durch sonst nichts, doch immer durch diesen Haß in Feuer.

In dieser heftigen Unterredung sagte Schall ganz frei: der Graf Burgau liebe seine Tochter,

und werde von ihr geliebt. Es sey grausam, das Herz des unschuldigen Mädchens dem Hasse ihrer Anverwandten aufzuopfern. — Dem Bettler? rief sein Bruder; gerade dem Bettler willst du deine Tochter geben? Du hast Recht, Bruder; die Burgaue würden es gern sehen, wenn sie ein so reiches Mädchen eroberten. Es wäre der kürzeste Weg, uns herunterzubringen, und die Bettler in ihrer Familie auf unsre Kosten reich zu machen. Recht so! dieser arme Teufel hat nichts, als ein kleines Gütchen, das ihn kaum ernährt; und den haben sie abgeschickt, die Angel nach deiner Tochter auszuwerfen. Ich weiß nicht, wie es nur möglich ist, das nicht zu sehen! Oder meinst du, er hätte sie nicht gekannt? Nein, sie durfte ihn nicht kennen; darum wählte man die Redoute, und ließ ihn — ich muß dir auch das sagen, Bruder — auf deine Tochter Jagd machen, die du recht dazu erzogen hast, von Seufzern zu leben. Warum hat sich der Mensch nicht an meine Amelie gemacht? Weil die ihm zu klug gewesen wäre! Deine Julie kannte er schon; die war mit ein Paar Blicken an den Himmel, mit ein Paar Seufzern zu fangen. Und das sollte den Burgauen gelingen? Aha! nun weiß ich, warum du so viel Gutes von ihnen zu erzählen hattest. Unser Vermögen möchten sie gern haben, und dann hinterher über uns lachen, daß wir so einfältig waren, ihnen zu glauben.

Dem Strome dieser Beredsamkeit war nicht zu entgehen; Juliens Vater mußte aushalten. Er gab sich Mühe, seinem Bruder begreiflich zu machen, daß ein Ungefähr die beiden jungen Leute zusammengeführt habe; doch der Bruder lachte bitter, und meinte: auch ein Blinder müsse ja sehen, daß es Plan, und nichts weiter, gewesen sey. Schall erzählte, was er gethan hätte, um diese Liebe gleich im Anfange zu ersticken. Gift und Galle! rief sein Bruder: das hast du gethan? Sag dem Krippenreiter, er soll sich hüten, daß ich nicht ein Wort mit ihm spreche! Ich würde wohl nicht so artig seyn, wie du! — Kurz, am Ende der Unterredung sah Schall, daß sich von dieser Seite nichts thun ließ. Die Folge des Versuches war, daß die Steinthale ihren Haß aufs neue belebten, und daß die Erbitterung zwischen beiden Familien grösser wurde, als jemals. Die Steinthale spotteten über die armen Teufel unter den Burgauen, die auf eine schlaue Weise zu Brote kommen wollten. So lernten auch die Lezteren die Liebe des jungen Grafen aus ihrem Hause kennen, und er wurde nun von seinen Verwandten nicht weniger mit Vorwürfen überhäuft, als Julie von den ihrigen. Die Steinthale belagerten Juliens Vater gleichsam, und beobachteten ihn, wie seine Tochter, weil man auch ihm nicht trauete. Zeigte sich Julie, (was ihr Vater nicht verhindern konnte) einmal in ihrer Familie, so spöttelte man über verliebte Thorheit, über ein-

pfindsame Närrinnen; einige alte Tanten stellten sie auch wohl förmlich zur Rede, und verlangten, daß sie ihre Liebe aufgeben sollte. Julie erwiederte mit Anstand und Würde: nur ihr Vater hab Rechte auf ihren Gehorsam; aber obgleich auch er mit ihr unzufrieden sey, so könne sie doch nicht anders, als den Grafen Burgau, troß dem Hasse ihrer Verwandten, ewig lieben. Diese feste Erklärung hatte man nicht erwartet. Julie wurde gemißhandelt; man nannte sie eine Närrin, und verspottete ihre unschuldige Liebe mit den höhnendsten Ausdrücken. Ihr Vater schwieg, Theils weil er hoffte, daß alles gut auslaufen könnte, wenn er nur seine Familie nicht noch mehr erbitterte, Theils, weil er sah, daß Julie sich auch ohne seinen Beistand mit festem Muthe vertheidigte. So kam Julie auf den Gedanken, ihr Vater nehme Parthei gegen sie, und er habe das Geheimniß ihrer Liebe verrathen, um ihre Hoffnung gänzlich zu vernichten. Jeßt fing sie an zu befürchten, er liebe sie nicht mehr, und ihr Vertrauen zu ihm verlor sich.

Und doch sorgte der Vater zärtlich und mit Besonnenheit für ihre Ruhe. Er verhinderte, so viel als möglich, die Besuche der heftigsten unter ihren Verwandten, besonders der Damen, bemühete sich, das gute Vernehmen in der Familie wieder herzustellen, und wünschte nur Zeit zu gewinnen, weil er auf günstigere Umstände hoffte. So

nachgiebig er sich gegen seine Familie gezeigt hatte, so lehnte er doch alle Heirathsanträge, die man ihm für Julien machte, standhaft ab. Aber er mußte seiner Tochter nothwendig verschweigen, wie viel er für sie that, und wie geneigt er im Herzen ihrer Liebe war, damit sie nicht neue Hoffnungen fassen möchte, die am Ende vielleicht scheiterten. Er rechnete auf zweierlei: Julie konnte ihre Liebe vergessen, oder es ereigneten sich glückliche Zufälle. Im Stillen arbeitete er indeß fort für das Glück seiner geliebten Tochter.

Julie hatte schon die Hoffnung auf ihren Vater verloren, und wurde durch die spottende Härte ihrer Verwandten immer mehr erbittert. So erwachte in ihrem Herzen eine Art von Trotz, der sie ruhig und standhaft machte. Sie gab jetzt auf alle Vorwürfe nur die Eine Antwort: „ich werde Burgau ewig lieben, wenn ich ihm auch meine Hand nicht geben darf."

Eine Unterredung ihres Oheims mit ihrem Vater entschied endlich ihr Schicksal. Der Oheim sagte: Julie habe zu viele Freiheit; man müsse sie genauer beobachten. Der Vater erwiederte: meinst du, ich soll der Kerkermeister meiner Tochter seyn? Ich liebe sie, und mein Haus soll kein Gefängniß für sie werden. Treibt mich nicht weiter! — So eben trat Julie in das Zimmer. Ihr Oheim sagte erbittert: gieb sie mir mit, Bru-

der! Ohne gefangen zu seyn, soll sie doch nicht ein Wort von dem elenden Bettler hören! Kann sie es dahin bringen, daß sie ihn spricht, so gebe ich ihr Erlaubniß dazu. Du bist viel zu gutmüthig und zutraulich, als daß du sie bewachen könntest.

Nur, wenn Julie will! sagte der Vater sanft. Aber nicht wahr, meine Tochter, du bleibst bei mir? Julie, die der Nahme Bettler, und die Prahlerei ihres Oheims erbittert hatten, sagte mit einem kalten Lächeln: „lieber Vater, ich will, wenn Sie es erlauben, mit meinem Oheim gehen." Sie drang jetzt darauf; und ihr Vater gab bald seine Einwilligung, weil er glaubte, sie wollte dem Oheim zeigen, daß sie seine Wünsche gern erfüllte. Julie an ihrem Theile meinte, ihr Vater gäbe sie in die Hände seines Bruders, um ihre Verbindung mit Burgau unmöglich zu machen.

Sie reiste mit ihrem Oheim ab, und war fest entschlossen, daß sie jedes Mittel nutzen wollte, um ihren Geliebten zu sprechen, wozu ihr ja der Oheim selbst Erlaubniß gegeben hatte. Ihr schwebte schon das kleine gothische Häuschen, in dessen Nähe sie oft glücklich gewesen war, vor der Seele; nur wußte sie freilich noch kein Mittel, dem Geliebten von der Veränderung ihres Aufenthaltes Nachricht zu geben.

Daß sie mit ihrem Oheim ging, war gerade das rechte Mittel, Burgau zu sehen. Dieser hatte sich zeither sehr viel um Julien bekümmert, ob sie es gleich nicht wußte. Er kannte alle Beleidigungen, welche sie seinetwegen erduldete. Ihm ging es mit seinen Anverwandten nicht viel besser; er erklärte aber einigen der heftigsten sehr nachdrücklich, daß er Herr seiner Handlungen sey, und Lust habe es zu bleiben, wenn er es auch mit Degen und Pistolen durchsetzen solle. So bekam er denn bald wieder Ruhe auf seinem Gütchen; man beobachtete ihn nur von fern, und drohete nur, wenn er es nicht hörte.

Was seine Verwandten thaten, kümmerte ihn sehr wenig; desto mehr aber, was unter den Steinthalen vorging. Anfangs versprach er sich noch etwas von Schalls Edelmuth; da aber die Sache bekannt wurde, so gab er diese Hoffnung auf, und hatte nun weiter keinen Plan, als ruhig zu bleiben, und seine Geliebte, wenn es nothwendig wäre, gegen Mißhandlungen zu schützen. Als er hörte, daß Julie sich bei ihrem Oheim, dem allerheftigsten Feinde ihrer Liebe, befand, glaubte er, ihr Vater habe sie absichtlich in dessen Gewalt gegeben. Er fürchtete, man möchte sie hier quälen, und reiste selbst nach dem Steinthalischen Gute, um auf jeden Fall in der Nähe zu seyn. Daß ihn hier niemand kannte, wußte er gewiß; so konnte er es denn wagen, in der Kleidung eines

Jägers, die ihm ein Freund besorgte, die Gegend um Steinthals Schloß zu durchstreifen. Endlich sah er Julien mit einem Mädchen in der Allee gehen, die zum Schlosse führte. Er grüßte sie, und wurde sogleich von ihr erkannt. „Folgen Sie mir," sagte sie im Vorübergehen ganz dreist zu ihm; und er gehorchte. In einer Gegend der Allee, wo Gebüsche das Schloß verbargen, blieb sie stehen, und Burgau näherte sich ihr: das Mädchen trat einige Schritte zurück an eine Stelle, wo es die Allee von Seiten übersehen konnte. Meine Julie, sagte Burgau; ich habe nur Eine Frage an Sie zu thun: werden Sie hier gequält? mißhandelt man Sie? Nur das will ich wissen, und deshalb habe ich mich in diese Kleidung versteckt. „Nein," erwiederte Julie; „ich lebe hier ruhig. Aber, mein theuerster Burgau, daß ich Sie sehe, ist ein ganz ungehofftes Glück. Ich will Ihnen schreiben. Bleiben Sie noch einige Tage in der Nähe." Jetzt trat sie wieder hervor, und ging mit ihrem Mädchen nach dem Schlosse zurück.

Man hatte Ameliens Jungfer, Hannchen zu Juliens Aufseherin gemacht. Sie war mit Amelien erzogen, und ihr sehr treu; daher glaubte der Oheim, er könne Julien auf ihren Spaziergängen von niemanden besser begleiten lassen, als eben von Hannchen. Julie gewann durch Sanftmuth, durch gütige Freundlichkeit, sogleich die Liebe des Mädchens, das ihre Aufseherin seyn

und sich sogar in ihr Vertrauen einschmeicheln sollte, um sie auszuhorchen. Hannchen hatte Geist genug für eine solche Rolle, und erreichte ihre Absicht. Julie sprach aber von ihrer Liebe mit so vieler Güte, mit einem so rührenden Vertrauen, daß Hannchen sich der Rolle, die sie übernommen hatte, schämte. Julie drückte sie an ihre Brust, und weinte an ihrem Herzen. Jetzt umfaßte Hannchen, die von der stolzen Amelie nicht so behandelt wurde, ihre Kniee, und gestand offenherzig, wozu man sie bestellt hätte. Doch sie ging noch weiter: sie erbot sich — jedes junge Mädchen befördert ja eine Liebe gern — Julien zu helfen.

Als Hannchen den schönen jungen Mann gesehen hatte, war sie noch fester entschlossen, seine und Juliens Liebe zu befördern. Sie übernahm mit Vergnügen den Auftrag, einen Brief von Julien in die Hände des Grafen zu bringen, und hatte ihn noch denselben Abend glücklich besorgt. Julie schrieb ihrem Geliebten: er möchte so lange in der Nähe bleiben, als man ihn nicht entdeckte, und mit Hannchen die Mittel, wie er sie am besten sehen könnte, verabreden. Das geschah denn sehr bald. Hannchen, die zu Intriguen recht geboren war, hatte, ohne ein Wort von Juliens Wünschen zu wissen, schon einen Plan ausgesonnen, der sie selbst auf eine sehr angenehme Weise mit ins Spiel brachte. Recht so! sagte das Mädchen; Jäger müssen Sie bleiben, Herr Graf. Sie sollen die

liebe Gräfin morgen Abend im Park sehen. Kommt Jemand (denn darauf muß man immer rechnen); so trete ich in die Stelle der Gräfin. Sie sind Jäger bei dem Herrn von Dasberg. Nicht wahr, den kennen Sie ja, und er ist Ihr Freund? Nun, würden wir denn ja überfallen, so habe ich Sie auf einer Hochzeit kennen lernen, und so weiter. Sie hätten mich, sage ich dann, im Park gesehen, und ich wäre nur auf eine Minute von der Gräfin weggegangen, um Ihnen zu sagen, daß Sie mir nicht auf jedem Schritte nachfolgen sollten. Merken Sie Sich das, Herr Graf!

Um einer solchen Scene schon im voraus Wahrscheinlichkeit zu geben, ging Hannchen mit dem Grafen durch die ganze Allee vor dem Schlosse, so daß es die Bedienten sahen. Jetzt weiß, sagte sie lachend, in einer Viertelstunde das ganze Schloß, daß ich mit einem Jäger freundlich gesprochen habe. Sehen Sie nur, wie der Kammerdiener hersieht! Geben Sie mir ja zum Abschiede die Hand!

Der Graf that es, und Hannchen lief nun verschämt, als hätte sie zu spät bemerkt, daß man sie belauerte, auf das Schloß zurück. Am Abend ging Julie mit dem Mädchen in den Park, und war mit ihrem Geliebten eine selige Stunde allein. In dieser Stunde nahmen Beide die Abrede, daß sie einander so oft sehen wollten, als es die Umstände erlaubten. „Meine Verwandten," sagte

Julie, „haben mir durch ihre Härte erst gezeigt, was ich darf. Warum sollen wir das Opfer dieses grausamen Familienhasses werden? Ist denn diesen Menschen alles erlaubt, und uns nichts? Ich gestehe Ihnen, daß ich glaubte, ich dürfte Sie nicht sehen. Aber es war nur eine elende Spielerei mit Worten. Ich durfte Sie lieben; warum nicht auch sehen? Warum sollte nur die Tugend nicht glücklich seyn dürfen! Man bewacht mich hier. Wohl denn! es ist hier ein Kampf der Liebe und des Hasses, der Tugend und des Lasters. Bin ich Ihnen nicht Treue schuldig, wie ich sie Ihnen versprochen habe? Dürfen meine Verwandten wohl einen Gehorsam von mir fodern, der mich zur Theilnehmerin an ihrem unnatürlichen Hasse zu machen schiene?"

Burgau warf sich vor Julien nieder, und sagte entzückt: o, meine Theure, mir kam es nicht zu, über das zu urtheilen, was Sie als Pflicht ansehen könnten. Ich durfte nichts sagen, und ehrte Ihr Herz auch in seiner zu weit getriebenen Aengstlichkeit. Da Sie aber jetzt, ohne mich, einsehen, daß die Natur uns durch heiligere Bande verbunden hat, als uns und unsre Familien, so darf ich reden . . . Julie, was verlangt man von dir? Gehorsam, wo Gehorsam ein Unrecht ist. Man fodert nicht bloß, daß du dich von mir trennen; man fodert, daß du mich hassen sollst. Ich liebe dich, darf sagen, daß ich

nicht lasterhaft bin, kann dich ernähren, und werde von dir geliebt. Sieh, das sind die Bedingungen, welche unsre Liebe vor jedem vernünftigen Menschen, und selbst vor Gott, rechtfertigen! . . . Ist dein Vater mehr, als die Natur? sind seine Rechte heiliger, als die Rechte deines Herzens? Er trete hieher, und sehe dich mit diesen schönen Thränen an meiner treuen Brust! er sehe die Bande, welche die heiligste Liebe um uns geschlungen hat! Nur Ein Verbrechen oder Ein Laster werfe er mir vor, und ich lasse dich! Wir sind einander gleich, einander werth. Und was ist es denn, das wir, um glücklich zu seyn, aufopfern müssen? Du einen Namen, ich einen: weiter nichts. Nenne dich Julie, ich will mich Karl nennen. Laß uns auch so nicht heissen; laß uns Menschen seyn, theure Julie! das ist alles, was die Natur von uns fodert, um ihr Amen über den Bund unsrer Herzen zu sprechen. Laß uns tugendhaft seyn! das ist es, was Gott von uns fodert, um unsre Verbindung zu segnen. Sieh, Julie, sie trotzen nur, weil wir so schwach, sie hohnlachen, weil wir so unentschlossen sind. Führt denn kein Weg von der Erdscholle hinweg, welche die Burgaue und die Steinthale zu dem Schauplatz ihres Hasses gemacht haben? Sie möchten diesen Haß gern noch über das Grab hinaus fortsetzen. Aber was können wir denn, wenn sie alles zu dürfen wähnen? Ihrem Hasse entfliehen. Eine Reise von einigen Tagen bringt uns an einen

Ort, wo kein Burgau, kein Steinthal mehr Gesetze vorschreibt. Sey mein, Julie! Der Himmel hat längst seinen Segen über unsre Verbindung gesprochen.

Julie fühlte sich sehr heftig erschüttert. Der Gedanke an eine Flucht war auch ihr schon durch die Seele gegangen; sie hatte ihn aber nie fest gehalten. Doch jetzt schwebte er, in das Gewand einer Tugend gekleidet, vor ihr, und drang mit erschütternden Tönen in ihre Seele. Es war ihr wirklich lieb, daß Hannchen sich langsam näherte und an die Trennung erinnerte. Das Gespräch wurde nun abgebrochen. Julie ging in die offenste Allee; das Mädchen hängte sich in den Arm des schönen Jägers, und brachte ihn bis an den Eingang des Parks.

Sobald Julie auf ihrem Zimmer war, fing sie an zu überlegen. Sie fand, daß es nicht unrecht seyn würde, mit ihrem Geliebten zu entfliehen, da ja ihre Verwandten nicht das Mindeste gegen die Verbindung mit ihm einwenden konnten, als ihren Haß; doch — das Bild ihres Vaters trat ihr, bittend und traurig, in den Weg. Er zeigte ihr sein blasses Gesicht, sein früh verbleichtes Haar, und rief ihr zu: so bin ich verlassen! — Sie ging noch einmal das ganze Reich der Möglichkeit durch, um ein Mittel zu finden, wie sie ihre Liebe mit der kindlichen Pflicht vereinigen

könnte; und nun sah sie mit Schrecken, daß, wenn auch ihr Vater einwilligte, dennoch nur der Aufenthalt in einer fremden Gegend sie dem verderblichen Hasse der beiden Familien entziehen könnte. Flucht war in der That das einzige Mittel, das sie übrig behielt, ihre Liebe und ihr Glück zu retten. Aber dennoch sagte sie zuletzt: nein! Burgau hat keinen Vater, den er verlassen muß, wie ich. O, ich stehe zwischen zwei Abgründen. Was ich auch wähle — es ist mein Unglück! . . . Mein Vater hat Recht, daß er mir die Verbindung mit Burgau verbietet: denn sie würde ihm sein ganzes Leben verbittern; und er hat Unrecht, daß er diesem Hasse nachgiebt: denn sein Herz fühlt ihn nicht. Wir haben Beide Recht und Unrecht. O, wie schwer ist es, immer tugendhaft zu seyn! — Sie blieb bei dem Entschlusse, ihren Vater nicht zu verlassen. Jetzt, da sie ihm dieses Opfer gebracht hatte, wollte sie auch ihrem Geliebten eins bringen. Sie nahm sich vor, ihn so oft zu sehen, als sie es möglich machen könnte. „Mein Vater soll glücklich seyn," sagte sie zuletzt mit aufgehobenen Händen; „aber auch Burgau. Guter Himmel! muß einen von uns Unglück treffen, so gieb mir das Loos!" Sie erklärte Burgau'n ihren Entschluß; und er ehrte ihre zarte kindliche Empfindung.

Fürs erste wurden ihre Zusammenkünfte mit dem Geliebten durch ihres Oheims Tod unterbrochen,

chen, der alles in Thätigkeit setzte. Juliens Vater nahm, als der nächste Lehnsfolger seines Bruders, die Güter in Besitz. Amelie reiste ab, sobald sie ihre Geschäfte in einige Ordnung gebracht hatte, obgleich ihr Oheim sie dringend bat, bei ihm zu bleiben und die Güter unter seiner Aufsicht ferner zu verwalten. Sie konnte es durchaus nicht ertragen, einen Andern als Besitzer der sonst von ihr beherrschten Güter zu sehen, und ging nach Berlin, wo sie den Baron Raubahn kennen lernte, und ihm ihre Hand gab.

Bei der Menge von Geschäften, mit denen Steinthal jetzt überhäuft war, und bei der grösseren Freiheit, deren Julie genoß, wurde es ihr nicht schwer, ihren Geliebten auch ohne Hülfe des Mädchens, das Amelie mitgenommen hatte, zu sprechen. Sie machte jetzt wieder Versuche, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten; doch er war durch den Besitz seiner neuen Güter in tausend Berührungspunkte mit allen seinen Verwandten gekommen, besonders mit seinen künftigen Lehnsfolgern. Zu mancherlei Veranstaltungen, durch die er das Glück seiner neuen Unterthanen zu gründen und zu sichern wünschte, brauchte er das Wohlwollen seiner Anverwandten nothwendig; so mußte er denn für jetzt seiner Tochter alle Hoffnung nehmen, obgleich sein Herz immer weicher wurde und ihr Glück fast schon beschlossen hatte. Nach dem Tode seines Bruders, den er liebte und schonte, fühlte

er bei weitem mehr Muth, dem Hasse seiner übrigen Verwandten die Stirn zu bieten. Seine Einrichtungen auf den Gütern sollten nur erst gesetzliche Festigkeit haben; dann wollte er auch seine Julie glücklich sehen.

Die Steinthale legten ihm bei seinen menschenfreundlichen Absichten tausend Hindernisse in den Weg, und machen die seltsamsten Foderungen an ihn, wenn sie ihre Einwilligung zu seinen Anstalten geben sollten. Schall, dem das Glück seiner Unterthanen (sein Lehnsfolger war ein harter Mann) vor allem Andern am Herzen lag, wählte endlich das kürzeste Mittel, seine Absichten zu erreichen. Man wird mich, sagte er zu Leuten, von denen es seine Verwandten wieder erfahren mußten — man wird mich noch zwingen, Julien eine Aufseherin, und mir selbst männliche Erben zu geben, deren Beifall zu meinen Einrichtungen ich nicht erbetteln darf. Ich werde mich wieder verheirathen. Um dies wahrscheinlich zu machen, ließ er sich unter der Hand nach diesem und jenem Fräulein erkundigen, und besuchte selbst einige Familien, die erwachsene Töchter hatten. Jetzt wurden seine Agnaten bald geschmeidig, und Alles nahm einen bessern Gang. Schall konnte seine Unterthanen von den drückendsten Lasten befreien, und über die andern unterhandelte man mit ihm, so daß er seinen Zwecken allmählich näher kam.

Julie setzte während dessen ihre geheimen Zusammenkünfte mit dem Grafen Burgau fort. Sie wurde nicht kälter gegen ihren Vater; aber sie verzweifelte an seiner Liebe, als auch sie hörte, daß er an eine neue Heirath dächte. Daß sie sich jetzt von allen Menschen verlassen fühlte, zog die Bande, durch die sie an den Grafen Burgau geknüpft war, immer fester. Sie hängte sich mit der ganzen Gewalt eines Herzens voll Leidenschaft an ihren Geliebten, und jetzt geschah, was Beide für unmöglich gehalten hatten. In einer schönen Nacht, als Julie, an ihres Burgau's Brust gedrückt, von seinen Armen umschlungen, da lag, und in Träumen von ihrem künftigen — ach, noch so ungewissen! — Glücke, wenn sie seine Gattin seyn würde, mit der herzlichsten Vertraulichkeit sprach; begeistert von ihrer Liebe, hingerissen von seinen Liebkosungen, verwirrt von den lockenden Träumen, trank sie von den Lippen des Geliebten ein betäubendes Vergessen. Sie wurde sein Weib, und nur die Nacht, die sie umgab, war Zeuge, nur die Nachtigall, die über ihr sang, segnete mit den Tönen der Liebe ihr Glück.

Die Morgendämmerung weckte Julien aus der Trunkenheit ihrer betäubten Sinne. Sie wand sich aus Burgau's Armen, stand schweigend vor ihm, legte ihre Stirn auf seine Schulter, und weinte reuige Thränen. „Ich bin dein," sagte sie leise, ihn umfassend; „aber ohne Zeugen sehen

wir uns nie wieder. Burgau, wir verdienen das Glück nicht mehr, das die Einsamkeit dem schuldlosen Herzen giebt; denn wir haben sie entweihet. Ich bitte dich, sag auch: wir sehen uns nie wieder allein!" — Nicht eher, erwiederte Burgau, sie an seine Brust drückend — nicht eher, als vor dem Altare, Julie, mein theures Weib. — Julie fragte, wehmüthig lächelnd: „werden wir je da stehen?"

Sie ging bebend die finstre Allee zu der kleinen Treppe, welche sie aufschliessen konnte. Diese Nacht hatte ihre Seelenruhe zerstört; der stolze Traum, Allen Alles zu seyn, ihren Vater durch Gehorsam, sich selbst und Burgau durch eine reine, schuldlose, geistige Liebe zu beglücken — dieser stolze Traum war verschwunden. Es blieb ihr nun nichts mehr übrig, als dem Geliebten gänzlich zu gehören, und alles Andre zu verlassen. Jetzt mußte sie sich an den Gedanken, zu entfliehen, vor dem sie sonst gezittert hatte, gewöhnen. Sie tröstete sich nicht damit, daß sie ihr Vergehen nur eine Schwäche nannte; sie bereuete den Verlust ihrer Unschuld mit den heissesten Thränen. Wohl hundertmal stand sie im Begriff sich ihrem Vater zu Füssen zu werfen und ihm alles zu gestehen; sie schwieg nur darum, weil sie fürchtete, daß ihr beleidigter Vater dann ihren Geliebten zur Rechenschaft ziehen würde. Jeder Blick ihres Vaters drückte einen scharfen Stachel in ihre Seele.

Sie bebte in seinen Armen; ein gütiges Wort von ihm, eine zärtliche Benennung, tönte in ihrer zagenden Seele wie ein harter Vorwuf. Jetzt war es ihrem gequälten Herzen, als finge sie an ihren Vater zu hassen, und es kostete ihr Mühe sich von diesem schrecklichen Gedanken zu befreien. — Ein Mensch, der an einem Abgrunde steht, kann davor zittern, daß er gegen seinen Willen den Entschluß fassen möchte, sich hinab zu stürzen. — Es war die zarteste Liebe, die Julien dies denken ließ.

Sie sah den Grafen nicht wieder, sondern schrieb ihm nur; und als ihre Cousine Amelie mit ihrem Manne zu einem Besuche kam, und dann auf einem zwei Meilen entfernten Gute blieb, um noch Geschäfte in Ordnung zu bringen, besorgte Hannchen wieder die Briefe der Liebenden. Der Graf berührte in den seinigen oft den Gedanken au Flucht; Julie antwortete aber nie darauf, ob ihr gleich das Entfliehen jetzt nicht mehr so zuwider war, als vorher.

Endlich entdeckte Julie, daß sie nach einigen M.naten Mutter seyn würde. Jetzt machte sie noch einen Versuch, ihren Vater zu rühren. Sie warf sich weinend in seine Arme, und bat ihn, ihr Glück nicht länger zu hindern. Julie, sagte der Vater ernst: du hast dein Unglück, wie du es nennst, schon so lange ertragen; ich hoffe, du

wirst es noch länger ertragen können. Sey muthig, mein Kind! Es wird noch alles gut werden: das verspreche ich dir. Juliens Vater meinte das wirklich so. Er war mit seinen Lehnsfolgern so ziemlich über alles einverstanden, und hatte fest beschlossen, sobald nur das Glück seiner Unterthanen auf allen Gütern sicher gegründet wäre, Julien, troz dem Hasse seiner Familie, ihren Geliebten zu geben. Will ich, dachte er: die Feindseligkeit dieser verkehrten Menschen nicht länger ertragen, so gehe ich mit Julien an einen Ort, wo mich der Haß nicht erreichen kann. — Sagen wollte er Julien davon nichts; es fürchtete, sie möchte nicht schweigen können. Auch hatte er die Grille, gern mit der Erfüllung eines Wunsches oder einer Hoffnung plötzlich zu überraschen. Aus eben der Ursache verschwieg er auch Theodorn den Nahmen seiner Eltern, so lange er noch glaubte, daß er sie finden würde. Julien dachte er eine Ueberraschung an ihrem Geburtstage zu: er wollte dann Burgau als ein Angebinde zu ihr führen. Als Julie ihn so zärtlich bat, konnte er kaum noch widerstehen, und glaubte, schon zu viel gesagt zu haben; Julie aber hatte ihn ganz falsch verstanden. Sie hielt ihres Vaters Antwort für harten, grausamen Spott, mit dem er ihre Bitte für immer abschlüge; und nun schwebte auf einmal der Gedanke an die Flucht wieder vor ihrer Seele. Sie schrieb ihrem Geliebten darüber, freilich noch nicht bestimmt, da sie noch immer schwank-

te. Burgau aber traf sogleich alle Anstalten, auf immer mit ihr verschwinden zu können. Er verkaufte sein Gütchen, unter dem Vorwande, ein grösseres zu kaufen, und nahm beträchtliche Geldsummen auf, gerade so viel, als die Ansprüche, die er an seine Familie zu machen hatte, betrugen. Jetzt war er reich genug, mit Julien, wo er nur wollte, bequem zu leben.

Er bereiste den Weg, den er nehmen wollte, um die ersten zehn oder zwölf Meilen ganz allein, und auch bei Nacht, fahren zu können. Dann bat er Julien dringend, ihm zu folgen. Sie war freilich schon dazu entschlossen, daß ihr nichts Andres mehr übrig blieb; aber dennoch zögerte sie von einer Woche zur andern, und zitterte vor dem Schritte, den sie doch thun mußte. Die Umstände wurden immer dringender, und Burgau schrieb ihr: „will die Geliebte nicht hören, so höre die Mutter! Julie, es sind nur noch wenige Wochen übrig. Ich kann vor Angst und Gram sterben; aber das Kind, das du unter deinem Herzen trägst — was hat dies Kind verschuldet, daß du es der Gefahr, die uns drohet, aussetzen willst?"

Das entschied. Julie schrieb an Burgau den Brief, der in die Hände ihrer Cousine fiel. Sie schickte ihn Hannchen, daß die ihn weiter befördern sollte. Der Bote brachte ihn dem Mädchen mit

den Worten: die Gräfin gab mir dies, mit Thränen in den Augen, und sagte dabei: es wäre viel an dem Briefe gelegen. — Die Baronin von Raubahn sah gerade aus dem Fenster, und rief herunter: was ist das für ein Brief? An mich?

Hannchen lächelte der gnädigen Frau zu, als dürfe sie jetzt nicht reden, als beträfe der Brief eine Posse, die sie ihr nachher sagen wollte. Sie fertigte den Boten ab. Da sie des Grafen Plan, mit Julien zu entfliehen, schon wußte, so wurde ihr nicht wohl dabei zu Muthe, daß die Baronin den Brief ertappt hatte. Sie öffnete das Siegel behutsam, las, erschrak, machte den Brief mit zitternden Händen wieder zu, und ging zu der Baronin. Hier ist der Brief, sagte Hannchen. Er hatte keine Aufschrift. — „An wen ist er denn?" — Kennen Sie den hübschen Jäger bei Dasbergs, Ihr Gnaden? — Hannchen erzählte nun, daß der Jäger in sie verliebt gewesen sey. Dann aber, fuhr sie fort, merkte ich, daß etwas Anderes dahinter steckte. Ich sollte Briefe bestellen an die Gräfin Julie. (Der Jäger ist, glaube ich, sonst bei dem Grafen Burgau gewesen.) Darauf ließ ich mich nicht ein; indeß mag wohl der Jäger zuweilen der Gräfin selbst einen Brief zugesteckt haben. Das war zu der Zeit, als Ewr. Gnaden Herr Vater starb. Dann gingen wir nach Berlin, und endlich nach Lobenstein. Seit einigen Tagen nun ist mein Jäger wieder da, und bittet mich, wenn

ein Brief von der Gräfin Julie käme, ihn doch ja in seine Hände zu geben. Ich versprach es, nahm mir aber vor, den Brief, wenn wirklich einer kommen sollte, Ihnen zu bringen. Vielleicht steht etwas darin, das Ew. Gnaden gern wissen möchten.

Das Mädchen erzählte so unschuldig, daß Amelie, die den Brief mit lüsternen Blicken in der Hand hielt, gar keinen Verdacht bekam. So neugierig ich auch bin, fing Hannchen heiter wieder an; so erbräche ich den Brief doch nicht. Ich gäbe ihn dem Herrn Grafen, Ewr. Gnaden Onkel. Ist nichts Wichtiges darin, so schelten die Leute einen nur für nichts und wieder nichts neugierig; und steht etwas sehr Schlimmes darin, so kann es der Vater übel nehmen, daß man den Brief nicht ihm gegeben hat.

Hannchen beurtheilte den Charakter der Baronin sehr richtig; sie wußte zuverlässig, daß diese den Brief jetzt nicht erbrechen würde. Und im schlimmsten Falle war das Unglück auch nicht so gar groß. Die Baronin konnte keinen Gebrauch von der wichtigen Nachricht machen; denn Juliens Vater war seit einigen Wochen verreist. — Daß sie den Brief in Händen hatte, konnte freilich die Entführung verzögern; aber Hannchen wußte ja den Inhalt, und wollte die unglücklichen Liebenden retten.

Frau von Raubahn verschloß den Brief, und Hannchen fing wieder an: ob ich nun den Jäger lieber gar nicht spreche? oder ob ich ihm etwas aufbinde, Ew. Gnaden? . . . Wenn ich ihn gar nicht sähe, so könnte er wohl auf den Einfall kommen, die Gräfin Julie selbst zu sprechen, da ihr Vater jetzt nicht zu Hause ist. „Recht!" antwortete die Baronin; „such ihn auf, und sag' ihm: die Gräfin würde in drei Tagen gewiß antworten. Er sollte nur alles durch deine Hände gehen lassen. Mach deine Sachen klug!"

Hannchen lief durch den Park, als suchte sie den Jäger auf, kam lachend wieder, und sagte: der soll auf seine Briefe warten!

Am folgenden Morgen kam Hannchen nicht zum Vorschein, und war auch nicht zu finden. Bis zum Mittag errieth man das Wahre nicht, da ihre Kleider noch da waren. Gegen Abend aber kamen Boten über Boten von Schalls nahem Gute, und suchten die Gräfin Julie bei ihrer Cousine, der Frau von Raubahn. Diese fuhr sogleich hinüber, und examinirte die Leute. Man wußte weiter nichts, als daß in der Nacht ein Wagen durch das Dorf gekommen sey, der eine Zeitlang am Park gehalten habe. Julien hatte heute noch niemand gesehen. Die Baronin schickte Leute zu Pferde ab, und schrieb an ihren Oheim. Dieser kam am folgenden Mittag, und fand einen Brief,

worin seine Tochter ihm Lebewohl sagte. Der Brief, den er mit bebenden Händen erbrach, war kaum leserlich; Juliens Thränen hatten viele Buchstaben halb ausgelöscht.

Man durchsuchte die Sachen der Entflohenen Sie hatte fast gar nichts von Kleidung mit sich genommen, und in der Eil auch sogar die Briefe ihres Geliebten vergessen. Aus diesen Briefen sah Schall, was in ihrem Herzen vorgegangen war, welche Wirkung sein Betragen, sein Schweigen, und seine letzte Antwort auf ihren Geist gemacht hatte. Sie war entflohen, weil sie an seiner Liebe verzweifelte. Auch Hannchens Brief wurde gefunden, worin sie erzählte, wie sie das Unglück, das Juliens Brief betroffen, wieder gut gemacht hätte. Burgau, hieß es darin weiter, würde um Mitternacht mit einem Wagen vor dem Park seyn.

Juliens Vater sah in Burgaus Briefen nicht nur den Gang der Begebenheit, sondern auch, was ihm jetzt über alles wichtig war, den ersten Theil des Weges, den die Flüchtigen hatten nehmen wollen. Er warf sich sogleich in einen Wagen, um den geliebten Kindern seine Einwilligung, seinen Segen nachzubringen.

Aus deines Vaters Briefen, Theodor, fuhr Schall in seiner Erzählung fort, sah ich erst ganz,

wie edel er war. Ich eilte den Entflohenen auf dem bezeichneten Wege nach, und fand zuerst überall Spuren von meiner geliebten Julie. Hier hatte sie — mit Thränen in den Augen, wie mir der Wirth, oder die Wirthin erzählte — gegessen; dort ein Paar Stunden geschlafen, und sich weinend niedergelegt. Ich fuhr Tag und Nacht, und kam ihnen immer näher. Aber auf einmal, eben als ich sie erreicht zu haben glaubte, hatte ich ihre Spur verloren. Sie waren an einem Dorfe ausgestiegen, hatten die Postpferde zurückgeschickt, und ihre Reise mit ganz fremden, hier bereit stehenden fortgesetzt. Ich durchsuchte ein Jahr lang die ganze Gegend; doch sie blieben verschwunden. Dann durchreiste ich Deutschland von einem Ende zum andern. Vergebens! ich fand sie nicht wieder. Theodor, wahrscheinlich hat der Gram deine Mutter getödtet, und du allein bist mir von ihr übrig!

„Ich, liebster Vater?" fragte Theodor gerührt. „Noch immer weiß ich nicht, weshalb Sie mich für Ihren Enkel halten. Die Zeit mag zutreffen." — Auch der Ort, unterbrach ihn Schall; denn nur zwei Meilen von Lobenstein verlor ich ihre Spur. Aber auch deine Aehnlichkeit mit dem Grafen Burgau, und dann . . . dieses Papier, das die zitternde Hand deiner Mutter geschrieben hat, und das Lindner auf deiner Brust fand. —

Er nahm das Papier aus seiner Brieftasche, und benetzte es mit Thränen.

Theodor, der seine Eltern nicht kannte, fühlte nicht ganz so tiefen Schmerz, wie sein Großvater, und suchte diesen mit neuen Hoffnungen zu erheitern. Schall schüttelte traurig den Kopf, und sagte: lebten deine Eltern noch, so würden sie sich doch Einmal nach dir erkundigt haben. O, sie sind todt! ich sehe sie nicht wieder! — Auf einige Stunden erheiterte ihn die Hoffnung wohl, die der Jüngling ihm machte; dann aber sank er wieder in den alten Gram zurück. Lebte Julie noch, sagte er, so würde sie mir doch einmal geschrieben haben. Theodor erwiederte: „nach den vielen vergeblichen Versuchen, Sie zu gewinnen, mußte meine Mutter nothwendig der Hoffnung entsagen, Ihre Einwilligung je zu erhalten. In ihren Augen waren und sind Sie ja der unversöhnlichste Feind meines Vaters.

Obgleich auch Theodor alle Hoffnung, seine Eltern zu finden, verlor, als er hörte, wo Schall sie gesucht hatte, so machte er dennoch mit seinem Großvater noch eine Reise in gleicher Absicht. Ich werde sie nicht eher wieder sehen, als jenseits des Grabes, sagte Schall. Ach, ich hoffte schon gar nicht mehr, bis ich dich wiederfand! — So verhielt es sich wirklich. Schall war um der Baronin von Raubahn willen nach Lobenstein

gezogen; seines Bruders Tochter sollte ihm seine eigne ersetzen. Er bemerkte bald, daß sie ihn über den Verlust seiner Julie nicht trösten konnte; auch sah er, daß sie die Herzen ihrer Kinder von sich stieß: und das erinnerte ihn schmerzlich an sein Unglück. Er liebte Heloisen, und selbst den jungen Baron, den er, ungeachtet seiner Entführung, vertheidigte, weil er ihn mehr für unglücklich, als für lasterhaft hielt. Theodor selbst konnte nicht abläugnen, daß der Baron wenigstens Gefühl für die Tugend habe, ob er gleich nicht tugendhaft sey; und die Briefe des jungen Senk bestätigten das. Raubahn war, als er von Mariens Verheirathung Nachricht erhalten hatte, aus Frankreich zurückgekommen, und nur einen einzigen Tag in Lobenstein geblieben. Schon im Begriff wieder abzureisen, hatte er kalt zu seiner Mutter gesagt: daß ich nicht glücklich bin, daß ich es vielleicht nie werde, ist Ihre Schuld, Mutter. Ich war ein Mann, und wurde wie ein Kind behandelt. Die lange Weile brachte mich zu Thorheiten, die ich nicht begangen haben würde, wenn Sie mir erlaubt hätten, etwas zu seyn. Ich bin beschimpft; und dieses Gefühl wird mich immer quälen. Wenn ich auch am Ende vergässe, daß ich liebte, so werde ich doch nie vergessen, daß ich den Menschen hasse, dessen Tugenden ich haben könnte. (Er meinte Theodor.) — Mit diesen Empfindungen fuhr er nach Schlesien ab, um sich in der einsamen Försterwohnung zu ver-

bergen, wo er mit Marien wenigstens einige Tage durch Hoffnung glücklich gewesen war.

Schall reiste ein Jahr lang mit Theodor in Deutschland umher, seine verlorne Julie zu suchen; und diese Zeit ließ er nicht ungenützt. Er führte seinen Enkel gleichsam in die Welt ein. Theodor lernte alle Klassen von Menschen kennen. Als Graf von Burgau, wie sein Großvater ihn jetzt nannte, hatte er Zutritt an den Deutschen Höfen; als Schall besuchte er die Werkstätten der Künstler, der Handwerker und die Hütten der Armen. Mitten unter den Menschen lernte er den Menschen achten, und behandeln; auch bekam er, was ihm fehlte: Nachsicht gegen die sehr natürliche Rohheit der niedern Stände. Er fing an zu begreifen, was junge Leute, und gerade die besten, so selten einsehen, daß Veredlung eines Volkes nicht das Werk Einer Generation ist, und daß man das Gute nicht erzwingen kann, nicht erzwingen darf. Er war vorher ein edler Jüngling; diese Reise machte ihn zu einem weisen Manne. Sein Herz umfing die Menschheit, aber nicht, um sie mit Gewalt in die Form seines eignen Herzens zu denken. Er haßte das Laster, als er abreiste, und er liebte die Menschen, als er zurückkam.

Schall wollte endlich das Glück seines geliebten Enkels nicht länger verzögern. Er kehrte mit ihm

nach Lobenstein zurück, und ließ ihn nicht bei dem alten Lindner, sondern in seinem Hause abtreten. Am folgenden Morgen ging er allein zu der Baronin, wohin ihm Theodor in einer halben Stunde folgen sollte. Die Baronin hatte gerade ihre beiden Kinder, (der Baron war erst vor einigen Tagen aus Schlesien zurückgekommen) bei sich in ihrem Zimmer, als die Thür aufging, und Schall, mit einem Stern auf der Brust, sehr edel hereintrat. Heloise und ihr Bruder wunderten sich; die Baronin aber ging ihm entgegen, und nannte ihn Oheim. Ich bin der Graf Steinthal, sagte Schall; euer Großoheim, meine Kinder. — Ihre heitre Miene, redete die Baronin an, sagt mir, daß Sie meine Cousine . . . — Schalls Auge wurde finster. „Nein," erwiederte er: „so glücklich bin ich nicht, Amelie; aber dennoch glücklich. Meine Tochter habe ich nicht wieder gefunden, aber ihren Sohn, den Grafen Burgau, meinen Enkel. Er ist mit mir gekommen, und ich werde ihn dir vorstellen, Amelie."

Den Grafen Burgau? Juliens Sohn? Lieber Oheim, wie ist denn das zugegangen?

„Das soll er dir selbst erzählen, Amelie. Ein Zettel von der Hand meiner unglücklichen Tochter hat ihn mir entdeckt. Jetzt habe ich keinen Wunsch mehr, Kinder, als in eurer Gesellschaft mein Leben zu beschliessen. Mein Enkel ist ein sehr edler

Mann.

Mann. Ich habe ihm von dir erzählt, Heloise, und komme, für ihn um dich anzuhalten."

Bei der Baronin regte sich der alte Haß wieder, worin sie erzogen war. Sie fragte: für einen Grafen Burgau? —

„Für meinen Enkel!" erwiederte Steinthal mit Ernst. „Amelie, könntest du den Enkel deines Oheims noch hassen?

Hassen nicht, mein theurer Oheim; doch überlegen muß ich.

„Nun, so thue das! Er ist mein Erbe."

Die Baronin verlangte den jungen Grafen zu sehen; ihr Oheim aber drang in sie, daß sie sogleich ihre Einwilligung geben sollte. Da sie wohl wußte, daß Heloise nie einen reichern Mann bekommen konnte, so gab sie nach einigem Zögern ihr Wort, und auch ihr Sohn äusserte seinen Beifall sehr bestimmt. Heloise stand mit kalter Ruhe da. Schall blickte sie fragend an. Sie sagte fest: meine Mutter kennt meine Meinung. Es ist unmöglich, theurer Oheim.

„Unmöglich?" fragte Schall mit lauter Stimme, und sah Heloisen starr ins Gesicht. „Heloise, so hättest du Theodorn betrogen, als du ihm sag-

test: du könntest alles, was die Tugend, was er von dir fordere? Theodor konnte mehr; er konnte für dich, und für die Ruhe einer Familie, sein Herz aufopfern. Da nimm! lies!" Er gab ihr einen Zettel.

Heloise las, wurde bleich, schwieg einige Augenblicke, und sagte dann laut: er verräth mich! er hat mich hintergangen! Aber dennoch ist es unmöglich! Nein, nein! O, theurer Oheim, lassen Sie mich nur eine Minute lang mit ihm reden! Man hat ihn getäuscht. Er schrieb das, ohne zu wissen, was er schrieb. Nein, diese Foderung kam nicht aus seinem Herzen.

Schall nahm ihr den Zettel aus der Hand, und las: „Heloise, wenn du mich liebst, so gieb deine Hand dem Grafen Burgau. Ich fodere es von dir ganz frei und offen. Du versprachst, zu thun, was ich foderte. Jetzt halte dein Wort." — Nein, sagte Heloise; nie! O, nur eine Minute will ich ihn sprechen, nicht einmal sprechen, ihn nur ansehen. Nimmermehr kann der Graf Burgau meine Hand erhalten. Theodor wurde gezwungen, das zu schreiben.

„Da hast du die Leidenschaft, Heloise! Du wollest ein Ideal von Tugend erreichen: deine Liebe sollte nur der heiligere Antrieb zu deiner Pflicht seyn; und jetzt ist sie nichts als Liebe! Aber," fuhr er

mit sanfter Stimme fort; „sollte sie denn mehr seyn als das, mein gutes Kind? Nein! du hast nur aus der Tugend ein Spiel gemacht. So ist der Mensch! der edelsten Entschlüsse fähig; doch schwach, sie auszuführen! Nur der muthige Entschluß, deine Liebe aufzugeben, konnte diese Liebe entschuldigen. Das hast du selbst gefühlt. Siehst du, mein Kind, daß Tugend etwas anderes ist, als ein volles Herz, als ein starker Entschluß?" Lächelnd sagte er nun: „aber erinnerst du dich des Billets nicht, das dir Theodor den Tag nach seiner Abreise von hier schrieb, und das ich dir mit der Bedingung gab, daß du den Inhalt gänzlich verschweigen solltest?" — Heloise warf sich freudig an seine Brust, und rief: o, wäre es möglich! O ist es, was ich ahne?

„Es ist!" — Schall öffnete die Thür, und Theodor trat in das Zimmer. „Dies ist der Graf Burgau," sagte Schall, und stellte Theodorn der Baronin vor. Diese befand sich in einer seltsamen Lage: es war ein Gemisch von Liebe und Widerwillen gegen Theodor in ihrer Seele. Vielleicht hätte die alte Liebe bei der Ueberraschung dieses Augenblicks gesiegt; aber die triumphirenden Blicke, welche die Liebenden auf einander warfen, setzten ihre Eitelkeit, ihre Herrschsucht in Bewegung. Die beiden jungen Leute sollten also dennoch den Sieg gewinnen? Nichts von Allem, was sie gewollt hatte, sollte gelungen seyn? Dieser Theo-

vor, der sich zuerst von ihrer Herrschaft losgerissen hätte, sollte siegen? — Der Widerwille gewann die Oberhand, und der Gedanke, daß es mit dem Nahmen Burgau nicht ganz richtig seyn könnte, machte ihn noch stärker. Wie dem auch ist, mein theurer Oheim, sagte die Baronin; dieser junge Mann, er heisse Burgau oder anders, kann nie die Hand meiner Tochter bekommen. Die Hinterlist, mit der er sich in ihr Herz gestohlen, die Kühnheit, mit der er mich so lange zum Spiele seiner geheimen Intriguen gemacht hat, erlauben mir nicht, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ist er ein Graf Burgau, wofür Sie ihn erklären, was aber schwerlich Jemand eher glauben wird, als bis auch seine Mutter ihn dafür erklärt; — ist er das, so hat er an seinen eigenen Eltern ein Beispiel, zu welchen Verirrungen, zu welchem Unglück die geheimen Kabalen einer thörichten Liebe führen. Ich will das Spiel solcher Intriguen nicht seyn. Schon zu lange habe ich den Thorheiten meiner Kinder nachgesehen; jetzt will ich es nicht länger. Merke dir das, mein Sohn! Wie es scheint, Herr Onkel, haben Sie selbst ein Rolle bei diesem Spiele meiner Kinder mit mir. Wenigstens gaben Sie, nach Ihrem eigenen Geständnisse, Heloisen ein Billet, das sie die Verwandlung eines ausgesetzten Kindes ohne Nahmen in einen Grafen hoffen ließ. In der That, von Ihnen hätte ich das am wenigsten erwartet! Aber dem sey, wie ihm wolle;

ich habe nicht Lust, mein Leben hindurch eine entlaufene Tochter zu suchen.

„Amelie!" sagte Schall erhitzt und drohend.

Ist sie etwas anders? fragte Amelie, die selbst in Hitze gerathen war. Aber was geht das mich an! Genug, ich liebe keine Töchter, die entlaufen, und keine Schwiegersöhne, die auf einmal zu Grafen werden, man weiß nicht wie.

„Amelie!" rief Schall noch einmal.

Es ist so, fuhr Amelie heftiger fort. Ein Zettel von seiner Mutter, sagen Sie? Nun wohl, sobald die Grafen von Burgau ihn für einen Burgau erkennen, will ich mich auch nicht weigern, es zu thun. Was kümmert das mich! Aber ein Fräulein Raubahn wird nie seine Frau. Aus tausend Gründen nicht. Selbst hier mein Sohn . . . — (Der junge Raubahn schwieg finster.) — Und ich muß Sie bitten, da Sie doch der Großvater dieses jungen Menschen seyn wollen, mich gegen seine unrechtmässigen Unternehmungen zu sichern, daß ich nicht zu härtern Maßregeln gezwungen werde.

„Amelie," sagte Schall traurig; „seit drei und zwanzig Jahren suche ich meine Tochter, die mir die Augen zudrücken soll, wenn ich sterbe.

Du hast Kinder, wie ich eins hatte. Amelie, du bist noch härter, als ich war!"

Wollen Sie meine Tochter etwa aufmuntern, so bald als möglich mit dem jungen Menschen zu entlaufen?

„Nein, bei Gott! das will ich nicht." Er faßte Theodors Hand, und sagte sehr bewegt: „ich verspreche in deinem Nahmen, daß du nie deine Geliebte entführen wirst."

Theodor warf sich an seine Brust. Ich kann sterben, mein Vater; aber nie werde ich das Wort brechen, das Sie für mich gegeben haben.

Nie, nie, liebe Mutter! sagte Heloise weinend, und sie umarmend. Ich werde ihn ewig lieben, doch niemals Sie verlassen.

Die Baronin fühlte sich gerührt; doch ihr Entschluß blieb unerschüttert. Sie faßte die Hand ihrer Tochter, und wollte sie wegführen. Heloise riß sich los, gab Theodorn die Hand, und sagte: „ewig dein!" Dann ging sie mit ihrer Mutter.

Schall und Theodor verliessen das Haus. Die Baronin warf sich, als ihr Sohn in das Zimmer trat, weinend auf einen Sofa, und rief in tiefem Schmerze: welch eine unglückliche Mutter bin ich!

— Ihre beiden Kinder standen in der Ferne mürrisch und schweigend da, und hatten nicht einmal den Muth, sie zu trösten. Alle Drei, und am meisten die Mutter, fühlten, daß ihnen Liebe fehlte.

Endlich sprang die Baronin auf. Nein, Heloise, niemals. Rechne nicht auf meine Einwilligung, und wäre auch die Fabel von seiner Geburt nicht erdichtet. Selbst dein Bruder wird es nie zugeben; Theodor hat ihn beleidigt. — Der Baron stand schweigend da. Heloise trat einen Schritt näher. „Eine Fabel, liebe Mutter? Gewiß nicht. Theodor ist zu edel für jede Unwahrheit; und für eine solche wäre nur der verächtlichste Mensch klein genug. O Mutter, wir Drei stehen auf einem furchtbaren Punkte gegen einander. Wir könnten noch unglücklicher werden, als wir es jetzt sind; aber wir würden nicht trostlos seyn, wenn Sie uns liebten."

Undankbares Geschöpf! sagte die Mutter. — Heloise seufzte, und schwieg. — Du sollst reden! Ich befehle es!

Heloise antwortete sanft: „ich habe Ihnen mein Wort gegeben, ihn nie gegen Ihren Willen zu heirathen. Das halte ich für meine Pflicht. Ich will nicht glücklich seyn, weil Sie es nicht erlauben wollen. Doch eben so fest, theure Mut-

ter, bin ich entschlossen, nie einem andern Manne meine Hand zu geben, weil ich nicht unglücklich werden will."

Und du, mein Sohn? fragte jetzt Amelie bitter.

Der Baron zuckte die Achseln. Dieser Theodor, oder Burgau, hat mich beleidigt; aber — ich würde ihm verzeihen, um meine Schwester glücklich zu sehen.

Recht so! verzeihen, um selbst Verzeihung zu erhalten!

Nein, das nicht, Mutter. Ich rede nicht mehr von mir; mein Entschluß ist gefaßt.

Wenn einst dein Sohn so mit dir spräche: ich glaube, du würdest nicht so nachgiebig seyn; du würdest das nicht Vorurtheil nennen, was du jetzt so nennst.

Das kann seyn, liebe Mutter; vielleicht dächte ich anders, als jetzt. Ich will Ihnen sogar nicht läugnen, daß ich selbst wünschte, meine Geliebte wäre mir am Range gleich. Wüßte ich aber, daß mein Sohn nicht anders als so glücklich seyn könnte, dann. . . —

Wenn ich das glaubte, unterbrach ihn die Baronin spöttisch; dann sollte dir meine Einwilligung nicht fehlen. Du liebtest Marien, und liebst jetzt eine Andre. Warum sollte ich nicht hoffen dürfen, daß du auch eine Dritte, eine Vierte lieben wirst? Antworte darauf, wenn du kannst!

Auch das gebe ich zu, liebe Mutter, antwortete der Baron empfindlich: ja, wenn die Nothwendigkeit geböte, wenn ich müßte. Aber jetzt muß ich nicht; und so werde ich mein Glück nicht auf das Spiel setzen, um einer unsichern Zukunft, um eines unbedeutenden Vorzugs willen.

Wie? du müßtest nicht, wenn die Ruhe deiner Mutter auf dem Spiele steht?

Die kann wohl nicht auf dem Spiele stehen, so lange Sie über die heissesten Wünsche Ihres Sohnes spotten. Sie nehmen so wenig Theil an unserm Glück, daß Ihnen auch unser Unglück bald gleichgültig seyn würde. Was haben Sie gegen den Grafen Burgau einzuwenden? Warum soll Heloise ihn nicht heirathen? Weil sie es wagte, ohne Ihre Erlaubniß zu lieben. Sie haben Kinder, gute Mutter; aber Sie sind auf dem Wege, beide zu verlieren.

Ich habe sie längst verloren! sagte die Baronin heftig, und verließ das Zimmer.

Der Baron liebte jetzt wieder, und edler, als das erste Mal. Von seiner Försterwohnung in Schlesien aus, durchstreifte er die umliegende Gegend. Bei einer von diesen Streifereien traf er Theodors Freund, Herrn Sommer, und gefiel diesem durch einen sehr interessanten Zug von sanfter Güte, den die Liebe und das Unglück seinem Gesichte mitgetheilt hatten. Herr Sommer bat ihn, mit in sein Haus zu kommen. Wie es Theodorn und Marien gegangen war, so ging es auch dem jungen Raubahn. Das Glück dieses Hauses — offenbar die Wirkung der Liebe, die aus jedem Gesichte deutlich hervorstrahlte — machte tiefen Eindruck auf ihn, und er fühlte sich gleich in dem ersten Augenblicke an die Familie geknüpft; aber schon nach wenigen Minuten hörte er seinen Feind Theodor nennen, den ein ähnlicher Zufall mit Herrn Sommer bekannt gemacht hatte. Der Baron konnte nicht zweifeln, daß man hier seinen Nahmen und sein Vergehen kennen müßte. Darüber wurde er ernst, und nahm sich vor, die Bekanntschaft nicht fortzusetzen; aber nach wenigen Stunden war ihm das unmöglich. Er gab sich einen andern Nahmen, und wiederholte seine Besuche.

In dem Kreise dieser glücklichen Familie fand der Baron sein Herz wieder, doch bald auch neue Unruhe. Er liebte die älteste Tochter des Hauses; und wie sehr war diese Liebe von der zu Marien unterschieden! Sie fing mit Vertrauen an, und

wurde dann Freundschaft. Es währte lange, ehe der Baron sich selbst sagte, daß Wilhelmine zu dem Glücke seines Lebens nothwendig sey.

Diese Liebe blieb kein Geheimniß; denn hier verstellten sich die Herzen nicht gegen einander. Herr Sommer kam eines Morgens dem Baron entgegen, und sagte ihm mit ernster Offenheit: Sie scheinen unsre Wilhelmine zu lieben, mein junger Freund; und auch des Mädchens Herz ist Ihnen, glaub' ich, nicht abgeneigt. Oder habe ich mich geirrt? — Der Baron erklärte froh, daß er Wilhelmine mit der innigsten Zärtlichkeit liebe, und daß der Besitz ihres Herzens ihn zu dem glücklichsten Menschen machen würde. Herr Sommer sagte lächelnd: Wilhelmine liebt Sie; und ich glaube, sie hat es diesen Morgen ihrer Mutter sogar gestanden: denn Beide hielten einander weinend in den Armen, und auf Wilhelminens Wangen lag nicht der Widerschein der schönen Morgenröthe, sondern das noch schönere Roth der Liebe. Das also wäre in Ordnung. Nun aber, mein lieber junger Freund, fuhr er lächelnd fort, ich glaube bemerkt zu haben (freilich kann ich mich irren), daß Sie uns ein Geheimniß verbergen.

Nein, Sie irren Sich nicht, fiel Raubahn ein; ich habe ein Geheimniß, das mir selbst die süssesten Augenblicke in dem Kreise Ihrer Familie

verbitterte, und das vielleicht, wenn Sie es wüßten . . .

Warum sollte ich es wissen, unterbrach ihn Sommer, wenn die Ruhe meiner Tochter nicht dadurch bedrohet wird! Es ist vielleicht besser, keine Geheimnisse zu haben; doch das wird sich ja finden. Sie wünschen Sich Wilhelminens Hand. Nun erlauben Sie mir zu fragen: sind Sie frei? sind Sie unabhängig?

Das bin ich. Aber ich darf Ihnen nichts verschweigen. Ich habe eine Mutter, die wahrscheinlich diese Verbindung nicht billigen wird; doch ich bin vollkommen unabhängig von ihr.

Nicht billigen wird? Wissen Sie das gewiß? Warum nicht?

Weil . . . weil . . . — Der Baron konnte jetzt sein Geheimniß nicht länger verbergen — . . . weil ich von Adel bin.

Sommer lächelte. Sie haben also einen andern Nahmen angenommen. Müssen Sie Sich verbergen?

Nur Ihnen, lieber Herr Sommer; nur Ihnen konnte ich meinen Nahmen nicht sagen.

Nur mir? Das ist seltsam! Ich begreife das nicht. Doch vielleicht war es nöthig, und Sie hatten keine üblen Absichten dabei. Ich weiß, wie gebietend die Umstände zuweilen sind. Haben Sie noch etwas zu sagen?

Ja, wenn Sie die Unbesonnenheiten eines jungen Menschen verzeihen können, der, ohne Geschäfte, ohne einen Freund, ohne eines Menschen Liebe, sich selbst überlassen war.

Ich verstehe Sie nicht.

Sie werden mich verstehen, sobald ich Ihnen meinen Nahmen nenne. Ich bin der Baron Raubahn.

Sommer fuhr heftig erschrocken zurück. — Der Baron schlug die Augen nieder, und sagte traurig: o, wenn Sie wüßten, wie viel mich zu diesem Vergehen trieb! Die heftigste Leidenschaft, ein durch die seltsamste Kabale einer Frau, von der ich Liebe erwarten konnte, tief gekränkter Ehrgeitz, jugendlicher Trotz. Man foderte mich gleichsam auf zu dieser Handlung. O, wenn Sie Alles wüßten, Sie würden bei meinem Nahmen nicht so erschrecken!

Raubahn? fragte Sommer, wie aus einem tiefen Traume erwachend; derselbe Raubahn, der

vor einem Jahre das Mädchen entführt hatte? Wie war es doch mit dieser Begebenheit? Erzählen Sie, Herr Baron.

Raubahn wunderte sich über die sonderbare Zerstreuung, in welche sein Nahme Herrn Sommer versetzt hatte, und merkte, daß diesen noch etwas anderes, als die Entführung Mariens so betroffen gemacht haben müßte. Während der Erzählung erholte sich Sommer wieder; der Baron mußte ihm aber noch einmal erzählen. Jetzt war Sommer aufmerksamer, und erkundigte sich nach den kleinsten Umständen. Der Baron sagte Alles sehr aufrichtig, und glaubte in Sommers Augen keine Spur von Abscheu oder auch nur von Unwillen zu bemerken.

Als er geendigt hatte, sagte Herr Sommer in grosser Bewegung: Herr Baron, ich verzeihe Ihnen diese Unbesonnenheit, die so glücklich abgelaufen ist. Ob Wilhelmine aber Ihnen so schnell verzeihen wird, daß Sie schon eine Andre liebten? Auch das kann ich Ihnen, wie ich glaube, versprechen. Sie haben beinahe ein Jahr lang unter uns gelebt. Ich hoffe Sie besser zu kennen, als aus diesem einen Vergehen. Aber wissen Sie gewiß, Herr Baron, daß Sie unabhängig von dem Willen Ihrer Mutter sind, und daß Sie recht handeln, wenn Sie meiner Tochter Ihre Hand geben?

Sind Sie Ihres Herzens auch in der fernsten Zukunft sicher?

So sicher, als ich weiß, daß der Tag leuchtet.

Nun denn, Herr von Raubahn, so gebe ich Ihnen mein Wort, Wilhelmine ist die Ihrige. Ich wage viel, mehr als Sie glauben. Aber das Glück eines Kindes — was könnte man dafür nicht! Sie reisen je eher je lieber ab, und wenden alles Mögliche an, Ihre Mutter zu gewinnen. O, der Unwille einer Mutter ist ein bittrer Gifttropfen auch in dem höchsten Entzücken der Liebe und des Glückes! Sie schreiben mir Wort für Wort, was Sie für Wilhelminen thun, und was Ihre Mutter antwortet. Jetzt kommen Sie, von meiner Tochter Abschied zu nehmen.

Sommer führte den Baron in den Garten. Wilhelmine stand in der Ferne, und kam heute dem jungen Manne nicht entgegen, was Sie sonst wohl zu thun pflegte. Sommer rief, und sie näherte sich ängstlich, an der Hand ihrer Mutter. Der Vater sagte lächelnd: du liebst diesen Mann, Wilhelmine, und er liebt dich. (Er legte Beider Hände in einander.) Sag ihm Lebewohl. Er reist noch heute ab, um dich bald wieder zu sehen.

Heute? fragte Wilhelmine zitternd.

Heute, in einer Stunde. Er hat eine Mutter, die nicht weiß, daß er dich liebt. Sag ihm Lebewohl!

Leben Sie wohl, sagte Wilhelmine, noch immer zitternd. Der Baron beugte sich auf ihre Hand, und küßte sie. Dann richtete er sich wieder auf, und fing an: Ihr Vater hat mir verziehen. — Davon nichts, unterbrach ihn Sommer. Sagen Sie Lebewohl, und das Andre überlassen Sie mir. — Sommer umfaßte ihn mit einem Arm, und drückte mit dem andern seine Tochter an das Herz. Auch seine Gattin umfaßte die Liebenden. „So,“ sagte der Vater gerührt, „sollten alle Liebende und ihre Eltern stehen!“ Der Baron drückte Wilhelmine an sein Herz, küßte sie, und der Bund mit ihr war fest geschlossen. Zögernd verließ er den Garten, worin er die Freude der edlen und glücklichen Liebe zuerst empfunden hatte. Noch denselben Tag reiste er ab, und in Lobenstein warf er sich seiner Mutter mit dem Geständnisse seiner Liebe zu Füssen. Die Baronin blieb fest bei ihrem Nein, so viel er auch that, sie zu bewegen. Das Band, welches die Mutter und den Sohn verknüpfte, lös'te sich immer mehr auf. Ihre Gespräche waren Spott; seine Antworten wurden bitter und kalt, und nur Heloise hielt ihn noch in den Schranken der kindlichen Achtung. — —

Schall führte, nach der Unterredung auf dem Schlosse, seinen Enkel sogleich zu Lindner; und bei dem war eine Scene der zärtlichsten Liebe. „Nein," sagte Lindner, nachdem er alles gehört hatte; „und wenn es mir das Leben kosten sollte — ich kann dich nicht Herr Graf nennen, mein Söhnchen." Sabine hatte immer nur Schalls Orden in den Augen, und konnte nicht begreifen, wie es mit allen diesen Verwandlungen zugegangen war. „Aber, lieber Schall . . . Herr Graf," hob Lindner wieder an, „daß er so vornehm ist, freut mich doch; denn nun, Gott Lob! kann er glücklich werden mit Fräulein Heloisen. Und sollte ich ihn auch nie wieder Theodor nennen; wenn er nur glücklich wird! . . . Mit der Liebe, mein Söhnchen, bin ich jetzt aufs Reine gekommen. Ich ging vom Plato zum Ovidius; und da hat Walch Recht, wenn er der Liebe nicht trauet. In dem Philosophen sowohl als in dem Dichter sah es betrübt um sie aus. Aber jetzt . . . Schütte du ein gesundes Essen — und das ist, Gott sey Dank! die Liebe — in Kupfer, so wird es zu Gift. Eben so die Liebe. Thu sie in das Herz eines Bösewichts; sie wird sich in verderbendes Gift verwandeln. Das merkte ich wohl schon sonst; aber so recht trauete ich doch nicht. Denn davon müßte doch etwas in einem Klassiker vorkommen, dachte ich. Nun, es steht auch in einem, mein Söhnchen. Sieh, Plutarch, das

ist der rechte Mann! Er nennt die Liebe, aber — wohl zu merken! — die Liebe zu einem Mädchen oder zu einer Frau, die man heirathen will, etwas Göttliches. Mit dürren Worten sagte er: die Liebe ist die Sonne, welche die ganze Natur beseelt. Nun hatte ich's heraus, mein Söhnchen. Siehst du, also darf ich jetzt über die Liebe ein Wort mitsprechen. Das Einzige begreife ich nur nicht, daß ich alle mein Tage kein Mädchen geliebt habe. Aber was thut es? Da glaube ich denn an den Plato, und sage: mich haben sie nicht von einander gesägt; also brauche ich meine Hälfte nicht zu suchen. Und am Ende ist Liebe doch immer Liebe; und Gott weiß, die Brust ist mir so voll von Liebe zu euch Allen, ja in diesem Augenblicke sogar zu dem Bücherfeinde, dem Kalifen, der mit . . . nun Gott vergebe es ihm! ich kann es doch fast nicht! . . . der mit den alten Klassikern die Bäder in Alexandria heitzen ließ. Seht Kinder, meine Brust ist jetzt so voll Liebe, daß mir die Thränen aus den Augen dringen. Nun komm, mein Söhnchen! Graf Theodor, komm an dieses volle Herz!"

Wer konnte der so rührenden Freudenergiessungen des guten alten Mannes widerstehen! Es erhob sich ein froher Tumult im Zimmer; man umarmte einander und jauchzte, ohne daß jemand so recht wußte, weswegen. Sabine allein schien kalt

zu seyn; Schall mit seinem Orden imponirte ihr. Theodor bemerkte es, und sagte: „es scheint, liebe Mutter, als ob Sie Sich nicht mit uns freueten.“ Sabine umarmte ihren Pflegesohn, anstatt ihm zu antworten; doch sein Titel: Graf, nahm der Liebkosung das Vertrauliche. „Gewiß ist Jnen etwas, liebste Mutter!“ sagte Theodor noch einmal.

„Da hast du's, Sabine!“ rief Lindner. „Siehst du wohl, daß ich nicht der Einzige bin, der da sagt, du kannst dich nicht freuen? Aber, mein Söhnchen, nimm daran keinen Anstoß. Sieh, schon oft, wenn uns der liebe Gott einen Freudentag geschenkt hatte, und Sabine so da stand, und mitten in der Freude an Braten und Brühen denken konnte, die freilich zu so einem Tage auch gehören; dann ärgerte ich mich jedes Mal, und dachte zuweilen — Gott vergebe es mir! und vergieb du es mir auch, Sabine! — ich dachte zuweilen: der Neidhart! Aber ich irrte mich, und jetzt weiß ich wohl besser, warum sie so hölzern da steht. Plutarch in seinen Tischgesprächen hat es mich gelehrt. Er sagt: „der Wein berauscht keine Frau so leicht, als einen Mann. Der Frauen Temperament ist feucht, naß. Das giebt ihnen die weiche, glatte, glänzende Haut. Ihr Körper ist wie ein Schwamm voll Gänge und Röhren.“ Sieh, da geht der Wein schnell durch,

wie die Freude und der Schmerz. Begreifst du das, mein Söhnchen?"

Theodor antwortete lächelnd: ich möchte sagen, in ihrem weichen Herzen verbirgt sich die Freude, wie der Schmerz. Sie sind mäßiger in der Freude und geduldiger im Schmerz, als wir.

„Sie sind, sie sind! Recht gut, mein Söhnchen. Doch Plutarch sagt, **warum** sie es sind. — Nun aber geht es doch wohl nach dem Schlosse?"

Wir kommen von daher, sagte Theodor traurig. Die Baronin hat mir Heloisen abgeschlagen.

„Abgeschlagen?" fragte Lindner erstaunt. „Abgeschlagen? warum denn? Ganz gewiß, weil ein Andrer als sie den Plan gemacht hat. Aber dies alles ist doch ein Plan — ich möchte beinahe sagen, von Gott! . . . Nein, lieber Schall," fuhr er bitter und böse fort; „ich habe mein Lebtage das Salische Gesetz nicht leiden können, von dem auch nicht einmal eine Urkunde vorhanden ist."

Auch keine in der Natur, fiel Schall ein, da

doch jedes gute Gesetz der Wahrheit seine ewige Urkunde in dem Herzen der besseren Menschen hat!

„Recht, recht, liebster Schall. Ich habe immer gesagt: warum sollen Weiber nicht eben so gut regieren können, wie die Männer?"

Und wäre das richtig, was Ihr Plutarch behauptet, daß sie nicht leicht betrunken werden, so hätten sie ein Recht mehr zum Regieren, als wir.

„Hm! das wohl nicht; und müßte ich auch zugeben, daß Plutarch sich geirrt hätte. Die Franzosen, deren Wapen Lilien sind, sagen, wenn sie das Gesetz vertheidigen wollen: die Lilien spinnen nicht. Sehr albern! sage ich. Aber jetzt behaupte ich, daß jedes Volk ein Salisches Gesetz nöthig hätte, welches bösen Menschen verböte zu regieren, Männern oder Weibern, gleich viel; denn wer nicht liebt, darf nicht regieren: von Gott an, wahrhaftig, bis auf einen Gefängnißwärter hinunter. Das Kapitel von der Liebe Gottes steht vor dem von seiner Regierung. Wüßten wir von dem ersten nichts; das andere wäre ungeschrieben geblieben. Es ist Ihres Bruders Tochter, die Frau Baronin; aber doch sage ich, weil es wahr ist: sie liebt nur sich selbst. Wenn

sie hier gewesen wäre, ich glaube die Freude wäre durch ihr Herz gelaufen, wie Wasser durch ein Sieb, nicht weil sie ein Frauenzimmer ist, sondern weil sie keine fremde Freude leiden kann. Ehemals hieß es: sie haben ihn zum Fenster hinein gesteckt. Das hatte einigermassen Grund; obgleich das Gesetz, oder vielmehr das thörichte Vorurtheil, gegen Fündlinge auch keine Urkunde in dem Herzen der Menschen hat, wie Sie vorhin sagten. Aber jetzt, da unser Theodor ein Graf, und ihr naher Verwandter ist — was nun? . . . Ich möchte nun behaupten, man müsse sich an die gnädige Frau nicht kehren." Da niemand antwortete, so nahm Lindner Theodorn in seine Arme, drückte ihn an sich, und schwieg ebenfalls. „Denn," sagte er nachher, „wozu man so stillschweigt, dabei muß doch ein Haken seyn. Mag Gott es lenken, wie er will! Er weiß am besten, was Recht ist, und wie weit eine Mutter gehen darf. Aber darauf will ich wohl wetten, daß die da oben auf dem Schlosse nicht das Herz haben, einander die Hand zu geben; versteht sich das Herz mit dazu, wie es immer seyn sollte."

Schall und Theodor blieben den Tag über bei Lindner, der sich heute wohl noch zehnmal über die Frau von Raubahn ereiferte, wohl noch zehnmal den Plutarch anführte, und endlich mürrisch

zu Bette ging. Zu Hause machten Beide allerlei Plane, die zu nichts führten, da man nicht hoffen durfte, daß die Baronin nachgeben würde. Theodor erwartete sein Glück nur von Heloisens Muthe und Liebe. Doch so hoffnungslos er und sein Großvater auch waren, so hatten sie doch den Trost, daß sie einander liebten.

Auf dem Schlosse fehlte es an diesem Troste. Die Mutter blieb immer allein, und eben so ihre beiden Kinder. Man kam nur bei Tische zusammen, und war einsylbig, obgleich höflich. Auch Heloisens Zärtlichkeit hatte sich verloren. Sie betrug sich zwar ehrerbietig gegen ihre Mutter, aber kalt und ernst. Der Baron war um so finsterer, je fester er beschlossen hatte, seine Wünsche durchzusetzen. Er bestellte einen Boten, und trat mit einem Briefe in der Hand in das Zimmer seiner Mutter. Dieser Brief, Mutter, sagte er kalt, entscheidet. Werden Sie mir Ihre Einwilligung nicht geben?

„Nein!" antwortete die Baronin kurz ab, und wendete ihm den Rücken zu.

Ich habe gethan, was ich konnte, sagte der Baron mit fester Stimme. Jetzt muß ich Sie denn nur noch um das Einzige bitten, meine gnädige Mutter, daß Sie Sich gefaßt halten,

meine Gemahlin in Kurzem mit der Achtung zu empfangen, die ihr gebührt.

„Die Achtung, die ihr gebührt? Ich hoffe, sie gar nicht zu sehen. Du hast die Wahl zwischen deiner Mutter und dem Mädchen.“

Nun wohl! so wähle ich das Herz, das mich liebt. — Er verbeugte sich, und schickte den Brief mit einer Stafette an Herrn Sommer ab. In diesem Briefe sagte er Alles, was er gethan hatte, um die Einwilligung seiner Mutter zu erlangen; und damit es noch stärkern Eindruck machen sollte, erzählte er auch umständlich ihre Härte gegen Heloisen, die sich ebenfalls nicht entschuldigen lasse, da ihr Geliebter, wie sich gefunden habe, ein Enkel des Grafen Steinthal, der Sohn eines Grafen Burgau, und folglich Heloisen an Stande gleich sey. Der Baron setzte noch hinzu, eben der Theodor, der Marien gerettet habe, sey dieser Burgau. Der Graf Steinthal suche schon seit zwanzig Jahren seine verlorne Tochter, und habe nun, anstatt ihrer, seinen Enkel gefunden.

Der Brief ging ab, und man erwartete mit Verlangen, was weiter geschehen würde. Schall ging endlich, nach acht Tagen zu der Baronin, und redete zu ihr mit dem ganzen Nachdrucke, den ihm sein Unglück und seine Erfahrung gaben. Es

gelang ihm, das Herz seiner Nichte zu erschüttern; aber dennoch blieb sie fest bei ihrem Entschlusse. „Ich verlasse dich, Amelie," sagte er zuletzt, als sie ihm noch einmal erklärt hatte, daß sie nie einwilligen würde, und zuletzt wirst du mit deinem Stolze allein dastehen, wie der Giftbaum, der um sich her alles zur Einöde macht. Ich wollte, du liessest deines Vaters Bruder nicht so gehen! Aber — wenn du einst verlassen bist; dann, Amelie; werde ich noch immer ein Herz für dich haben!"

Die Baronin wollte so eben antworten! als ein verwirrtes Getöse auf dem Vorsaal erscholl. „Wo ist er?" riefen mehrere Stimmen. „O, wo ist er!" Die Thür ging auf, und an der Hand des Barons stürzten eine schöne Frau von mittleren Jahren und hinter ihr ein Mann mit mehreren Jünglingen und Mädchen — die ganze Familie Sommer — in das Zimmer.

Um Gottes willen, Madame Sommer! sagte der Baron; was ist Ihnen? Erholen Sie Sich! . . . Dies ist der Graf Steinthal. — Sommer? fuhr die Baronin auf. Madame, wer giebt Ihnen das Recht . . . ? — Aber die Frau hörte sie nicht, stürzte neben ihr weg, warf sich mit aufgehobenen Händen und mit lautem Geschrei vor Schall zur Erde, und beugte die Stirn an seine Kniee. Alle Kinder knieeten neben und hinter ihr.

Es war ein herzzerreissender Anblick. Schall wußte nicht, wie ihm geschah. „Was ist das?" rief er. „Sie irren Sich, Madame Sommer. Ich kenne Ihren Nahmen kaum. Erholen Sie Sich!" — Die Frau umfaßte seine Kniee noch fester, sah ihn mit jammernden Blicken an, und konnte nicht reden, weil der Schmerz ihre Worte erstickte. Endlich brachte sie mit einer gewaltsamen Anstrengung den Ausruf hervor: o, mein Vater! ich bin Julie! Ihre Tochter! — Steinthal fuhr heftig erschreckend und bleich zurück, legte die Hand an die Stirn, fragte zitternd: „wer? wer?" und sah mit verstörten Blicken voll Angst rings um sich.

Jetzt eilte Sommer hinzu, und sagte knieend: Verzeihung! Es ist Ihre Tochter, Ihre Julie! — „O, so gebt sie mir!" rief der Greis in bebenden Tönen, und fing an zu schwanken. Sommer sprang auf, und faßte den sinkenden Vater in seine Arme. „Julie! meine Tochter!" sagte der Vater matt: „komm! ich sterbe!" Der Baron hob Julien auf. Schall streckte die zitternden Arme nach ihr hin. „Meine Tochter, meine geliebte Tochter!" stammelte der Greis, und küßte nun die blassen Lippen seiner Julie, die an seiner Brust die Sinne verlor. Beide standen lange, von einander umfaßt, schweigend und schluchzend. Vergebung! brachte Julie endlich hervor. „Verge-

bung?" erwiederte Schall, sich erholend. „Julie! in dieser glücklichen, heiligen Stunde der Seligkeit, kein Wort von Vergebung! Nur Liebe! Liebe, mein wiedergefundenes Kind! meine theure Julie! nur Liebe, nur Dank für den Himmel, daß ich dich habe, dich in diesen Armen halte, aus denen du nie wieder kommen sollst!"

Jetzt entstand ein allgemeines Schluchzen. Heloise knicete neben Juliens Kindern nieder, und streckte Schallen, als sey er auch ihr Großvater, die Arme entgegen. Die Baronin schämte sich ihrer grossen Rührung, und verbarg die weinenden Augen in ihr Taschentuch. „Wo ist Theodor?" rief Schall jetzt, und blickte von seiner Tochter auf; doch sogleich sank sein Gesicht wieder auf ihre Schulter. Der Baron eilte aus der Thür, ihn zu holen. Burgau näherte sich endlich dem Vater und der Tochter. Er fürchtete eine zu heftige Wirkung von dieser Scene überirdischen Entzückens, faßte Schalls Hand, und bat ihn gerührt um Verzeihung. Da Schall nicht hörte, so rief er ihm zu: wollen Sie denn Ihre Enkel nicht segnen?

Endlich gelang es ihm, den Greis aus Juliens Armen loszumachen; und nun trat eine neue Scene von sanfterer Freude ein. Schall war von seinen Enkeln umgeben, und Julie nannte ihm

zitternd Aller Nahmen. Er küßte sie nach der Reihe, aber dazwischen auch seine Julie, als ob nur ihr alle Liebkosungen gehörten. „Wo ist Theodor?“ rief er jetzt zum zweiten Male. Theodor? sagte Burgau, die Achseln zuckend, und schwieg dann wieder. Jetzt trat die Baronin zu ihrer Cousine; und bei ihren sehr förmlichen Glückwünschungen fingen die Herzen an sich ein wenig zu beruhigen.

„O Julie,“ sagte jetzt der Vater; „warum so spät! warum hatte ich diese Stunde nicht früher!“

Julie lehnte sich an ihn, und sagte weinend: o, durfte ich denn Ihre Verzeihung hoffen? Mußte ich nicht immer fürchten, Sie würden mich und meine Kinder von Sich stossen?

„Aber warum jetzt? Julie, welcher gute Geist sagte dir . . .“

Aus einem Briefe von dem jungen Raubahn, dem Sohne meiner Cousine, erfuhren wir, daß Sie mich suchten, daß Sie mich liebten.

„Von dem Sohne meiner Nichte? Und wußte denn der . . .?“

Er kannte uns nicht; aber er liebt meine Tochter, diese hier, Wilhelminen. — Julie erzählte in wenigen Worten.

Freudig sagte Schall; „glückliche Mutter! Und dein Sohn, dein Erstgeborner, Theodor! Doch du kennst ihn ja schon, Julie. O, wo bleibt er!" — Julie schlug verlegen, ängstlich die Augen nieder. Burgau trat näher: und sagte: es ist dabei irgend ein Mißverständniß, liebster Vater. Theodor . . . wollte Gott, er wäre mein Sohn! Aber er ist es nicht, und wir sehen nicht ein, wie Sie auf den Gedanken gekommen sind, ihn dafür zu halten. Ja, meine Julie gebar auf unsrer Flucht einen Sohn. Es war in Senkenburg, einem Städtchen, zwei kleine Meilen von hier. Mein Vater, Sie verfolgten uns. Ich sah Sie auf die Post gehen, um Pferde zu bestellen. Wir wohnten fast gerade gegenüber. So nahe waren Sie uns. Ich hielt sie für den Feind unsrer Liebe, und verbarg mich ängstlich. Sie reisten ab, und kamen gegen Abend wieder. Unser Wirth, ein Arzt, und seine Frau waren gute, mitleidige Menschen, die sich so sehr für uns interessirten, daß wir ohne ihren Beistand von Ihnen entdeckt worden wären. Julie befand sich nach der Geburt bis zum Erstaunen wohl, und der Arzt versicherte, daß ein langsames Fahren ihr nicht schaden würde. Er verschaffte mir Pferde, und gab mir die Rei-

ferönte. Seine Frau, die kein Kind hatte, benetzte unsern Sohn mit Thränen der Liebe. Sie äusserte wohl hundertmal den Wunsch, daß wir ihr das Kind lassen möchten, und Julie sagte mir heimlich, sie wünschte dasselbe; ich wollte aber nicht einwilligen. Wir reisten ab. Ungefähr tausend Schritte weit von dem Städtchen bekam das Kind Zuckungen. Wir fuhren bis zu einem Zollhause, und hielten an. Die Frau im Hause sagte uns, das Kind könne die Reise nicht aushalten, und wenn wir auch langsam führen. In dieser Noth ließ ich den Wagen noch abwärts von der Heerstrasse bis an ein Dorf fahren, wo schon andre Pferde für uns bereit standen. Julie schrieb unterdessen im Zollhause ein Billet an den Arzt und seine Frau. Ich trug dann das Kind in das Städtchen zu dem Arzte zurück. Es war sonst niemand zu Hause, als eine alte harthörige Frau, der ich weiter nichts verständlich machen konnte, als daß sie das Kind ihrem Herr übergeben möchte. Ich schrieb noch einige wenige Worte an ihn, worin ich ihn bat, sich des Kindes anzunehmen.

Schall zeigte jetzt den Zettel, den Lindner auf Theodors Brust gefunden hatte. „Das schriebst du, liebe Julie?" (Sie bejahete die Frage.) „Nun erzähle weiter, mein Sohn Burgau."

Wir kamen nach Schlesien, und hielten uns in dem Gebirge bei einem Weber auf, der uns ein Stübchen geben konnte, bis ich endlich das Gütchen kaufte, auf dem wir so glücklich gewesen sind, als uns ohne Ihre Liebe, und bei der Angst vor Ihrem Zorne, möglich war.

„Und der Arzt? der Arzt?" fragte Schall dringend.

Ungefähr sechs Monate später reiste ich nach Senkenburg, um meinen Sohn abzuholen. Er war todt, mein Vater.

Todt? todt? . . . Nein! er war, er ist es nicht." Er sah Julien an, die mit offnen Armen auf ihn zu stürzte und ausrief: wie? er lebte noch? — Schall lenkte ein. Er machte eine finstre Miene, und sagte: dein Mann kann freilich Recht haben. Dieser Zettel hat mich vielleicht zu einem Irrthume veranlaßt."

Ich kann nicht an seinem Tode zweifeln, fuhr Burgau fort. (Heloise heftete das starre, halb erloschene Auge, worin ein Paar grosse Thränen standen, erwartungsvoll auf sein Gesicht.) Der Arzt war sehr erschrocken, als ich mich ihm zu erkennen gab. Es schien ihn selbst zu schmerzen, daß er mir den Tod des Kindes ankündigen muß-

te. Es war zwei Tage nach unsrer Abreise gestorben, wie er mir mit grosser, ganz augenscheinlicher Unruhe sagte. Ich reiste sehr traurig nach Schlesien zurück, und bereitete meine Julie allmählich auf die unglückliche Nachricht vor. Heute bei der Durchreise wollte ich den Arzt wieder sprechen, weil die so bestimmte Nachricht von dem Leben meines Sohnes in des Barons Briefe mich aufs neue zweifelhaft machte. Seine Frau ist todt. Er selbst war nicht zu Hause; ich habe aber meinen Bedienten mit einem Briefe zurückgelassen, worin ich ihn ersuche, mir den Todtenschein meines Sohnes hieher zu schicken. Der Bediente wird wohl bald kommen; ich habe ihm gesagt, er soll sich ein Pferd nehmen. — „Hm!" sagte Schall; „das war den siebzehnten oder achtzehnten März." — Richtig, den siebzehnten.

„Freilich," sagte Schall; „ich kann mich wohl geirrt haben. Nun, es wird sich ja am Ende finden."

Nein, rief Heloise jetzt ängstlich: Sie haben Sich nicht geirrt! Theodor ist gewiß Ihr Enkel. O Gott! er muß ès seyn! Warum hätten Sie ihn dafür erkannt? Dieser Zettel beweist ja . . . Woher haben Sie ihn denn? O! — sie umfaßte Schallen — auch Sie wollen ihn verstossen?

„Heloise,"

„Heloise," sagte Schall; „fürchtest du etwa, daß er Graf ist? Du liebst ihn; und wer er auch seyn mag: ich bin sein Vater, und du seine Geliebte! . . . Heloise, sey ruhig, und hoffe!" flisterte er ihr leise zu. „Es wäre mir nicht lieb," sagte er dann wieder laut, „wenn er jetzt käme!"

Aber Theodor war schon auf dem Wege nach dem Schlosse. Der Baron stürzte ohne Athem in Lindners Zimmer, wo dessen ganze Familie versammelt war, um Schalls Rückkunft zu erwarten. Alle sagten nur von Zeit zu Zeit einzelne Worte zu einander. Lindner allein unterbrach das einsylbige Gespräch, woran er keinen Theil nahm, zuweilen mit einem kräftigen Ausrufe. „Das ist," sagte er, „als ständen wir an einem Abgrunde, über den wir durchaus springen müßten, wenn wir glücklich seyn wollten. Wer bürgt uns dafür, daß wir nicht hinein stürzen? Ein betrübter Zustand! da hilft keine Philosophie!" . . . „Man bringe," rief er dann wieder, „einen Alexander in unsre Lage, wo er hofft und fürchtet; und ich gebe euch das Bischen Hoffnung, das ich noch habe, zum Pfande, er macht kein klügeres Gesicht, als wir. Da sind wir alle gleich schwache Adamskinder." . . . „Seht," hob er wieder an; „Schall wür-

de sagen: so, gerade so, sehen die Menschen von der Erde hinüber in die Ewigkeit, nach ihrem Erretter. Es ist aber — Gott sey Dank! — doch ein Unterschied. Hier steht jenseits die Frau Baronin, von der wir nicht viel erwarten dürfen; dort aber steht jenseits Gott. Da können wir den wahren Ehrensprung ins Grab mit Freuden machen; denn Gott wird uns nicht fallen lassen. Und, Theodorchen, nur gutes Muths! er läßt dich auch hier nicht fallen!"

Bei diesen Worten stürzte der Baron in das Zimmer, und warf sich an Theodors Hals. Theodor! rief er abgebrochen. O komm! komm! deine Mutter, dein Vater! sie sind da; sie erwarten dich. O mein Bruder! deine Schwester Wilhelmine ist meine Braut. (Alles umringte den Baron.) Herr Sommer in Schlesien ist dein Vater! Nein, nicht Sommer; Graf Burgau. Er und deine Mutter, Alle sind in unserm Hause. Komm! eile! — Lindner drängte sich hervor, und schloß den zitternden Theodor in seine Arme. „O Gott!" rief der alte Mann, und weinte wie ein Kind; „siehst du? wir sind hinüber! Er hat uns nicht fallen lassen!"

Der Baron riß Theodorn fort. „Wir Alle

gehen mit," rief Lindner. „Alle! Alle! Wie? deine Mutter? Nun, Gott Lob! ich habe gethan, was sie foderte. Und du bist doch mein Sohn, Theodorchen; nicht wahr? Jetzt sehe ich schon, wie es kommen wird. Erst hattest du gar keinen Vater, und nun werden sich zehn finden. Sagte ich nicht immer, daß ausgesetzte Kinder Glück haben?" So redend, ging Lindner ohne Hut und Stock neben seinem Pflegesohne her. Senk nahm für Sabine eine Enveloppe auf, und für seinen Schwager einen Hut. Lieber Gott! sagte er; da stürzen sie hin, wie sie gehen und stehen! Ich muß doch an Alles denken! Auch sein Sohn und dessen junge Frau waren Theodorn gefolgt. Senk schloß den Zug mit den Kleidungsstücken, und schalt hinter ihnen her über die Unordnung. Sie eilten aber zu sehr, als daß er sie einholen konnte, und drängten sich in das Zimmer, wo die Andern beisammen waren. Theodor stürzte zu Juliens Füssen hin; Lindner, Sabine, Marie, der junge Senk, und der Baron äusserten laut ihre Freude. Senk gab nach einigen Minuten seinem Schwager den Hut in die Hand. Dieser sagte aber verdrießlich: „ei was! ich brauche die Hände jetzt besser, als einen Hut zu halten! Sehen Sie denn nicht?"

Die andere Gruppe, die Lindner in gleicher Freude zu finden erwartete, sah zu seinem Erstaunen verlegen und befremdet aus. Julie blickte den knieenden Jüngling unruhig an, und machte keine Bewegung ihn zu umarmen. „Ei!" sagte Lindner zu Schall; „was ist denn das? Ich denke, es sollen hier zwei Freuden-Chöre werden, wie auf dem Griechischen Theater; und dort drüben sehen sie aus, als sollten sie den Sprung erst noch machen!" Schall sagte ernst: die Hauptperson fehlt noch, lieber Lindner; ein Bedienter. — Es wurde eine verlegene Stille im Saale. Julie sagte sanft zu Theodorn: ich würde sehr glücklich seyn, wenn Sie mein Sohn wären. — „Es ist Ihr Sohn!" rief Lindner ungeduldig; und Alle, die mit ihm gekommen waren, riefen es ihm nach.

Die Andern schwiegen, und einige schüttelten die Köpfe. Heloise trat endlich hervor, zog ihren geliebten Theodor vom Boden auf, und rief; du bist ihr Sohn nicht. Sie verstoßen dich Alle. Es liebt dich Niemand, als ich. — Theodor stand in grosser Bestürzung da. Lindner nahm jetzt ganz still den Hut aus den Händen seines Schwagers, und sagte: „wahrhaftig! da setzen sie ihn noch einmal aus. Nun, desto besser!" Er ließ den Hut fallen, und ging mit

offenen Armen auf Theodorn zu: „so bist du ganz allein mein Sohn, lieber Theodor! Es schadet nichts. Recht, mein gnädiges Fräulein! wir Beiden!"

Schall stand seit einigen Minuten am Fenster, öffnete es jetzt, und rief in den Hof: „hier oben!" Er machte die Thür auf. Der Bediente des Grafen Burgau trat in das Zimmer, und sagte: Herr Sommer, Ihr Sohn lebt hier in Lobenstein, bei einem gewissen Herrn Lindner. Der Doctor muß ein geitziger Mann seyn. Er hat das Kind noch an eben dem Abend spät von einem ganz fremden Kerl Herrn Lindner ins Fenster setzen lassen. Hier ist ein Brief von ihm. Schall las den Brief laut. Der Arzt gestand darin: er habe, als er das Kind zu Hause gefunden, sich der Last entledigen wollen. Lindner sey ihm dem Nahmen nach als ein herzensguter Mann bekannt gewesen; deshalb habe er sich entschlossen, ihm das Kind zu schicken. Als wieder nach dem Kinde gefragt worden sey, habe er in der Bestürzung gesagt, es sey todt, und sich hinterher geschämt, die Wahrheit zu gestehen. Seiner Frau sey die ganze Sache verschwiegen geblieben. Einige Zeit nachher habe ihm jemand wirklich gesagt, das Kind sey gestorben, und das habe denn sein Gewissen beru-

higt, welches ihn vorher oft zu dem Geständnisse seiner Unwahrheit angetrieben habe.

Man hörte den Brief nicht bis zu Ende an. Julie schloß ihren Sohn in die Arme, und jetzt erhob die andre Gruppe ein lautes Freudengeschrei, das Lindner aus voller Brust beantwortete. Theodor stand erst, von einem dichten Kreise umgeben, in den Armen seiner Eltern, und fiel dann aus einer Umarmung in die andre. Lindner warf den Hut wieder weg, und suchte sich an Theodor hinan zu drängen. Sein Gesicht glühete vor Freude; man hätte ihn aber für sehr zornig halten können, da er so heftige Bewegungen machte, und nicht eine Sylbe sagte. Theodor wurde immer aufs neue von einem Andren umfaßt. Lindner, der durchaus jemand an sein Herz drücken mußte, umarmte, was ihm vorkam, und in dem Gedränge auch die Baronin, die sich vergebens von ihm los zu machen suchte. Die Freude wurde immer lauter. Auch Senk konnte nicht länger widerstehen; er legte Enveloppe und Hut in das Fenster, und wagte sich mit in die freudige Gruppe.

Man hörte nichts als: „Mutter! Vater!

Sohn! Bruder! Schwester!" und ein lautes Schluchzen, das alle Herzen ganz erweichte. Lindner rief noch zuweilen durch den frohen Tumult: „mein Söhnchen! Theodorchen!" er arbeitete aber vergebens, zu ihm hin zu kommen, bis Schall endlich Beide zu einander brachte.

Jetzt stand Theodor in den Armen seines Wohlthäters und seiner Eltern, und alle Uebrigen umringten die Gruppe, noch immer Thränen der Liebe und Freude weinend. Nur die Baronin blieb entfernt von dem Kreise; endlich aber ging sie zu Heloisen, faßte sie in ihre Arme, und sagte schluchzend: o Heloise! willst du mich auch so lieben, wie diese Menschen einander? — — Heloise antwortete: Mutter! theure Mutter! das ist ja mein heissester Wunsch! O, schenken Sie mir die Liebe, die ich so lange entbehren mußte!

Mein Kind! sagte die Baronin erschüttert; meine Heloise! Wo ist dein Bruder? — (Der Baron kam.) O, mein Sohn! o meine Tochter! laßt uns einander lieben! Seyd meine Kinder; ich will von jetzt an eure Mutter seyn. — Beide knieeten mit weichen Herzen, und Thrä-

nen in den Augen vor ihr nieder. Sie beugte sich zu ihnen hinunter, und weinte zum ersten Male Thränen der Liebe.

Jetzt wendeten Alle die Augen auf die Mutter mit ihren beiden knieenden Kindern. Die Baronin rief: auch ich habe euch wiedergefunden, meine geliebten Kinder. Jetzt, jetzt erst! O, ich bitte euch, liebt mich, und seyd glücklich.

Theodor riß sich aus den Armen seiner Mutter, und sank an Heloisens Seite nieder. Mein Sohn! meine Tochter! sagte die Baronin. Gott segne euch! Der Baron führte Wilhelminen zu ihr. Die Baronin umarmte beide Paare, und verbarg dann die weinenden Augen wieder in ihr Tuch.

Schall ging zu ihr, zog das Tuch sanft von ihren Augen weg, und sagte: „Amelie laßt uns diese schönen Thränen sehen! Sieh, jetzt herrschest du hier; denn nicht bloß die Kniee deiner Kinder haben sich vor dir gebeugt, sondern auch ihre Herzen." Die Liebenden schlossen einander mit Entzücken in die Arme, und Lindner sagte zu Schall, indeß grosse Thränentropfen über seine Wangen rollten: „womit habe ich es verschuldet, Herr Schall, lieber Graf, daß ich nie ein Weib

an diese Brust, nie ein Kind an mein Herz drük-ken konnte! Ich stehe hier mitten unter den Al-len, wie ein Fragment aus einem Klassiker, das weder Anfang noch Ende hat."

Guter Lindner, sagte Schall; sind denn nicht die Alle deine Kinder? sind wir nicht Alle deine Geliebten?

„Das ist wahr!" rief Lindner laut; „weiß Gott wahr!" Er warf sich wieder in den Hau-fen, umarmte jeden, und rief: „ich liebe euch alle! Ihr seyd alle meine Kinder!" Sein Tau-mel theilte sich mit, und Alle stürmten froh jauch-zend durch einander. Schall sagte andächtig vor sich: guter Gott! gieb allen Familien solche Liebe, solche Freuden; und die Erde wird ein Himmel seyn!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Theodor

Bd.: 2

Frankfurt & Leipzig (1800)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 873 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278380-5
VD18 80274609-001